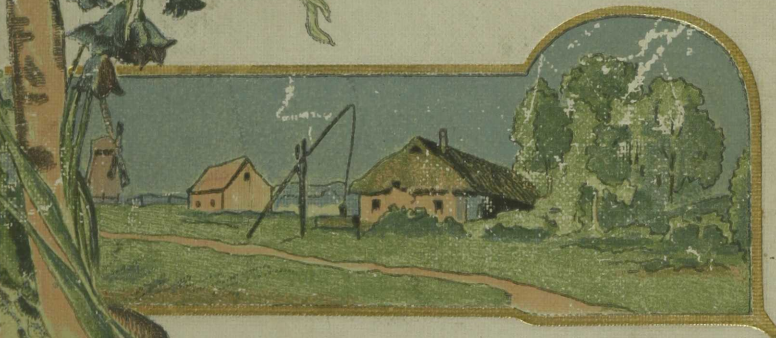




Heimatsstimmen

Ein baltisches Jahrbuch.



R. v. Mühlen

Heimatstimmen.





Helene von Engelhardt

Heimatstimmen.

Ein baltisches Jahrbuch

(mit Illustrationen).

Herausgegeben

von

Carl Hunnius und Viktor Wittrock.



Reval.

Franz Kluges Verlag.

1904.

Inhalt.

	Seite
Heimatsstimmen. Gedicht von Helene von Engelhardt . . .	1
Narva-Erinnerungen von Carl Hunnius (mit Abbildungen) .	3
Der Paskgänger. Ein Erinnerungsblatt von Helene von Engelhardt	29
Neue Gedichte von Maurice von Stern:	
An die Heimat	49
Jaamilied, Kullerkupnd!	51
Friedenstraum	53
Eine Fußwanderung mit Schülern durch Livland. Tagebuchblätter von Viktor Wittrock (mit Abbildungen):	
Im Postwagen von Dorpat nach Werro	59
Kaseritz und Neuhausen	76
Über das Hahnhoffsche Hochplateau nach Range	87
Kosse-Lakna-Schreibershof-Oppekalm	95
Auf nach Marienburg!	104
Ein Rasttag in Marienburg	112
Bei sinkender Sonne von Marzen nach Festen	119
Ein Regentag in Festen oder gaudeamus igitur	125
Die Dünafahrt von Stockmannshof bis Kokenhusen	129
Letzte Eindrücke in Kokenhusen	140
Die Rückkehr über Riga	146
Anhang. Winke für Fußwanderungen durch die Heimat .	149
Herbstmorgen. Gedicht von Carl Hunnius	155
Herr Meehlhose und die heilige Peterfilie. Eine Schelmengeschichte von Eugen Bergmann	156
Die Bergkirche unseres Erlösers zu Wang. Eine Skizze von Mag. theol. J. Frey (mit Abbildungen)	171

	Seite
Skizzen aus der Wirksamkeit Prof. D. Wilhelm Folcks von Paul Willigerode (mit Porträt)	182
Übertragungen aus dem Russischen von Carl Hunnius:	
Aufs Land	203
Feuer im Walde	206
In Segewold	207
Eine Reise auf die Insel Patmos von Mag. theol. Alexander Berendts (mit Abbildungen)	208
Übertragungen aus dem Lettischen von Carl Hunnius:	
Mirdsas Lied	249
Hör, Blizänglein	250
Harfenklänge	251
Die Kunst an den Gräbern von Alfred Graß (mit Abbildungen)	252
Sonett von Karl Freiherr von Fircks	263
Am heiligen Pfingstabend. Eine Idylle vom Ufer der Narova von Carl Hunnius (mit Abbildungen)	264
Übertragungen aus dem Estnischen von Carl Hunnius:	
Dem Frühling entgegen	292
Tränen	294
Vaterländisches Lied	296
Die Bedeutung der Sauberkeit in der Hygiene von Dr. med. C. Ströhmborg	297
Im Dom zu Köln. Eindrücke eines baltischen Protestanten von Carl Hunnius (mit Abbildungen)	310

Heimatstimmen.

O reich an Stimmen ist die schöne Welt!
Im Meeresbranden hörst du sie erklingen . . .
Sie brausen dir vorbei auf Windesschwingen,
Zu wildem Chor geheimnisvoll gesellt. —
Sie grüssen niederwärts in stolzer Kraft
Mit ernster Glocken weihevollen Zungen, —
Und weben wundersam und märchenhaft
In grünverhang'nen Waldesdämmerungen. — —

Und weil so viel der Stimmen um ihn her,
Daran des Menschen sinnend Herz sich freute,
Gewährt ihm Gott die Kunst, auf dass sie deute
Was rings in Klängen flüstert ahnungsschwer:
Drum was von Stimmen rauscht in Strom und Wald,
Was Sturmeswehn erfüllt und Vogellieder,
Und was im Glockenklinge bebt, — das hallt
Aus eines Landes Dichterstimmen wieder.

Denn feiner, — tiefer fasst des Dichters Ohr: —
Aus niedrer Hütt', aus ärmlichen Mansarden,
Aus Moor und Kiefernwaldung tönt dem Barden
Frau Sages Stimme lebensvoll hervor!

Ihn grüsst verborgner Mund aus Blum' und Erz . . .
Ihm müssen selbst der Heimat Steine reden, —
Und süßbestrickend schlingen um sein Herz
Die Heimatstimmen sich wie Zauberfäden! . . .

O Heimatstimmen, eint euch dichtgeschart! . . .
So künde denn das Wort, das stimmungsvolle,
Was mannigfach dem Sohn der Baltenscholle
Gedankenwelt und Leben offenbart.
Und wenn Natur in Schweigen sich gehüllt, —
Und wenn die Weihnachtskerzen hell erglimmen, —
Dann naht herzu, und bietet geisterfüllt
Uielholden Gruss, ihr trauten Heimatstimmen!

Helene von Engelhardt.



Narva-Erinnerungen

von

Carl Summius.

Geschichtliches und Persönliches.

(Bildschmuck von Hermann Kurtz in St. Petersburg.)

I.

Narva ist ein Städtlein, das eine berühmte Vergangenheit hat. Der nordische Krieg, in dem sich Polen, Rußland und Dänemark gegen einen 18jährigen Jüngling verbündeten, beginnt mit der Einsetzung des Herzogs von Holstein-Gottorp, des Schwagers Karls XII., in seine durch die Dänen gefährdeten Rechte. Diesem ersten kriegerischen Erfolge des nordischen Richard Löwenherz folgte sein Zug nach Estland und Ingermanland, und in beispiellos kurzer Zeit ist die mächtige, von Peter belagerte schwedische Festung Narva entsetzt, eine kriegerische Großthat ersten Ranges vollbracht, die an den Sieg Alexanders des Großen bei Arbela-Gaugamela erinnert und den Glanz der Waffen des großen Gustav Adolf am baltischen Meere wieder aufleuchten läßt, unter der Führung seines genialen königlichen Entels.

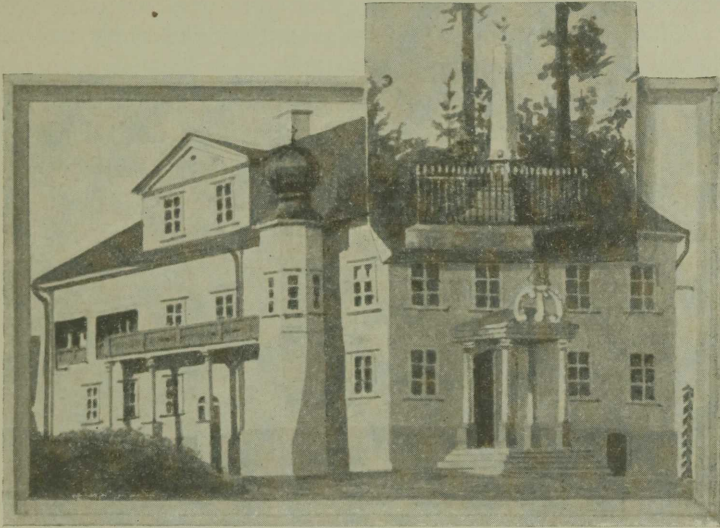
Die Wasser der Narova färbte russisches, deutsches, schwedisches Blut. Ein dänischer König und ein russischer Großfürst erbauen sich gegenüber ihre festen Burgen, die, nur durch den reißenden Strom getrennt, auch heute noch als Zeugen grauer Vorzeit wie ein Dardanellentor herüber und hinüber grüßen. Das Gebiet der deutschen Schwertritter berührte sich hier mit dem moskowitzischen Reiche.

Der Fluß war die Grenzscheide einerseits zwischen Esten und Deutschen und andererseits zwischen den finnischen Ingren oder Isthoren und dem Volk der Russen. Die Ostseeprovinzen hatten in Narva ihre letzte Grenzmark. Jenseits des Stromes betrat man gleichsam ein neues, völlig anders geartetes Land, die Laute einer anderen Sprache berührten das Ohr, die Bauart der Häuser, die Kleidung der Einwohner, die Eigenart des Lebens — alles erinnerte den aus Narva nach Zwangorod über die Narovabrücke Schreitenden, daß er eine alte, in ihrem Stil an die Bauart Lübecks oder Bremens erinnernde, ehemalige deutsche Hansastadt verlassen und eine völlig russische Stadt betreten habe. Aber auch eine religiös-konfessionelle Grenzscheide bildete die Narova. Es ist die zwischen griechisch-russischem und evangelisch-germanischem Christentum. Der „lange Herman“, der riesige, massive, alte schwedische Wartturm, der die Befestigungen Narvas dem russischen Zwangorod auf der anderen Seite des Stromes gegenüber so stolz abschließt, — war uns Kindern, die so oft an seinem grauen Fuße vorübergewandelt, gleichsam das ragende Sinnbild der lutherischen Vaterstadt, „eine feste Burg“, das Bild der Erhabenheit und Uneinnehmbarkeit, ein Symbol des streitbaren, bluterkämpften Glaubens der Väter.

Die drei Kirchen Narvas waren ursprünglich alle evangelisch-lutherisch. Erst Peter der Große hat im Jahre 1704, wo die Stadt definitiv in russischen Besitz überging, eine der Kirchen den Schweden genommen und in die russische Kathedrale zur Verkörperung Christi umgewandelt. Zwangorod mit seinen ausschließlich griechischen Kirchen und Kapellen trug namentlich in der Osterzeit, wo die ganze Woche hindurch das Geläute der russischen Glocken nicht verstummt, viel dazu bei, den Genius loci sofort als einen slavisch-griechischen zu markieren und von dem des lutherischen Narva zu unterscheiden, dessen ehrwürdige und langsam schwingende Glocken von St. Johannis in einem drastischen Gegensatz zum bunten Gesumm der unzähligen Glockenstimmen standen, die von jenseits der Narova herüberklangen.

Aber Narva ist nicht nur ein historisch berühmter, sondern auch ein landschaftlich ungemein reizend gelegener Ort. Der

Blick, der von den historischen Wällen hinabschaut, die jetzt nach der Schleifung der Festung in hochgelegene Gärten der Semiramis verwandelt sind, nimmt kein glänzendes und unendliches, aber ein höchst liebliches und charakteristisches Bild in sich auf, dessen



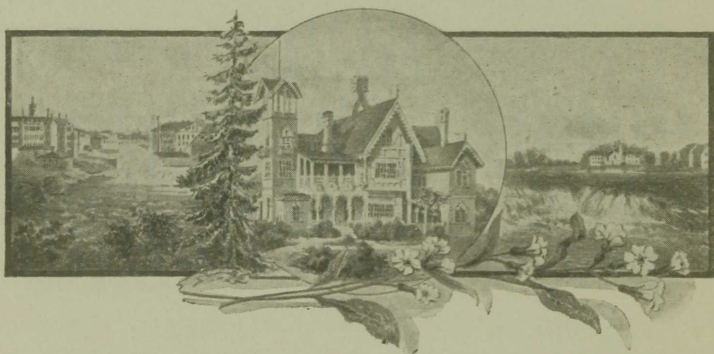
Palais Peters des Grossen
gegenüber der „dunklen Pforte“.

Peterdenkmal
auf Grossholm bei Narva.

Zauber noch erhöht wird durch die historischen Erinnerungen, die sich hier an jedes Stückchen Erde knüpfen. Ich bitte den Leser, mir auf den Balkon des alten ehrwürdigen Palais Peters des Grossen, das unmittelbar an die Festungswälle grenzt, zu folgen, die hier noch zum großen Teile stehen geblieben sind und von deren grasüberwachsenen Plattformen sich ein großartiger Blick über den Strom und das gegenüberliegende Zwangorod bietet. Das Innere dieses historisch denkwürdigen Hauses, in dem der Zar 1704 gewohnt, war schon in meiner Jugendzeit zum archäologischen und antiquarischen Museum umgewandelt. Auch dienen einige seiner Räume den pädagogischen Zwecken der JohannisKirchenschule, eines Progymnasiums mit deutscher

Unterrichtssprache, welches übrigens in der Folgezeit wieder eingegangen ist, da ein russisches Gymnasium zu starke Konkurrenz machte. — Eine alte ehrwürdige Zugbrücke ermöglicht es uns, direkt vom Balkon über die Straße den Gipfel des Walles zu betreten.

Welch ein Blick! Drunten tief zu unseren Füßen die reizende Narova, deren Bogen sich unterhalb der Stadt erst zu beruhigen beginnen, nachdem sie $\frac{1}{2}$ Stunde stromaufwärts die berühmten, etwa 30 Fuß hohen Wasserfälle bei Joala gebildet, die den ganzen Wasserreichtum des Peipussees dem Finnischen Meerbusen zuführen. Vor uns das auf sanft ansteigenden An-



Tuchfabrik
des Barons Stieglitz.

Villa Stieglitz
(Pólowzeff) bei Narva.

Joala-Wasserfall.

höhen gelagerte Iwangorod mit seinen Kirchen und Kapellen. Links — die Stadt liegt ohnehin auf einer natürlichen Anhöhe — breitet, zum Strome langsam abfallend, sich das Laubmeer des Stadtparks an den grünen, hohen Narovaufern aus, von den ragenden Wällen zur Stadt hin abgeschlossen, und durch die sogenannte „dunkle Pforte“ erreichbar, die wir als Kinder nur unter andächtigen und ängstlichen Schauern zu durchschreiten vermochten. Der gemessene Schritt der schweigenden Schildwachen, die hier postiert waren, der eigentümliche feuchtkalte Moder- und Steingeruch, untermischt mit dem Dufte von Kommißbrot und Kohl, der Kasernennahrung des russischen Soldaten — die ge-

heimnisvolle Dunkelheit dieses alten Festungstores, das unheimliche Schallen und Tönen unserer Tritte auf den Granitfliesen, während wir dasselbe passierten — alle diese Erinnerungen, die sich unauslöschlich der Phantasie des Kindes einprägten, erhöhten den grotesken Reiz dieses Ortes, der einem empfänglichen Gemüte so viel Stoff zum Sinnen und Denken bot.

Wir atmeten stets auf, wenn der rosige Tageschein und der würzige Duft des Gartens nach der drückenden Kerkerluft uns wieder umfing — und der zauberische Spiegel des Stromes blitzend durch die grünen Kronen der Ahornbäume, Birken, Eschen und des Faulbaums, welche hinter der „dunklen Pforte“ so üppig wucherten, unser Auge begrüßte. Die Narova, auf der bis heute ein reicher Lachs- und Neunaugensfang betrieben wird, bot immer ein fesselndes, lebendiges Bild. Einer alten Beschreibung der Schlacht bei Narva (vom 20./30. November 1700) in der Biographie Karls XII. aus dem Jahre 1705 entnehme ich die Tatsache, daß es schon damals „viel Aale“ (wohl Neunaugen) in dem Flusse gab. Da man mit den vielen Tausenden von erschlagenen Kriegern auf dem Wege des Begräbnisses nicht fertig werden konnte, so entledigte man sich der Leichen, indem man sie in den Strom warf. Da heißt's in der alten Chronik: „Eben durch dieses letztere ist es geschehen, daß die Aale ziemlich wohlfeil, ja gar verächtlich wurden. Denn weil sich diese Art der Fische, welche sich in diesen Gegenden in großer Anzahl findet, auf die faulende und zerfließende Aesser gesetzt, dieselbigen ausgesogen und angefressen, so gab es nicht allein ein Ansehen der von den Schlangen erbissenen Kinder Israel; sondern es erweckte denen Zuschauern und andern, die es nur hören sagen, einen solchen Ekel, daß man keinen Aal, sonderlich wenn er eine feine Größe erlangt, anbringen kunte. Ja! je größer und ansehnlicher ein solcher Fisch gewesen; je ehe wurde er für einen so vernaschten Narvanischen Kostgänger gehalten. Auch die Unschuldigen kamen dadurch in Verachtung. Aber genug davon, daß nicht uns ein Ekel erweckt werde.“

Bei uns Kindern, denen diese historischen Antezedentien noch unbekannt waren, erregten die merkwürdig dütenartig geformten

Neze für den Neunaugenfang, die an den Ufern lagen und bis tief in den Strom reichten, viel Interesse. Sie verleihen der Narova bei Narva etwas sehr Charakteristisches. Merkwürdig ist es mir, in der Lebensbeschreibung Peters des Großen einen Zug beim Knaben entdeckt zu haben, der mich an die eigene Jugend erinnert: die Furcht vor dem Wasser. Es findet sich eine Stelle bei Voltaire, Geschichte Karls XII., in der es heißt: „In seiner Jugend konnte er über keine Brücke fahren, ohne zu zittern. Er ließ dann die Vorhänge seiner Kutsche schließen, aber sein Mut, sein Genie wußte die Schwachheit seiner Natur zu besiegen.“ —

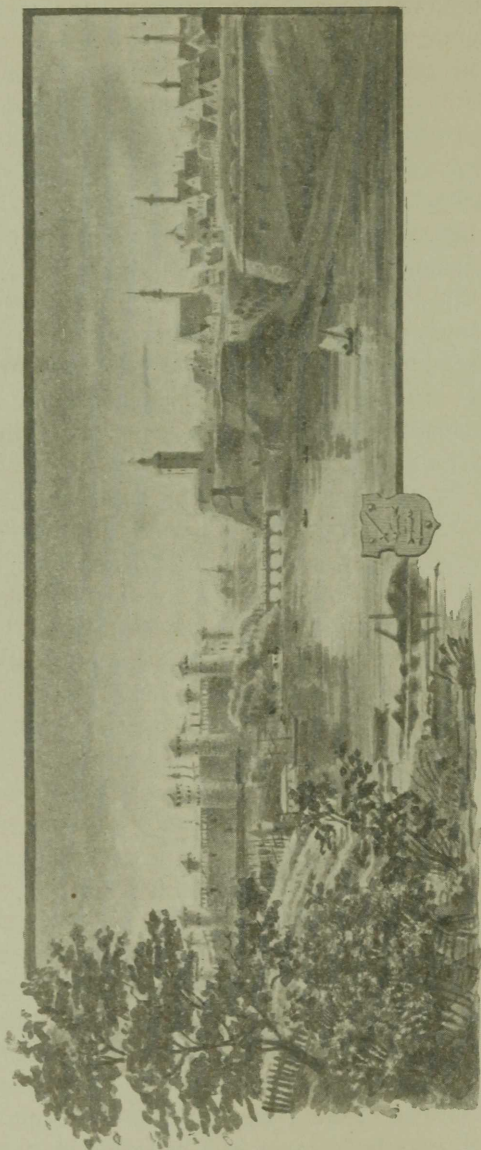
Auch mich kostete es stets einige Überwindung, die große, von Alexander II. gebaute Brücke, die deutsch und russisch Narva verbindet, in den Knabenjahren zu passieren. Das Rauschen des strudelnden Wassers, das sich an den großen steinernen Pfeilern schäumend brach, wirkte beunruhigend auf mein Nervensystem und ich entsinne mich gut, wie ich mit einem Gemisch von Unbehagen und aufrichtigem Gruseln durch die hie und da zum Herablassen des Unrats und Staubes an der Brücke angebrachten Abfallröhren hinabblühte, wo tief unten die blaugrüne Strömung blitzschnell vorüberschoß.

Hinter dem Garten der „dunklen Pforte“ macht der Fluß eine Biegung und fließt langsam und majestätisch an reizenden Villen und Baumgruppen vorüber. Diese Wendung entzieht dem von der Bastion Peters Hinablickenden die Ansicht des Hafens mit seiner Schiffsbrücke und seinem Mastenwalde. Das alte Narva, das einst seinen eigenen Superintendenten besaß, vor der Gründung Petersburgs ein Glied der Hanse war und namentlich mit Lübeck in lebhaften Beziehungen gestanden hat, trieb einen ansehnlichen Handel. Seine geographische Lage machte es zur Vermittlerin zwischen dem russischen Osten und dem deutschen Westen. In meiner Jugendzeit war der Handelsumsatz, der etwa 2 Millionen Rubel im Jahre betrug, schon nur noch ein ärmlicher Nachglanz früherer meerbefahrender Größe.

Hinter unserem Standorte breitet sich die Altstadt aus auf einer sich vom Fluß erhebenden Anhöhe, die etwa 70 Fuß über

dem Meere liegt, mit ihrem altherrwürdigen 1683 erbauten dreistöckigen Rathause und dem Stadtwappen über seinem Thor, den silbernen Fischen und Kugeln und den gekreuzten Schwertern, das ihr einst von König Johann III. von Schweden verliehen worden war, das Denkzeichen einer glorreichen Vergangenheit; übrigens gibt eine Chronik aus dem Jahre 1705 für das 15. Jahrhundert noch drei Löwen im Stadtwappen an, die auch Reval noch heute führt. Der Turm der Börse und Gilde, die mit Silberblech beschlagenen Kuppeln der russischen Kathedrale, dicht nebenan die feine, schlanke Nadel der himmelanstrebenden lutherischen Johanniskirche, mehr nach hinten die mehr untersetzte, schlichte und ziemlich stilllose schwedische Kirche mit ihrem dunkeln Eisenblechdache — und die hohen, spitzgiebeligen Steinhäuser mit ihren Dachkammern und Erkern, dazwischen öffentliche Plätze und schöne gepflasterte Straßen, — man glaubt ein altdeutsches Städtebild zu schauen, wenn nicht hier und dort zerstreut die lange, gelbe Fassade eines sogenannten „Kronsgebäudes“ in seinem Kasernenstil und eine griechische Tschassownja (Kapelle mit Heiligenbild und ewiger Lampe an den Kreuzungsstellen der Straßen) auftauchen würden, vor welchen ein russisches, bärtiges Bäuerlein still steht und sich andächtig bekreuzt. Wir erinnern uns, daß wir in Rußland leben, und gerade diese Mischung der Nationalitäten und Konfessionen zweier verschiedenartiger Kulturwelten, die Vereinigung von Byzanz und Wittenberg, Moskowien und Germanien, verleihen diesem Städtlein seinen ganz eigenartigen Zauber.

Die Stadt, die jetzt etwa 18000 Einwohner zählen mag, läßt in ihrer noblen und altpatrizischen Bauart, trotzdem sie klein ist, von vornherein den Beobachter auf eine höhere Bedeutung und einen größeren Umfang schließen. Jeder Schritt erinnert uns daran, daß wir es hier nicht mit einem gewöhnlichen Krähwinkel, sondern mit der Tochter einer größeren Vergangenheit zu tun haben. Von Waldemar II., dem Erbauer Revals und dem Eroberer Desjels, 1224, — eine russische Chronik nennt Dietrich von Riedel als Gründer, das Jahr 1226 als Gründungsjahr — also 5 Jahre nach der estländischen Metropole



Narva a. d. Narova.

gegründet, verdankt es seine Berühmtheit hauptsächlich den beiden Belagerungen durch die Russen im Jahre 1700 und 1704; in beiden Fällen hat die Einwohnerschaft unter ihrem tapferen schwedischen Kommandanten Horn sich wacker verteidigt, — aber auch schon frühere Jahrhunderte haben diesen Ort hart geprüft. Es gehört zu den Seltenheiten, daß ein fester Punkt so sehr durch Jahrhunderte hindurch der Zankapfel und das stets wiederkehrende Streitobjekt verschiedener sich befehrender Nationen gewesen ist. Ein kurzer Rückblick über diese Kämpfe bis zum Jahre der denkwürdigen Schlacht unter Karl XII. möge es beweisen, wie hier von jeher viel Blut geflossen ist.

Die Gründung des 1492 am Fronleichnamstage durch Iwan III. Wassiljewitsch, erbauten und nach ihm benannten Zwangorod wird vielleicht der Ausgangspunkt vieler dieser Kämpfe gewesen sein. Das schöne, zinnengekrönte Schloß mit seinen ragenden Türmen, deren Fuß von den schäumenden Fluten der Narova unausgesetzt umspült wird, erhebt sich, dem „langen Herman“ gegenüber, so trotzig herausfordernd und phantastisch kühn in die Luft, daß man nur das eine nicht versteht, wie dieser imponierende und geradezu uneinnehmbare Bau unter den Augen des Feindes hat aufgeführt werden können. Die Chronik erzählt uns, daß die Erbauung der Johannsburg „so eifrig fortgegangen, daß sie noch in selbigem Jahre, mit allen ihren hohen und dicken Türmen, gegen Mariä Himmelfahrt fertig worden.“ Schon 1496 eroberten jedoch die Schweden Svante Nilson und Erich Trolle, zwei Kriegsobersten, mit Sturm die Festung und „begaben sich zurück nach Finnland, worauf die Russen selbiges Schloß gleich wieder bezogen und was die Schweden eingerissen hatten, wieder aufführten.“ Den 12. Mai 1558 kommt die Stadt in den Besitz des Großfürsten Iwan IV. Wassiljewitsch des Schrecklichen. Joh. Salom. Semler in seiner vortrefflichen „Allgemeinen Welthistorie der neueren Zeiten“, Teil 11 (Halle 1765, Justinus Gebauer — der Name ist merkwürdigerweise ein altnarvascher), schildert die Veranlassung jener Besitzergreifung durch die Russen folgendermaßen: „Der livländische (schwedische) Befehlshaber der Stadt Narva löste aus unzeitigem Mutwillen einige Kanonen

auf Zwangorod oder russisch Narva und tötete verschiedene Untertanen des Zars, die sich auf einem offenen Platze ganz unbewaffnet versammelt hatten. Die Russen, welche den Stillstand heilig beobachteten, machten nicht einmal den geringsten Versuch, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; sie gaben aber dem Zaren Basilowiz von diesem Angriff sogleich Nachricht, welcher, höchst darüber entrüstet, den livländischen Abgesandten bei ihrer Ankunft sagte: er sehe ihre Nation als eine Rotte meineidiger Böfewichter an, die aller Redlichkeit sowohl als ihrer alten Religion entsagt hätten; sie möchten sich nur mit ihrem Gelde und ihren Vorschlägen zurückbegeben und ihren Landsleuten kund machen, daß seine Rache bald über sie kommen solle.“ Ein Heer von 300000 Russen „mit Artillerie und Kriegsbedürfnissen wohl versehen“, nimmt dann auch nach 9 Tagen die Stadt ein und überschwemmt Livland.

Schon einige Monate vorher, mitten im strengen Winter, am 22. Januar 1558, hatte ein tatarischer Fürst „Zar Sigalei, ein grausamer Wüterich,“ an den unglücklichen Narwenfern seine Schandtaten verübt. An der Spitze einer moskowitzischen Armee von 40000 Mann bedrängt er die Stadt, läßt alte und junge Leute niederfäbeln, unmündige Kinder an die Pfähle speißen, vielen Leuten Löcher in die Seiten schneiden, Büchsenpulver hineinschütten und selbige damit von einander sprengen; viele Frauen und Jungfrauen von edlem Stande wurden öffentlich mißbraucht und nach der Tatarei geführt. Alles, was fortzubringen war, wurde weggeraubt und das übrige angezündet. Ende Februar schreibt Sigalei aus seinem Feldlager in Zwangorod an die livländischen Stände: „Es wäre ihm leid, daß Livland in solches Unglück gerathen; sie sollten aber gedenken, daß sie solches mit ihren Sünden verdient hätten, weil sie dem Großfürsten aller Russen vorgelogen; sie möchten sich aber noch demütigen, den Tribut bringen und um Gnade bitten, daß nicht mehr Blut in Livland möchte vergossen werden.“ „Das Elend, so dazumal seinen Anfang genommen, war größer“, schließt der Chronist, „als man es beschreiben kann, und so viel unerträglich, weil sich nirgends eine Hilfe erblicken ließ.“

1579 belagern die Schweden unter Horn die Stadt vergeblich. Erst eine große Armee unter Pontus de la Gardie greift im Frühling 1581 Narva mit Erfolg an. „Dieser General bewog seine Soldaten durch das Versprechen, ihnen eine 24tündige Plünderung zu erlauben, die Stadt mit solcher Wuth zu bestürmen, daß sie gar bald Meister davon wurden und 7000 Russen in Stücke hieben. Von Narva gingen sie nach Zwanigorod, welches kapitulierte.“ (Semler a. a. D. S. 217.) Schon damals nennen alte Chronisten die Stadt „nicht groß, aber die Häuser sind wohl gebauet und der Handel, vornehmlich mit Flachs, ist ansehnlich.“ 1590, 1601 und 1602 nennt eine andere Chronik noch als die Jahre, wo wieder einmal die Schweden diese historische Kriegs-Märtyrerin „unter König Carolo“ arg verwüsten, so daß „dessen Herr Sohn König Gustav Adolf große Mühe angewendet, daß er die Handlungen allda wieder aufbringen möchte. Wie er denn nicht allein Kaufleut und Einwohner aus den Niederlanden dahin beruffen lassen, sondern auch selbige mit stattlichen Freiheiten begabet hat.“ — — — — 1658 hält Narva wieder Belagerungen der Russen aus, bis dann das 18. Jahrhundert jene bedeutsamen letzten Kriegskämpfe um den Besitz dieses Ortes zwischen Schweden und Russen bringt.

II.

Das Jahr 1700 rückt heran. Der nordische Krieg ist eröffnet. Wir folgen bewundernd dem Schwedenkönig, der mit einem Schlage aus einem Träumer und Bärenjäger ein zielbewußter Kriegsheld geworden und seine Umgebung in wachsendes Erstaunen versetzt. Karl XII. gehört zu den außergewöhnlichsten Menschen, die je gelebt. Gefahren gibt es für ihn nicht. Die Energie im Verfolgen einmal gefaßter Pläne grenzt an Starrsinn, seine Tapferkeit wird Tollkühnheit. Großartig ist der Edelsinn des Königs. Seine Handlungen sind von wahrhaft königlicher Noblesse. Seine Idealität, die nur Throne erobert, um sie zu verschenken, und die keinen Anspruch erhebt, auch nur die geringste Bequemlichkeit vor dem gemeinen Soldaten voraus-

zuhaben — hat etwas Heroisches. Die Lektüre der Jünglingsjahre, Cäsar und Alexander, erfüllen seine Brust mit den höchsten kriegerischen Vorbildern. Jener verschmähte gedrosische Trunk im Leben des Macedoniers gehört für Karl zu den selbstverständlichen, fast möchte man sagen, täglichen Entbehrungen. Seine Feldzüge sind reich an ähnlichen Thaten des Verzichts. Kein Wunder, daß ihn seine Soldaten grenzenlos lieben und verehren. Die in der That oft kaum glaublichen Strapazen, die er seinen Truppen zumutet, wären ohne einen solchen König gar nicht zu ertragen gewesen. Aber der letzte Bauer seines Reiches, der letzte Soldat seines Heeres weiß, daß ihr König in seiner Entsagung und im Erdulden der ärgsten Entbehrungen allen vorangeht.

Dabei unterstützt ihn eine eiserne, den härtesten klimatischen Unbilden gewachsene Konstitution. Er schläft in seinem Mantel gehüllt auf bloßem Boden. Seine Lieblingsnahrung ist schwarzes Brot. Er verschmäh't den Wein und bleibt sein Leben lang unvermählt, scheinbar ohne Verständnis für die Gewalt des Ewig-Weiblichen. Er hungert einmal sechs Tage, macht darauf einen anstrengenden Ritt von mehreren Stunden, speißt sehr reichlich bei seinem Schwager, dem Prinzen von Hessen, und erhebt sich in der besten Laune von der Tafel, ohne daß auch nur eine Spur von Unwohlsein diese diätetische Ungeheuerlichkeit bestrafen hätte.

Er ist, bis der Tag von Poltawa ihm diesen Namen raubt, der Unüberwindliche. Furcht und Schrecken vor seinen überraschenden Erfolgen gehen vor ihm her. Freilich — es ist nicht zu vergessen — er stand an der Spitze der Truppen Gustav Adolfs. Er besaß zwar den Mut und Edelsinn seines großen Vorfahren, — ihm fehlte nur die Mäßigung der Besonnenheit, die immer das letzte Erkennungszeichen des wahren Genies bleibt. Wie Friedrich der Große jung zur Regierung gelangt und plötzlich wie dieser einer feindlichen Fürstentrias gegenübergestellt, errang er in der Schlacht bei Narva, ohne durch die vorhergehende Schule der schlesischen Kriege, wie der Preußenkönig, für die Gefahr großer Erfolge vorbereitet zu sein, in beispielloser Leichtig-

feit seine Vorbeeren von Leuthen — aber dieser Sieg blieb in seinen Resultaten fast fruchtlos.

Auch Boltawa, ein schwedisches Kolin, wurde nicht sein Lehrmeister. Wenn dieser König an der Spitze seines disziplinierten Heeres alle Hindernisse spielend überwindet, mit mehreren Wunden im Leibe noch stundenlang kaltblütig Befehle erteilt und in der Schlacht sich den größten Gefahren aussetzt, ohne ihrer zu achten — so erinnern diese Leistungen an die Schlachtenfreudigkeit der nordischen Berserker; aber überschauen wir den reellen Erfolg dieses Lebens, so ist derselbe ein geringer. Schweden scheidet erschöpft durch die Opfer des nordischen Krieges aus der Reihe der europäischen Großmächte und tritt seine Machtstellung am baltischen Meere dem Zaren ab.

Die geheimnisvolle Kugel von Friedrichshall erscheint wie ein göttliches „Bis hierher und nicht weiter!“ und wirft den letzten tiefen Schatten auf die Tragik dieses edlen, meteorartig aufleuchtenden Lebens. Es war die Verteilung der geschichtlichen Lose im Rate der Providenz anders beschlossen, als Karl XII. es gewollt. Der Tag bei Narva, der ihm die Vorbeeren Alexanders in Aussicht zu stellen schien, hielt nicht, was er versprach, und nicht einmal sein Lieblingswunsch sollte ihm erfüllt werden, wie Gustav Adolf in der offenen Feldschlacht zu fallen. Entseelt fand man im Scheine der nächtlichen Sterne den erst 36jährigen in den Laufgräben von Friedrichshall, das in wenigen Tagen ihm sich hätte ergeben müssen.

Seine Hand ruht am Griff des gezogenen Degens, an seiner Brust findet sich ein Gebetbuch und das Bild Gustav Adolfs. Diesem ähnlich zu werden war ja immer sein heißer Wunsch. Wie jener von unbeugbarer, wahrhaft königlicher Idealität besetzt, war auch er in seinem religiösen Empfinden gut lutherisch. Er hatte viermal in seinem Leben die heilige Schrift von Anfang bis zu Ende durchgelesen. Täglich, in den frühesten Morgenstunden, bevor er seine Befehle als König erteilte, war auch im Feldlager sein erstes Bedürfnis dem heiligen Buche zugewandt. So steht sein Bild in unserer Erinnerung; die Bibel und der Degen gehören zu den Traditionen eines Nachkommen des großen Gustav.

Die Totenmaske Karls XII. liegt vor mir. Welch ein Kopf! Von diesem Munde, der einen unerklärlichen, bannenden Reiz ausübt, kann man sich nur schwer trennen. Es liegt eine ironische Beredsamkeit in diesen leicht geöffneten Lippen. Und doch wissen wir, daß Karl in seinem Leben eher wortfarg war. Die Mahlzeiten verliefen meist unter tiefem Schweigen. Die häufige einzige Antwort des Königs war ein kurzes, sarkastisches Lachen. Es ist das ein Zug mehr im dämonischen Charakterbilde dieses ungewöhnlichen Menschen. (Der Begriff ist hier im Goetheschen Sinne zu fassen.)

Es liegt etwas Imperatorisches in dem energisch geformten Munde, der zu befehlen gewohnt war, etwas Herbes und zugleich doch Liebliches. Es ist, als beuge sich diese unbändige Psyche, die ihren Willen bisher vor nichts zu beugen gewohnt war und z. B. in den ukrainischen Steppen einst sogar den Elementen trotzte und den Kampf mit ihnen furchtlos aufnahm, — nur zögernd dem letzten überlegenen Willen, — der Macht des eisernen Todes. Doch kehren wir nach Narva zurück.

III.

Am 1. Oktober 1700 rückte Peter der Große mit einem gewaltigen Belagerungsheere vor die Tore Narvas, welches 30 Grad vom Nordpol entfernt liegt und wo der Winter bereits ein sehr nordisches Gesicht zeigt.

Die Angaben über die Zahl der Belagernden schwankt zwischen 60—80000. Karl XII. rückt mit nur etwa 8000 Mann von Pernau her über Reval und Wesenberg zum Entsatz heran. Die durch die Natur bereits zu unüberwindlichen baltischen Thermopylen veranlagten Engpässe von Pühajöggi und Sillamäggi sind von den Truppen Scheremetjoffs nur ungenügend besetzt. Der Anblick der anrückenden Schweden, deren geringe Zahl vom Walde verdeckt wurde, erfüllt die undisziplinierten Russen mit Schrecken. Im Handumdrehen wird der Engpaß Pühajöggi von Karl besetzt. Die fliehenden Reiter bringen übertriebene Nachrichten von der Stärke des heranrückenden Feindes in das Heer vor

Narva. Es verbreitet sich blitzschnell die Nachricht, daß die Engpässe von den Schweden „umgangen“ seien und der König von Schweden mit seiner Armee auf Narva heranrücke. Unverzüglich richtet Karl seine 10 Geschütze auf das befestigte Lager der Russen, die über 150 Kanonen verfügen. Kurz vor Ankunft der Schweden hat der Zar sein Heer verlassen und ist nach Pleskau geeilt, um neue Verstärkungen herbeizuholen. Er hat den Oberbefehl in die Hände des Herzogs von Croÿ (seine Gebeine liegen in der St. Nicolaitirche zu Reval) und des Fürsten Dolgoruchy niedergelegt, die sich nur schlecht mit einander vertragen, wie die Folge lehren sollte. Zwei Raketen und der Ruf „mit Gottes Hülfe!“ in deutscher Sprache geben das Signal für den schwedischen Angriff. Die Belagerten antworten gleichfalls mit Raketen signalen. Es war der 20./30. November. Im Augenblick des schwedischen Angriffs erhebt sich ein eisiges Schneegestöber, welches den Russen gerade ins Gesicht bläst und ihnen bis zuletzt die Operationen der Angreifenden, vor allem ihre geringe Zahl verhüllt. Eine Kugel trifft den König am Halse, verfängt sich aber, ohne ihn zu verletzen, in den Falten seines seidenen Halstuches. Sein Pferd stürzt, von einer Kanonenkugel getötet, unter ihm zusammen. Er besteigt ein anderes und erteilt seine Befehle ruhig weiter. Nach dreistündigem Kampfe sind die Schanzen überall durchbrochen.

Die feste Disziplin der geschlossenen Schwedenscharen und ihr durch das Beispiel des überall gegenwärtigen mutvollen Königs bis zur Unwiderstehlichkeit gesteigertes Ungestüm hat den Sieg über die ungeordneten, dem Oberbefehl der deutschen Offiziere nur widerwillig gehorchenden Truppen des Zaren entschieden. Unermeßliche Beute und eine Überzahl von Gefangenen fallen den Siegern in die Hände. Alte, freilich schwedische, Chronisten geben die Zahl der Gefangenen allein beinahe auf 70000 an, was entschieden übertrieben ist. Alles stürzt in wilder Flucht zur Narovabrücke, die unter der Last zusammenbricht. Der Strom ist im Augenblick von Russenleichen überfüllt. Ein schreckliches Morden entspinnt sich im Barackenlager des Zaren. Die Russen richten ihre Waffen gegen die eigenen verhaßten Anführer, denen

man die Schuld an der Niederlage zuschreibt. Es bleibt den Oberbefehlshabern nichts übrig, um nicht die Opfer der nationalen Wut ihrer Untergebenen zu werden, als sich dem schwedischen Könige zu ergeben. Neun Generäle und zehn Oberste — darunter die Namen Croy, Dolgoruckj, Golowkin, — legen ihre Degen zu den Füßen Karls nieder. Er behandelt sie in echt königlicher Weise und läßt, als er z. B. von ihrer Geldverlegenheit vernimmt, Croy und Dolgoruckj je 1000 Gulden überreichen. Alles ist entzückt vom Edelsinn des jungen Königs. Die Schweden haben nur 600 Mann eingebüßt.

Das russische Heer ist kampfunfähig gemacht oder vernichtet. General Wrede, der den linken Flügel der Russen kommandiert und sich am längsten gehalten — kapituliert um 2 Uhr morgens mit seinen 30000 Mann. Karl, der einige wenige Stunden in seinem Mantel gehüllt auf dem harten Boden geschlummert hat, erhebt sich am Morgen des 21. November und überschaut ein gewonnenes Schlachtfeld, welches ihn mit einem Schlage zum berühmtesten Sieger seiner Zeit gemacht. Er entläßt sofort die vielen Tausend Gefangenen über die Narova. Über 30000 Mann defilieren durch ein Spalier von 7000 Schweden, entblößten Hauptes, entwaffnet. Sie legen eine Menge Fahnen zu seinen Füßen nieder. Mehrere Tage dauert der Zug der Besiegten über die Narova.

Nun hält Karl XII. seinen Einzug in das entsetzte Narva — und dankt Gott für den wunderbaren Sieg. In den Kirchen wird feierlicher Gottesdienst und das Te Deum abgehalten. Stockholm prägt zur Erinnerung an den glorreichen Sieg bei Narva Medaillen. Eine solche trägt die Inschrift: Tres uno contudit ictu.

Der zeitgenössische Chronist ist der Bewunderung voll und zieht eine Parallele mit der Schlacht bei Barna 1444, wozu der Letterwechsel einladet.

Wie bei Barna Ladislau ist geschlagen und geblieben,
So mußst' auch der Russen Heer bei der Narva schnell
zerstieben usw.

„Von diesem Sieg ist nun nicht allein ganz Schweden, wie

vernünftig, sondern auch ganz Europa und gewiß auch viel von Asien voll“ — heißt es an einer anderen Stelle.*)

Das Dankfest vom 15. Januar 1701 in den Kirchen der ganzen Monarchie bringt auf Befehl des Königs, dessen größter Ruhm darin besteht, daß er „dem großen Gott, dem mächtigen Herrn der Heerschaaren, der ihm diese Ehre zugeleget, allein alle Ehre davon gegeben hat“, folgende Texte zur Betrachtung, in den Frühpredigten 1. Sam. 14, 6 und in den Abendpredigten Psalm 20, V. 8 und 9:

„Komm laß uns hinübergehen zu dem Lager dieser Unbeschnittenen, vielleicht wird der Herr etwas durch uns ausrichten, denn es ist dem Herrn nicht schwer, durch viel oder wenig helfen.“

„Jene verlassen sich auf Wagen und Rosse; wir aber denken

*) Ein Holländer faßt den Eindruck der Schlacht bei Narva in folgende französische Verse zusammen, die uns ein Beweis sind, wie der junge Sieger auch außer seinem Königreiche sich die Bewunderung der Mitwelt verdiente:

Quel fameux coup d'essai! plutôt quel coup de maître!
Quel prodige, en un mot, se decouvre à nos yeux!
Quoi! c'est jeune Mars, qui ne fait que de naître;
Qu'on vient déjà de voir, d'un bras victorieux,
Terracer fièrement le Russe ambitieux.
C'est en parfait Heros se donner à connoître.
S'il va toujours du train qu'il commence aujourd'huy,
Gustave restera bien loin derrière luy.

Der Chronist (1705) gibt die Verse „also Teutsch“ wieder:

Ist das ein Probe-Stück? O nein! ein Meisterstreich.
Was für ein Wunderwerk entdeckt sich unsern Augen!
Man glaubte, dieser Mars müß' an der Brust noch saugen;
Und dennoch ist sein Arm schon so gar Thaten reich,
Daß er der Russen Truß zu stürzen kunte taugen.
Er trat sie in den Noth.
Das heißt sich anfangs gleich,
In angetrungen Noth,
Als Helden kennen lassen.
Wird Er noch ferner hin so große Schritte treiben?
So wird auf hoher Ehren-Straßen
Der große Gustav gegen ihn sehr weit dahinten bleiben.

an den Namen des Herrn, unseres Gottes: Sie sind niedergeschlagen, wir aber stehen aufgerichtet.“

Die Russen waren tief gedemütigt durch diese große Niederlage. Man hielt die Schweden für mächtige Zauberer. Es wurde im ganzen Reiche ein öffentliches Gebet zum hl. Nikolaus, dem Schutzpatron Rußlands angeordnet. Doch Peter der Große, der so lange von seinen Besiegern zu lernen erklärt hatte, bis er sie besiegt haben würde, ließ den Mut nicht sinken.

Am 30. Juli/10. August 1704 steht der Zar zum letztenmale vor den Toren der Stadt. Der Kommandant, Generalmajor Rudolf Horn weist die Aufforderung zur Übergabe mit der kühnen Antwort zurück: „Noch sei bei den Schweden die Erinnerung an die Schlacht bei Narva in frischem Andenken, er lebe der Hoffnung, wie Gott damals mit ihnen gewesen, so werde er sie auch jetzt nicht verlassen.“

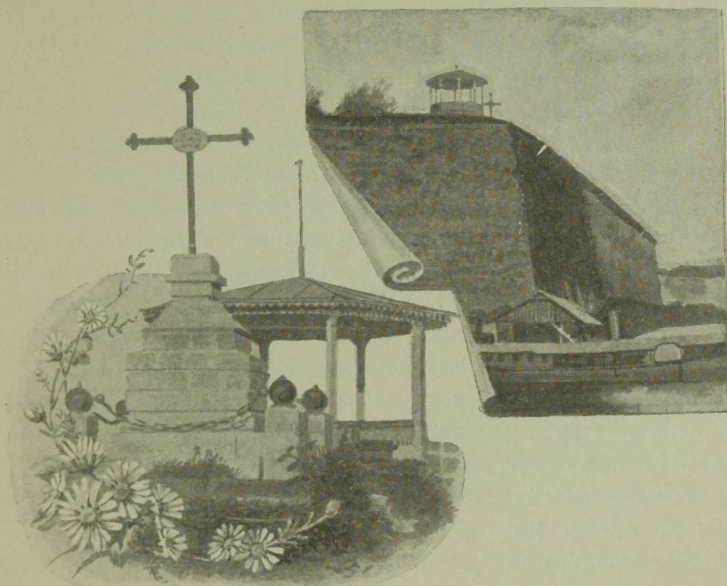
Die schwedische Besatzung beträgt nur 2000 Mann. Peter verfügt über etwas weniger wie 30000.

Zehn Tage ist die Festung dem unausgesetzten Bombardement von 100 Kanonen ausgesetzt. Am 20. August wird der letzte Sturm eröffnet. Die Russen dringen unmittelbar von der Narovaseite durch das sogenannte „Wassertor“, — in die zusammengeschossene Stadt. An der Bastei Honor wirft sich der Oberst v. Fersen mit einigen wenigen hundert Mann, die noch übrig waren, dem übermächtigen Feinde entgegen. Er wird übermannt. 1500 Soldaten und Offiziere, eine große Anzahl Bürger, Bauern, Weiber und Kinder werden vom ergrimmtsten Feinde niedergemacht, dem dieser Sturm übrigens selbst 3000 Mann kostet. Das Blut strömt in den Gassen. Drei Stunden lang sind die Überwinder damit beschäftigt, die Toten, Verwundeten und Sterbenden auf Wagen zu laden und von der „Zwangorodischen Brücke in die Narova zu werfen“.

Ein furchtbares Plündern und Meßeln herrscht in den Straßen der unglücklichen Stadt. Die Wut der Soldaten muß mit Gewalt von ihren eigenen Befehlshabern gezügelt werden. Der Zar sticht eigenhändig einen Trotzigen nieder. Mit dem blutigen Degen in der Faust betritt er das Haus des Bürgermeisters

Götte: „Seid ohne Furcht, das ist russisches, nicht deutsches Blut!“

Dem General Horn gibt er eine Ohrfeige mit den Worten: „Du trägst die Schuld an dem vergossenen Blut. Da kein Ent-



Monument für die 1704 gefallenen
russischen Krieger.

Bastei bei der „dunklen Pforte“
mit dem Kriegerdenkmal.

saß zu hoffen war, mußttest Du schon längst die weiße Fahne aufziehen lassen.“ (Lundblad, Leben Karls XII. I, S. 315). Nach äußerstem Widerstreben kapituliert endlich am 17./28. August das feste Zwangorod unter dem Oberstleutnant Magnus Stiernsträl, wiewohl die ausgehungerte Mannschaft kaum 200 Mann beträgt. Fürst Menschikoff, der Liebling des Zars, wird zum Kommandanten von Narva und Gouverneur von Ingermannland ernannt. Damit hat die blutgetränkte Geschichte dieser Stadt ihr Ende erreicht.

Friedlichere Bilder mögen diese Studie schließen.

IV.

Die Stadt über der Narova, mit ihren Erinnerungen an den König, der die lutherische Bibel aus der Hand legte, wenn er den Degen ergriff, und an den grausen Zaren Iwan IV. Wassiljewitsch, der auch, freilich in seiner Art, das Schwert zu Zeiten mit der dunklen Mönchstutte vertauschte, Narva und Zwangorod, dessen graue Mauern einst eine alte griechische Kirche, die allerdings einem Schutthausen ähnlicher ist, bargen, vor deren Heiligenbildern aber einst der „Schreckliche“ gekniet — germanisch-evangelischer und griechisch-russischer Geist, so sehr verschieden und doch durch Bande mancher geschichtlichen Erinnerung geeint — Wittenberg und Moskau — reichen sich über dem brausenden Strome die Hand zu einer historischen Synthese, wie sie bedeutsamer und merkwürdiger die Geschichte kaum gesehen.

Mein Blick schweift in die Kinderzeit, es sind die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Damals als ich die engen Gassen der ehrwürdigen Vaterstadt noch als Knabe durchschritt, beschäftigte sich das jugendliche Haupt nicht mit Synthesenbildungen und wußte so gut wie nichts von den historischen Erinnerungen, die als genius loci an dieser Stätte weilen. Wenn die Abendsonne das goldene Kreuz auf St. Johannis bestrahlte und die Dohlen den ragenden Turm so melancholisch umkreisten, die Dämmerung über die hohen Giebel der altdeutschen Häuser sank und in den öden Gäßchen die ersten Dellaternen aufglühten, — wenn die Sichel des Mondes über das silberne Dach der russischen Kathedrale aufstieg und gespenstische Schatten durch den apfelbaumreichen Garten des elterlichen Hauses huschten, welcher zwischen beiden Kirchen lag, — dann umwehten die Geister der verschollenen Vergangenheit den stillen Ort und die Seelen der Erschlagenen, die so erbittert Jahrhunderte lang um diesen Ort gerungen, fochten in nächtlicher Stille den großen Prinzipienkampf weiter aus unter der Wölbung des gestirnten Himmels. Aber ein 11jähriges Kind ahnt noch nichts von der Bedeutung dieser Kämpfe.

Wohl erinnere ich mich noch eines alten verfallenen Mausoleums, das an den väterlichen Garten grenzte, und wo wir

Kinder durch die Spalten des morschen Daches oft schauernd in der Tiefe gebleichte Menschenknochen liegen sahen; auch fielen uns beim Graben im Garten Bein- und Armbknochen auf, die der Spaten aus ihrer hundertjährigen Ruhe aufgestört hatte. Diese Erde war mit Blut gedüngt, und wir ahnten nicht, daß wir harmlos auf einem Boden spielten, um den einst unsere Väter verzweiflungsvoll gerungen und ihr Leben teuer erkauft hatten.

Es ist ein Septembertag. Im Garten duften die letzten Reseden und Levkojen. Früchteschwer hängen die alten Apfelbäume über die Kirchhofsmauer herab. Unter diesem Breitengrade bringt der Monat schon zahlreiche Nachtfroste — und manches welke farbige Blatt erinnert uns an die flüchtige Schönheit des zur Rüste gehenden Sommers.

Die Sonne schimmert so heiter und gedämpft. Es liegt etwas Wemutsvolles in ihrem bleichen, klaren Lichte. Der Schmuck des Herbstes ist die rote Beere der nordischen Eberesche *Pirus aucuparia*. Wie oft habe ich bewundernd vor dieser purpurnen Traubenpracht gestanden, die im blitzenden Frostgeschmeide des ersten Reifes so keusch schimmert. Narva ist reich an dieser Weintraube des Nordens, die ihre leuchtenden Büschel überall in das alte Gemäuer drängt und mit ihren schimmernden Farben das einförmige Grau der Wälle überkleidet.

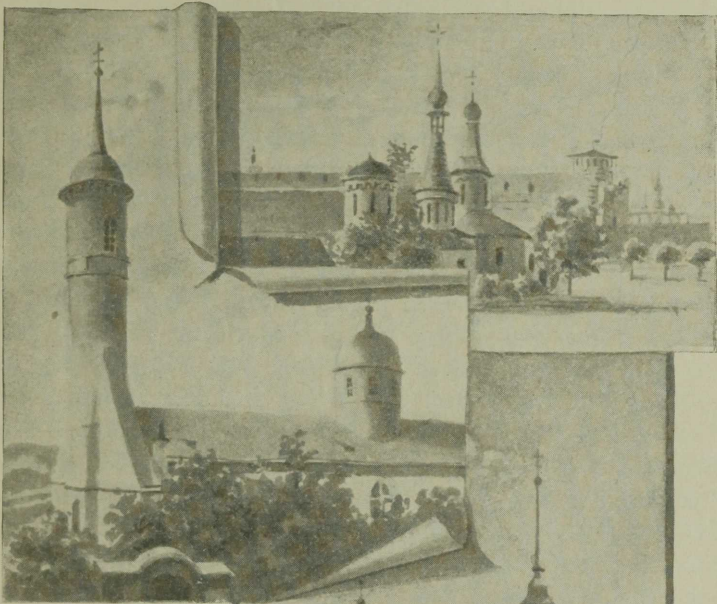
Auf dem Kathedralentor erhebt sich ein solches Sträuchlein. Bescheiden und doch energisch hat es sich hier angesiedelt — ein botanisches Kuriosum. Vögel werden den Samen an diesen Ort getragen haben und da er im Moose und dem Reste verwitterter Steintrume genügend Nahrung fand, ist er fröhlich aufgegangen und erfreut in jedem Herbst den Vorübergehenden mit seinen lachenden Beeren. Zwei Engel aus Stein stehen zu beiden Seiten des Strauches. Ihre ausgestreckten Hände greifen sehnsuchtsvoll in die reich beladene Krone. Aber immer wieder entführt ein neckischer Windstoß die Zweige den greifenden Armen.

Ein Bild von rafaelischer Anmut, an dem ich mich als Knabe nicht satt sehen konnte. Freilich weckten diese ewig und doch immer fruchtlos erhobenen Hände schon früh meine Kritik.

Ich hatte schon damals im Gustav Schwab von den Qualen des Tantalus gelesen. Hier fand ich jenen antiken Dulder in zweifacher anschaulicher Verkörperung wieder — und immer von neuem forderte dieses Gemälde ungestillten Sehns nach meine Teilnahme heraus. Alles Einfachste im Leben der Kunst und Natur, das in der Einfalt seines Ideenwurfs uns oft unbewußt fesselt, hat etwas Symbolisches. Es ist nicht schwer, auch dieser Engelgruppe einen bedeutsamen Lebensgedanken zu entnehmen, der, dem tiefsinnigen Worte Augustins verwandt, uns an das Rätsel unserer ruhelosen Brust erinnert: „Sucht was ihr wollt, doch wo ihr es sucht, ist es nicht!“ — — —

Anderer Bilder steigen aus der Vergangenheit auf. Es ist eine russische Osternacht. Die hohen gotischen Fenster der Kathedrale erglühn in wunderbarer Pracht.

Das ganze weite Schiff der Kirche, wo die Menge der Gläubigen Kopf an Kopf gedrängt steht, flammt von einer Anzahl brennender Wachslichter, welche ein jeder andächtig in seiner Hand hält. Es ist die Feier der österlichen Matutine, in der bekanntlich der altchristliche Gebrauch der geweihten Kerze bei den Russen eine so wichtige, hochpoetische Rolle spielt. Die Fenster der Kirche reichten bis tief zur Erde, aber niemals wagten wir es, nahe Zeugen dieses geheimnisvoll schönen Schauspiels zu sein. Eine heilige Scheu hielt uns meist zurück, uns den Anblick der Gemeindefeier aus allernächster Nähe zu gestatten. Auch lagen wir um diese Zeit schon tief in den Betten und sollten eigentlich schlafen. Oft erinnere ich mich aber doch, lange wach gelegen zu haben, wenn die erhabenen Klänge der größten Glocke mit ihren langsamen, dröhnenden Lauten mich einmal geweckt. Es grollte wie ferner Donner. Mir wurde immer so feierlich zu Mute von dem mystischen Klang ihrer Silberstimme. Etwas Unerklärliches, Unbewußtes, das eng mit der Träne verwandt ist, regte sich im halb angstvoll klopfenden, halb glücklich laufschenden Busen. Durch die Fenster drang der helle Schimmer der brennenden Kerzen. Während unten der Osterfuß gewechselt wurde, tönte die Glocke langsam durch die schweigende Nacht, und unter ihren Klängen schlief ich wieder beruhigt ein.



Die Kathedrale
zur Verklärung Christi
in Narva
(ehemals Johannis
v. Jerusalem).



oben: Die Festungskirche zur Himmelfahrt Mariä.
unten: Die Garnisonskirche zur Erscheinung der
allerheiligsten Jungfrau in Iwangorod.

Einen eigenartigen musikalischen Rhythmus bargen ihre gleichmäßigen Schwingungen, dessen Zauberklängen auf die Länge das horchende Ohr doch nicht widerstand und in Schlaf sank.

Die russischen Glocken sind von ganz eigenartigem Reiz. — Es ist, als hätten sie die Eigenschaften dieser tiefen Volksseele adoptiert, die bald zum Himmel auffaucht, bald zum Tode betrübt ist. Etwas Melancholisches und doch zu Zeiten ausgelassen Fröhliches bergen ihre ehernen Zungen.

Wie oft habe ich von den Zinnen des alten Zwangorod ihren Klängen gelauscht, unter mir den blitzenden, schäumenden Strom, vor mir das alte Narva mit seinen Wällen und Türmen.

Diese alten Bastionen mit den engen Schießscharten und den dunklen Verliehen, den Zugbrücken und Turmtreppen, den schwindelnden Plattformen und im Wasser mündenden Gängen übten eine unbeschreibliche Anziehungskraft auf die jugendliche Phantasie. Um Pfingsten, wenn alle Abhänge mit Blumen überwachsen waren und das junge Laub der Bäume den Fluß umgab und alles nach Gras duftete und der Faulbaum blühte und seine Düfte sich mit dem frischen Erdgeruch vermischten, der aus den grasüberwucherten Erdschanzen aufstieg und die Sonne alles mit ihrem Glanze vergoldete — es war eine schöne Zeit, und der kletternde Fuß ruhte nicht eher, als bis er dieser geheimnisvollen Burg einige ihrer Geheimnisse abgetrozt hatte.

Freilich blieb noch mancher unterirdische Gang unentdeckt und mancher Turm unbestiegen, wo der Ausgang doch zu gefährlich erschien, — aber der stets übrigbleibende Rest eines unentdeckten und unerreichbaren Geheimnisses macht ja einen solchen Ort doppelt interessant. Er bleibt für das kindliche Auge ein stets ergiebiger Quell immer neuer Anregungen und ein Fundort immer neuer Schätze und Wunder. — Die der Stadt Narva zugekehrte Seite der Johannisburg diente in meiner Jugend Zwecken der Krone und war von Militärpersonen und der zur Festungskirche gehörenden Geistlichkeit bewohnt. Einmal erinnere ich mich, auch in das Innere einer alten berühmten Kirche aus den Zeiten des Zars Iwan IV. Wassiljewitsch einen verstohlenen Blick getan zu haben. Von außen sah man diesem zusammen-

geschossenen Haufen von Steinen keineswegs das Gotteshaus an. Drinnen herrschte ein Rembrandtsches Halbdunkel. Ein Dunst wie von Weihrauch erfüllte den öden, kahlen Raum oder war es nur die feuchte, modrige Staubwolke, die sich beim Eintritt erhoben hatte und welche, von dem durch die Mauerlöcher fallenden Tageschein beschienen, in magischen Farben oszillierte. Ehrfurchtsvolle, halb angstvolle Schauer hielten mich in gemessener Entfernung von der altersgrauen Heiligenwand.

Einige rohgeschnitzte, gold- und zieratbehangene Figuren und geschwärzte Heiligenbilder aus uralter Zeit, einige Driflammen und Fahnenstangen — mehr entsinne ich mich nicht geschaut zu haben. Aber der Ort hatte einen geschichtlichen Genius, für den ich allerdings damals kein Verständnis besitzen konnte. Vielleicht aber mischte sich bereits das historische Grauen in meine damaligen Empfindungen, da mir gesagt worden war, daß Iwan der Schreckliche hier gebetet habe. Und schon damals wußte ich bereits mit diesem großen psychologischen Probleme der Geschichte einige, obgleich nur gemischte Sympathieen erweckende Vorstellungen zu verknüpfen. Die Gestalt Iwans IV. war mir aus der Lektüre bekannt. Er hat mich immer gefesselt.

Es reizt den Seelenforscher, in die Abgründe dieser dämonischen Natur zu dringen und die in ihr liegenden Antithesen dem Verständnis annähernd nah zu bringen. Was hätte nicht Shakespeare aus ihr gemacht! — Iwan ist der russische Hamlet in dem ähnlichen Sinne wie Freiligrath diesen Shakespeareschen Helden zum Typus Deutschlands macht. „Deutschland — ist Hamlet“ — Rußland — Iwan, wenigstens das vorpetrinische Rußland. Die schrankenlose Autokratie bringt diesen von Jugend an ungebändigten Eigenwillen und dieses leidenschaftliche Gemüt in einen Zustand dämonischer Exaltation, der alles dahinten läßt, was die Phantasie des großen Briten in ihren verwegesten Stunden schaute. — — —

Es ist Johannistag. Wogenreiches Glockengeläute erfüllt die Luft. Das Auge schaut über die Erdwälle und Bastionen. Der Duft des gelb blühenden wilden Senfs, der hier zahllos wächst, hat die Luft des heißen, zitternden Sommertags förmllich gesättigt.

Die dotterfarbenen Büschel der leuchtenden *bunias orientalis* und des *sinapis nigra* und *alba* überdecken den ganzen sanft abfallenden Abhang — es schimmert wie ein sich wiegendes Goldnetz über den grünen Wällen — und jeder Windstoß führt mir eine Welle süßen Duftes zu. Der Fluß ist von zahllosen Fischerkähnen belebt, über die Brücke rollen Gefährte und lustwandeln Menschen, — der Tag ist drückend heiß, aber auf dieser lustigen Höhe spürt man die Schwüle nicht und die geöffneter Tore der alten Festung und die Turmnischen hinter mir hauchen mich mit erfrischend kühler Steinluft an.

Von diesem Standort überschaut man beide Orte in ihrer ganzen Ausdehnung und verfolgt die Fluten der Narova bis sie hinter der Biegung des Blättermeers der „dunklen Pforte“ und den letzten Bastionen Narovas verschwunden sind. Von hier sieht man auch den Punkt, wo Peter der Große einst die Brücke schlagen ließ zum letzten Sturm auf die in Bresche geschossene Festung. Das berühmte Bild Kozhebues zeigt ihn uns am Ufer stehend, eine imponierende Gestalt. Sein Arm ist gebietend erhoben und weist auf die rauchende Stadt am jenseitigen Ufer. Seine Generale umgeben ihn. Boote bringen Flüchtlinge oder Gefangene zu den Russen. — — — Mit diesem historischen Bilde beschließen wir unsere Heimatserinnerungen.



Der Passgänger.



Ein Erinnerungsblatt

von

Helene von Engelhardt (Frau Professor Pabst in Moskau).

I.

Liebe, gute, alte Großtante Friederike! Was würdest du zu unsrer heutigen Zeit sagen, wenn du deine klarblauen Augen wieder aufschlagen könntest, und von dem großen alten Sorgenstuhl, mit der hübschen verblichenen Stickerei, hinausschauen solltest in die verwandelte Welt um dich her?! — Ob du sie gleich wieder zukneifen würdest, und den Kopf ärgerlich schütteln und verdrießlich sagen:

„Das sind lauter dumme Ausdenkereien . . . darüber lohnt es gar nicht zu reden!“

„Ein fixes Kindchen“, sagte die alte Großtante vor mehr als fünfzig Jahren, als sie sich über die Wiege der kleinen Taufpatin beugte. —

Damals war Tante Friederike eine rüstige Matrone hoch in den Fünfzigern; forpulent und starkgebaut, mit breitvorquellendem Doppellinn unter dem energischen Munde, bildete sie in Haltung und Ausdruck einen auffallenden Gegensatz zu der jungen Frau mit dem überaus zarten Teint und den etwas schwärmerischen Gesichtszügen, die an ihrer Seite stand.

Die Tante wollte dem Patchen ein entzückend duftiges Häubchen mit blau-seidenen Schleifchen und Rosettchen aufsetzen, und das kleine Ding strampelte und krahnte und haschte nach ihren Fingern. „Ein fixes Kindchen“, wiederholte sie lobend, und die junge Frau neben ihr, der das kleine Geschöpf gehörte, errötete vor Vergnügen; „die wird mal ebenso gute Kuchen backen, wie ich selbst!“

Tante Friederike war berühmt um ihres köstlichen Backwerks willen und alle jene wundervollen Napfkuchen, Raderkuchen, Eisenkuchen, Tausendjahr-Kuchen gehören zu den ersten Erinnerungen, welche dem Patenkindchen an jene Besuche in dem einsamen alten Herrenhause in der stillen walddreichen Gegend geblieben sind.

Tante Friederike ist überhaupt eine vorzügliche Hausfrau, stramm und tüchtig und hält auf Ordnung, und die jungen Frauen des Kreises nehmen sie sich zum Vorbilde, und wenn Tante Friederike einen praktischen Rat gibt, so bürgt ihr bloßer Name für die Trefflichkeit desselben. — —

„Was, spielt sie denn nicht mit ihrer Puppe?“ fragt Tante Friederike an einem schönen Sommertage, als die junge Nichte mit dem fünfjährigen Patenkindchen auf zwei Tage bei ihr zu Besuch weilte.

„Sie ist ein komisches Kind, Tantchen“, antwortete die Nichte mit Lachen. Sie macht sich gar nichts besonderes aus ihren Puppen; sie spielt allein mit sich selbst.“

„Spielt mit sich selbst? Au, was macht sie denn, wenn sie nicht ihre Puppen an- und auszieht?“

„Sie denkt sich allerlei aus, von Zwergen und Erdmännchen, spricht mit ihnen und vertreibt sich die Zeit.“

Tante Friederike fängt zu lachen an, und die junge Frau fährt ermutigt fort:

„Im Winter sitzt sie am Fenster, und guckt dem Rauch aus dem Schornstein nach und sagt: die Zwerge fliegen in ein schöneres Land.“

Die Großtante stemmt die Hände in die Seiten und bricht in ein schallendes Gelächter aus:

„So'n dummes Ding — hahaha! — hat man so was ge-

hört — — so'n dwatsches Ding!“ Die alte Frau lacht bis zu Tränen und zieht das Kind näher heran. Sie liebt die Kleine und ist sehr gut gegen sie.

„Wer hat dir denn so ein tolles Zeug in den Kopf gesetzt? Das sind ja lauter dumme Ausdenkereien! Was willst du denn mit Zwergen und Erdmännchen?“

Das staunende Gesicht des Kindes ist ihr so komisch, daß sie wieder zu lachen anfängt.

„Kleine Mädchen spielen immer mit Puppen, das ist das hübscheste Spiel für kleine Mädchen. So . . .“, sie greift die Puppe auf, die trüblich auf dem Boden liegt, plaziert sie auf die willenlosen Arme der Kleinen und singt mit der alten krähenden Stimme, während sie die Arme des kleinen Mädchens dazu im Takt hin und her schwenkt:

„Wenn die wilden Knaben reiten,
Will ich dir dein Bett bereiten,
Traf lal la, lalala la!“

II.

O die schönen stillen Spaziergänge auf dem alten Herrnsitz Elsin! Gibt es heute noch so abgelegene stille Winkelchen auf der Erde?! — Diese einsamen Pfade zwischen den wogenden Kornfeldern, diese Mischung von Ähren-Ödem, Waldesduft und frischem Erdgeruch, und dies wunderfame tiefe Schweigen ringsum, sodaß nur der eigne Fußtritt die Stille belebt, und zuweilen auf Windeschwingen ein Laut fernen Mühlengelappers herüberschwebt! — —

Und das niedrige, altmodische Herrenhaus selbst, mit den weißgestrichenen Türen und den scheibenreichen Fenstern, die alle von mächtigen Lindenbäumen verschattet sind . . . die grün-umrankte Veranda mit dem gedämpften Licht . . . und die grün-angestrichene Bretterschaukel unter dem breitästigen Ahornbaum . . .

Und die Zimmer mit den schwerfälligen, altväterlichen Möbeln und den zeitgeschwärtzen Ölbildern an den Wänden — — alles wie in Halbdunkel gehüllt! . . . Und im einsamen alten Herrenhause die einsamen alten Leute: Großonkel und Großtante.

Großonkel ist ein Mann von überlegener Bildung; er hat studiert und seine Examina cum laude bestanden, und auch jetzt sitzt er die langen Winterabende hindurch in seinem Studierzimmer mit den hohen dunkeln Bibliothekschränken und begräbt sich in alten Schmöckern; alles um ihn her ist feierlich still, nur Tante Friederike tritt von Zeit zu Zeit leise herein, schneuzt die beiden Lichte mit einer blitzblanken Puzschere und schleicht auf den Zehenspitzen wieder hinaus.

Einmal wöchentlich bringt die Landpost ein Provinzialblättchen; dann erfährt der Onkel alles was in der Welt passiert, liest auch seinem Niekchen daraus vor, wenn irgend ein Kuriosum darin steht: von einer Frau, die ihren Gatten mit Fünflingen beschenkt hat, oder von einer Viehseuche, die irgendwo ausgebrochen ist, oder was er sonst von Brocken findet, die sie interessieren könnten. Denn Onkel liebt sein braves, treues Niekchen und teilt gern mit ihm, was sich eben mit einer Frau teilen läßt.

Onkel ist auch ein großer Musikfreund. Ein Klavier oder sonstiges musikalisches Instrument existiert in Elsin nicht; aber alle drei Monate zieht ein Trupp wandernder Musikanten durchs Ländchen, die „Jagemannsche Truppe“ heißen sie in der Gegend, und Onkel ist glücklich, wenn sie erscheinen und behält sie tagelang da, und Tantchen backt Raderkuchen und Eisenkuchen und Tausendjahr-Kuchen und bewirtet die Leute „weit besser als sie es verdienen!“

Aber auch abgesehen von der Jagemannschen Truppe und dem Wochenblättchen weht ein Hauch aus der Welt nach Elsin herüber, wenn die jüngeren Verwandten mit ihren Kindern das liebe, alte, kinderlose Paar besuchen.

Heute ist der Nefse René mit seiner hübschen blonden Frau und dem neunjährigen Patentkind zu Besuch gekommen.

René ist im Auslande gewesen und hat viel zu berichten. Der alte Mann lauscht gespannt den Beschreibungen des wunderbaren neuen Kommunikationsmittels, der Eisenbahn, auf welcher der Nefse unglaublich weite Distanzen in erstaunlich kurzer Zeit zurückgelegt. Onkels Gesicht ist sehr aufmerksam; er läßt sich von René Zeichnungen entwerfen, wie das alles aussieht und

gemeint ist: das ist Wissenschaft und hat sein volles Interesse. — Danach geht der Nefte auf die sonnigen Wochen über, die er in der Schweiz verbracht, und erzählt von seinen Fußtouren in jenen herrlichen Bergzügen. Die Kleine hat sich ans Anie des Vaters geschmiegt und lauscht seinen Schilderungen mit verzücktem Gesicht.

„Wie sie dem Vater gleicht“, flüstert die Großtante und blickt ihr Taufkinderchen wohlgefällig an.

„Sie hat auch seine Eigenart“, flüstert die Mutter zurück, und ihr Auge schweift mit bewunderndem Stolz hinüber zu den beweglichen Zügen des geliebten Mannes.

Der Ausdruck im Gesicht der Großtante verändert sich plötzlich. „Sehr gefährliche Gaben für ein Mädchen“, hört die Kleine noch, und dann etwas von „vernünftiger Erziehung . . . eindämmen . . .“ Da hört sie Onkels Stimme, wie er gerade dem Vater antwortet: „Was tu ich mit blauen Bergen, mein Junge? Was soll ich wochenlang spazieren fahren, um einen blauen Berg zu sehen? Ich mal' mir einen blauen Berg, dann seh' ich einen blauen Berg!“ und der Alte lacht behaglich, und ein gutmütiger Humor spielt um den feingeschnittenen Mund: „Aber du hast ganz das Zeug dazu, ein Neuerer zu werden, René, mein Junge! . . . Wirst in die Bohnen rennen, Brüderchen, wirst in die Bohnen rennen!“

Das Gespräch wird nun unterbrochen, da der Stallmeister soeben Onkels Stolz, seine glänzenden, glattgestriegelten Lieblinge mit den prächtigen Schweifen und Mähnen vorführt.

Die ganze Gesellschaft tritt zusammen auf die Veranda hinaus; die Frauen setzen sich auf die Bank, die Männer steigen die Stufen hinunter, mustern die schönen Tiere mit Kennermiene, beklopfen und betasten sie, und lassen sich des Breiteren über ihre Vorzüge aus. Das kleine Mädchen hört nicht hin, — davon versteht sie nichts — aber es hat seine Freude an der Schönheit der Geschöpfe, am schlanken Hals und der wehenden Mähne, am kühnen Aufwerfen der ausdrucksvollen Köpfe, an der Geschmeidigkeit und Grazie der leichten, kraftvollen Bewegungen, wie die flinke Schar mit knatternden Hufen wieder davonjagt!

Das letzte Köhlein ist um die Ecke verschwunden, — die Männer haben sich zu den Frauen gesetzt, — da wendet sich die Kleine hoch aufatmend um, wirft die Arme in die Luft und ruft, einem unwiderstehlichen Impuls folgend: „Ach Großtante, ich möchte so furchtbar gern reiten!“

Die Mutter wird dunkelrot und wirft einen schnellen Blick auf Großtantens Gesicht, und die Kleine fühlt im Moment, daß sie etwas sehr Unpassendes gesagt haben muß. Tante Friederikens klare blaue Augen sind ganz groß und rund geworden vor ungläubigem Staunen. Sie beugt den Kopf vor, als könne sie ihren eignen Ohren nicht trauen:

„Wasss? . . . Re—eiten? . . . Duu . . . ein Määädchen?“ der Tonfall ist unnachahmlich. „Pfuui! pfuui!“ in den tiefsten Tönen, die ihr zu Gebote stehen, „das ist eine große Schande . . . pfui, pfui!“

„Hörst du, was Großtante sagt?“ fragt die junge Frau verweisend. Aber dann wendet sie sich begütigend zur alten Dame:

„Man kann es ihr nicht verargen, Tantchen, sie ist ja noch so ein dummes Ding. Sie hat ja nur den Bruder zum Spielkameraden, sieht kaum je ein kleines Mädchen ihres Alters. Sie sieht den Vater reiten, und den Bruder reiten, — so kommt es ihr schön vor.“

Großonkel hat das beschämte Kind zu sich herangezogen:

„Also reiten willst du, kleine Wetterhexe? . . . So . . . Komm!“ und er hat sie auf seine Knie gehoben.

Reit', reit', Pferdchen, hop hop hop! So dürfen auch artige Mädchen reiten. So ist auch Tante Riekchen früher manchmal geritten.“ Der alte Herr schneidet ein pfiffiges Gesicht und blinzelt seinem Riekchen zu; er möchte es gut machen.

Aber Großtante hat ihre Erregung noch nicht verwunden und sucht nach schlagenden Begründungen ihrer Entrüstung:

„Wie würde dir's gefallen, wenn ein Mann sitzt und spinnt? — sitzt und spinnt?“ — wiederholt sie eindringlich. Und Tante Friederike läßt auf einmal ihre Unterlippe hängen, rührt mit dem Daumen daran herunter, bewegt die Finger in der Luft,

wie wenn sie einen Faden dreht, und klappt mit dem rechten Fuß drauf los, ein imaginäres Spinnrad tretend. Tante Friederike hat ihren ganzen Ausdruck entstellt und sieht ungemein häßlich aus.

„Würde dir das gefallen? Was? —“

Das Kind schüttelt energisch den Kopf! „Nein! Das würde mir nicht gefallen!“

Tante Friederike richtet sich triumphierend empor. Sie ist entzückt über ihr Argument:

„Siehst du?! Ebenso hübsch würdest du aussehen, wenn du reitest.“ — Die Kleine ist in hohem Grade verwundert. Sie kann es nicht begreifen, warum sie ebenso aussehen müßte, wenn sie reitet. Nero sieht nicht so aus, wenn er reitet; aber freilich . . . Nero ist ein Junge!

Sie setzt sich auf die Bretterschaukel und blickt träumerisch in die Ferne. „Ich weiß gar nicht, warum ich so furchtbar gern reiten möchte“, sagt sie leise vor sich hin.

Stand nicht in nebelgrauer Ferne ein Rößlein schon fertig gesattelt und gezäumt, und wartete darauf, von dem Kinde bestiegen zu werden? Aber Tante Friederikens scharfe Augen, die bis in den letzten Winkel von Küche und Keller drangen, und vor denen kein Stäublein sich bergen konnte, waren blind für die dämmernden Umrisse jenes Rößleins, — und das Kind selbst ahnte nichts von seiner geheimnisvollen Anwesenheit. — Und mittlerweile wollte es reiten, — ach so gern reiten!

III.

Ein weicher Wintermorgen! — Um die Fenster des alten Herrenhauses stieben die weißen Flocken und auf den kahlen Ästen der alten Linden liegt es wie dicke, weiße Mattenbüschel.

Drinnen im Hause, in den mächtigen Kachelöfen, prasseln und knattern die lustigen Feuer. Ein gelbweißer Schimmer, — halb Flammenschein, halb Schneelicht, — wogt durch die Zimmer und läßt sie heller erscheinen als in sonnigen Sommertagen, wenn die grünen Ranken schattig vor den Scheiben hängen. —

Tante Friederike hat in der sauber gefälteten Morgenhaube am Frühstückstisch präsiert, mit dem Auge der Liebe über den Bedürfnissen ihrer Gäste gewacht, hat dem Onkel noch sein zweites Pfeifchen gestopft, und ist dann mit einem großen, klappernden Schlüsselbunde an ihrer Seite in den weiten Korridoren verschwunden.

Tantens Patches hat sich in Großonkels Bibliothek begeben und sitzt allein auf dem riesigen Sopha, dessen steife Mahagonilehne heute ganz besonders glänzt, dank der Einreibung mit Tante Friederikens unübertrefflichem Rezept, aus Terpentin und Bienenwachs, gegen welches kein Puzmittel aufzukommen vermag. — Die Kleine sitzt vorgebeugt da und studiert die Titel auf den Lederrücken von Großonkels Folianten. Sie ist jetzt elf Jahre alt und liebt Bücher über alles. Sie darf die Bände dort nicht anrühren, aber es macht ihr Freude, darüber nachzudenken, was da wohl drin stehen mag. Jetzt hört sie, wie Vater und Mutter, Großonkel und Großtante sich wieder im Wohnzimmer nebenan versammeln. Ob sie zu ihnen gehen soll? Nein, sie wird noch ein bisschen am Fenster stehen und in den Flockenwirbel da draußen hinausschauen.

Es ist hübsch dies Schweben und Wiegen in den Lüften zu betrachten — und an Frau Holle zu denken — und an Andersens Schneefönigin — — und an allerlei — allerlei — — was sich nicht recht ausdrücken läßt, was man nur so empfindet . . .

Im frischen weichen Schnee spielen die lustigen Krähen und rufen sich manchmal was zu Einmal hat sie die Krähen-
sprache verstanden — ein einziges Mal in ihrem Leben! Damals war sie noch sehr klein, erst fünf Jahr alt. Der Vater war auf acht Tage fortgefahren in Berufsangelegenheiten; Mutter und Kammerjungfer waren mit irgend einer Zuschneiderei beschäftigt, als das Kind sich vom Fenster wandte und sagte: „Mama, diese Krähe draußen sagt immer: der Kaiser ist tot! der Kaiser ist tot!“ Die Mutter hatte gelacht und zu Klara gesagt: „Dummes Ding! was weiß sie von Kaisern!“ Als aber der Vater bereits am nächsten Tage unerwartet zurückkam und auf die staunende

Frage der entgegeneilenden Mutter laut zurief „gestern morgen ist der Kaiser gestorben!“ da wußte sie, daß sie die Krähe doch richtig verstanden hatte! —

Ob es eine Möglichkeit gab, die Vogelsprache zu lernen? Wenn man sich sehr, sehr große Mühe gab?

Das Kind wird durch die Stimmen nebenan in seinem Gedankengange gestört. Ab und zu schlägt ein Name an sein Ohr und es fallen Worte, die es nicht zu plazieren weiß: „Petersburg . . . studieren . . . verrückte Frauenzimmer . . . Schwestern Conradi's . . . Schande fürs ganze Geschlecht . . .“ Dann werden da drin die Stimmen gedämpft, und die Kleine fühlt instinktiv, daß jetzt auch von ihr gesprochen wird.

„Es ist eine tolle Zeit“, sagt Großonkel; „besser junge Welpen ziehen als Kinder.“

Dann wird wieder ganz leise gesprochen und später laut, von einer Frau Lämmerhirt, ein Name, den sie nie vorher gehört, und sie sei noch „vom alten Schlage“, und dann sagt Großtante in überzeugendem Ton: „Sie versteht den richtigen Geist in den Mädchen zu entwickeln“.

Bisher war die kleine Taufstochter von Hauslehrer und Gouvernante unterm väterlichen Dache unterrichtet worden. Ein paar Monate nach dem letztgeschilderten Besuche in Elsin sagt man ihr, daß man sie jetzt zu Frau Lämmerhirt, in einem ihr fremden Provinzstädtchen, bringen werde. Dort würde sie mit vielen andern Mädchen zusammen sein und viel mehr lernen können als zu Hause.

Die Kleine freut sich auf Frau Lämmerhirt; sie weiß, daß Frau Lämmerhirt den richtigen Geist in Mädchen entwickelt. Sie hat immer gehört, ihr Vater habe Geist und ihr Großonkel auch, jetzt wird man das auch in ihr entwickeln! Wie schön! — —

Aber die Vorfreude war das Beste vom ganzen. Das Kind macht so sonderbare Erfahrungen mit Frau Lämmerhirt.

Die Eltern selbst haben sie ins Pensionat gebracht und der Dame vom alten Schlage ans Herz gelegt. — Tante Friederike hat der Kleinen ihre wärmsten Segenswünsche und einen großen Topf Honig mitgegeben. Sie ist im Examen als reif für die

oberste Klasse befunden worden, und nun sitzt sie den ersten Tag schüchtern zwischen lauter viel älteren Mädchen, als Frau Lämmerhirt auf sie zurauscht:

„Wer hat sich denn das Haar so in die Höhe gefämmt?“ Tante Friederikes Patchen hat krauses blondes Haar, welches sich aufrührerisch nach oben wellt. „Was ist denn das für eine Haartracht? Das muß alles flach, glatt, glatt hinunter“ (Frau Lämmerhirt streicht hart mit beiden Händen übers gescholtene Haar hin). „So! . . . So! . . . Kopf herunter, Haar herunter, so müssen Mädchen durchs Leben gehn!“ — —

Sonnabend Nachmittag ist Handarbeitsstunde.

Die Mädchen sitzen mit ihren Köpfen über die Broderien gebeugt und Frau Lämmerhirt liest vor. Das Buch trägt den Titel: „Das Weib“ von Adolphe Monod.

Die Kleine lauscht mit gespannter Aufmerksamkeit. Umsonst! — Es ist ihr ganz unmöglich zu verstehen, wovon das Buch eigentlich handelt. Sie läßt ihre Arbeit sinken und stützt grübelnd das Kinn in die Hand. Was meinen all diese Worte eigentlich? —

Plötzlich hebt Frau Lämmerhirt mit rascher Bewegung den Kopf:

„Warum arbeitest du denn nicht?“

„Ich? . . . Frau Lämmerhirt . . . ich weiß nicht . . . ich kann gar nicht verstehen, was in diesem Buche steht!“

Die großen Mädchen stoßen sich an und lichern.

Frau Lämmerhirt macht ein sehr strenges Gesicht:

„So wirst du es verstehen lernen“, sagt sie in kategorischem Ton: „Jetzt arbeit' still und hör' zu. Die erste Sache ist, daß ein Mädchen weiß, wozu es auf der Welt ist“. — —

Das Leben wird eine Kette von Überraschungen für das kleine Schulmädchen . . . Frau Lämmerhirt bedeutet durchaus keinen Erfolg! — —

Es ist herrlich nach zwei Jahren in eine andre Schule gebracht zu werden, und noch herrlicher mit fünfzehn Jahren als fertig entlassen, wieder ins geliebte Vaterhaus zurückzukehren! Die Eltern sind glücklich, ihr Kind wieder daheim zu haben, und

die Tante als Taufmutter blickt mit ganz besonderem Stolz auf das fleißige Patschen.

„Fixes Kindchen! Fixes Kindchen!“ lobt sie einmal übers andre, und streichelt mit derber Zärtlichkeit den blonden Kopf ihres Lieblings. Und ihr Herz ist froh, daß das Kind all den „Krimstrams“ nun hinter sich werfen darf und sie meint, nun kommt endlich die Zeit für das lustige Kuchenbacken an die Reihe! — —

IV.

Über René's Wohnstätte wölbt sich ein wolkenloser Frühlingshimmel. Es ist ganz frühmorgens — bis vor einer Stunde schlugen im Park noch die Nachtigallen. Jetzt ist alles in Morgen-glanz getaucht, ein leichtes Rauschen zieht durch die mächtigen Kronen der altehrwürdigen Silberpappeln, auf Gräsern und Blüten zittern noch die Tautropfen, und die Veilchen schlagen eben erst die verschlafenen Auglein auf. — —

Das langgestreckte, stattliche Wohnhaus ruht in tiefem Frieden. Die Fensterläden nach der Front zu sind alle noch geschlossen. Nur ein Fenster auf der dem Park zunächst gelegenen Seite des Hauses ist weit geöffnet; ein junges Mädchen beugt sich hinaus und atmet hoch auf . . . Wie sie duften, die blühenden Fliederbüsche! —

Soll sie hinaus in den lachenden Lenz da draußen? . . . Nein, nein, sie hat keine Zeit! . . . es gilt arbeiten . . . arbeiten! . . . Entschlossen klappt sie das Fenster zu, als wollte sie den jungen Lenz mit seinen verführerischen Düften ausschließen und sitzt wieder am kleinen Schreibtisch, umringt von ihren Büchern. —

Eine halbe Stunde mag kaum vergangen sein, da tönen draußen vor ihrem Fenster rasch herannahende Schritte; ein plötzlicher Schatten fällt auf ihr Buch, ein Finger pocht an die Scheiben, und eine lachende Stimme ruft: „Sum, sui, esse!“

Der blonde Mädchenkopf fährt in die Höhe und Vater und Tochter tauschen fröhlichen Morgengruß aus.

„Schon so früh über der lateinischen Grammatik, mein Kind?“

„Versteht sich, Papa! ich muß doch vorwärts kommen.“

Auf den Zügen des Vaters zeigt sich ein sinnender Ausdruck, und er blickt seinem Kinde prüfend ins Gesicht:

„Du siehst blaß aus“, sagt er ernst, „du solltest dich mehr draußen tummeln in diesem herrlichen Wetter, sonst wirst du dich noch überarbeiten.“

Die Tochter hat seine Hand gefaßt, und spielt mit den schönen, edelgeformten Fingern:

„Ich habe so schrecklich wenig Zeit, Papa“, und sie blickt halb bittend, halb schelmisch zu ihm auf.

Da wird vom Stall her des Vaters Reitpferd vorgeführt, fort muß er in die ausgedehnte Wirtschaft . . .

Sie haben beide keine Zeit — der Gutsherr schwingt sich auf sein wieherndes, stampfendes Tier und sprengt von dannen, seiner Tochter freundlich zunickehend. —

Das junge Mädchen blickt ihm noch einen Augenblick sehnsüchtig nach — o, so hinauszusprengen in die blühende Frühlingswelt! . . . Dann schließt sie wieder das Fenster und vertieft sich resolut in ihre Bücher. — —

Ja, sie hat viel zu arbeiten; soviel, daß sie gar nicht weiß, wie sie es anfangen soll fertig zu werden. Sie liebt die Bücher mehr denn je, aber sie weiß so wenig, so blutwenig, trotz ihrer wohlgenutzten Schulzeit. Nur eines weiß sie jetzt merkwürdigerweise ganz genau: sie weiß „wozu sie auf der Welt ist“; das braucht ihr keine Frau Vämmerhirt, noch sonst wer zu sagen: Sie ist dazu da, Bücher zu schreiben, eine große Dichterin zu werden, aber vorher muß sie lernen“ . . . lernen! . . .

Die alten lateinischen Grammatiken von Nero sind im Hause und die alten Klassiker, die Meister des Ausdrucks, bei denen Jahrhundert um Jahrhundert in die Schule geht. Und sie stürzt sich in die Arbeit mit einem wahren Heißhunger, aber es ist so schwer sich ohne Hilfe zurecht zu finden! . . . Der glückliche Nero! wie leicht hatte er es doch gehabt!

„Du siehst blaß aus, mein Kind.“ Das Wort ist wieder und wieder von den Lippen des besorgten Vaters, der ängstlichen Mutter gefallen. Und es ist wahr, es ist merkwürdig blaß, dies junge Gesicht; kaum ein Hauch von dem, was der Franzose „une pâle fraîcheur“ nennt auf den sechszehnjährigen Wangen! Aber wenn sie ihr sagen, daß sie sich an ihrem Streben aufreibt, dann antwortet sie ihnen mit Tasso „Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen“, und die Eltern empfinden die Wahrheit, die in den Worten liegt. Sie fühlen: in diesem Kinde lebt etwas, das nicht eingedämmt werden kann; was am meisten an ihr zehrt, ist ein inneres Dürsten, das nach Befriedigung schreit, Wissensdurst, Schaffensdurst, dieser inneren Triebkraft wird niemand Herr werden! — aber die Eltern beginnen zu bangen, die Feder möchte zu stark fürs Gehäuse sein. —

Kurze Zeit nach dem geschilderten Frühlingsmorgen ist der Vater durch Berufsgeschäfte auf einige Tage an die kleine Kreisstadt gefesselt, und Frau und Kinder erwarten mit ungeduldiger Sehnsucht die Rückkehr des geliebten Oberhauptes. Seine Heimkehr wird jubelnd begrüßt, und er blickt so fröhlich und so schlau und so geheimnisvoll, und mit ihm kommen alle möglichen Päckchen und Päckchen, darunter auch eine Partie Bücher, die er fürs junge Mädchen verschrieben hatte und nach denen ihr Herz schon lange gelehzt. —

Die Eltern flüstern allerlei mit einander . . . es wird verstoßen gelacht . . . einmal hört das Kind die leisen Worte der Mutter, die sich zum Vater vorbeugt: „Die Taufmutter wird außer sich sein“. Sie bezieht das auf die angekommenen Bücher und denkt den Worten nicht weiter nach. —

Am Nachmittage desselben Tages, die Sonnenstrahlen fallen schon schräger und es wogt wie warmer rosiger Schein ums blühende Gefilde, sitzt die Familie zusammen vor der Thür der trauten alten Heimstätte. Der Gutsherr muß nach der längeren Abwesenheit heute noch einmal in seine Wirtschaft hinaus und sie bleiben beisammen bis er aufzubrechen hat, das Pferd muß jeden Augenblick kommen. Richtig, da wird die schöne braune Stute schon vorgeführt, aber hinter ihr . . . was ist denn das?

. . . da erscheint ja ein zweites Pferdchen, der hübsche, helle Paßgänger, der kürzlich gekauft wurde . . . und auf seinem Rücken trägt er solch eine sonderbare Geschichte

Das junge Mädchen starrt mit großen Augen: „Was ist das?“ fragt sie verwirrt.

„Was mag das wohl sein?“ fragt der Vater mit seinem schlauesten Lachen entgegen, und die Freude strahlt aus seinen Zügen.

Sie weiß die Antwort im Moment! In seinen Augen hat sie es gelesen, was das Ding dort vorstellt: Ein Damensattel ist's, und sie soll darauf reiten! —

Ihr schwindelt vor Entzücken! sie liegt in des Vaters Armen, sie lacht, sie jauchzt, sie weint fast vor Glück! Reiten dürfen, reiten dürfen!

Die Augen der Mutter lachen auch; aber sie sagt noch einmal leise: „Tante Friederike wird außer sich sein!“

„Ach Torheit“, lacht der Vater: „Ich sehe positiv nicht, was das dem Kinde schaden soll. Mutterchen hat ja auch mal ein halbes Jahr reiten müssen, als sie soviel kränkelte und Bewegung brauchte.“

Die Gattin atmet erleichtert auf. Freilich, Mutterchen hat auch mal eine Zeit lang reiten müssen, das ist ein Argument . . . das sanktioniert die Sache! Und ihr ist ganz wohl, daß sie sich mit ihrem Kinde freuen darf! — — —

O diese Ritte hoch zu Roß in den wonnigen Sommertagen, die nun folgen! Das Mädchen sprengt dahin, als wäre sie im Beduinenzelt groß geworden, als hätte sie nie eine andere Art der Fortbewegung gekannt! Der Paßgänger wird bald bei Seite geschoben, ein flinkerer, feurigeres Tier tut not!

Nun kann der alte Foliantenstaub die junge Seele nicht erdrücken, die Zeit wird geteilt zwischen grauer Theorie und des jungen Lebens goldnem Baum. — Hin geht es stundenlang, an des Vaters Seite, zwischen den wogenden Weizenfeldern der väterlichen Erde, oder durch die weiten, rauschenden Wälder des geliebten Heimathodens. Und wenn sie heimkehrt von diesen Ritten, dann liegt ein Hauch frischen Rots auf den sonst so bleichen

Wangen, und erstarkend dehnen sich die jungen Glieder: denn sie hat nicht nur wie einst mit den alten Klassikern verkehrt, sie ist zu Gast gewesen bei der ewigjungen Natur und hat sich dort Lebenskräfte geschöpft! — —

Und heller und heller wird es in der Seele des Mädchens; sie erkennt immer deutlicher, was sie zu tun hat: sie muß studieren wie ein Mann, zu den Füßen der alten Meister, und hängen wie ein Kind am Mantelsaume der Natur. — So wird sie allen beiden ihre Geheimnisse ablauschen und wird ihr Lebensziel erringen; sich empor kämpfend zu jenen Höhen, wo die Natur durch die Kunst geadelt wird und die Kunst selbst wieder zur Natur zurückkehrt! — —

O die wonnereichen Tage jener Sommerzeit!

V.

Während Tante Friederikens Patchen unter den Augen der Frau Lämmerhirt die Milch der Weisheit einsaugen sollte, war es in Elsin gar still geworden, noch viel stiller als zuvor. Der Stuhl vor Großonkels Schreibtisch stand leer, auch an den längsten Winterabenden; und die Bücher in den alten, wurmstichigen Schränken standen zwar sauber und wohlgestäubt wie immer in Reih und Glied, aber keine Hand schlug die dickleibigen Folianten mehr auf. —

Als die Jagemannsche Truppe an einem herbſtlichen Septembertage durch den goldrotgefärbten Laubwald frohen Mutes auf Elsin zuſteuerte, wurde den wandernden Muſikanten durch begegnende Bauern eine Kunde, welche ſie veranlaßte ihre Richtung zu ändern. Sie ſchritten ſtill vorüber am alten Herrenhauſe, darin ſie ſo oft gaſtliche Aufnahme gefunden, und wandten ſich dem kleinen ländlichen Kirchhof zu, der eine halbe Stunde davon entfernt lag. Dort ſaßen ſie Poſto vor einem friſchen Grabhügel und ſpielten eine Stunde lang all ihre ſchönſten Melodien, denen der Schläfer da unten einſt ſo gern gelauscht, ſodaß die klare Herbſtluft von den luſtigen Klängen widerhallte. — — Die alte Frau in Witwentracht, die damals im verödeten

Schlafgemach ihre Hände rang, hat auch Jahre später nie ohne Tränen an jene kleine Episode zurückdenken können.

September um September ist seitdem ins Land gezogen und die glättende Hand der Zeit hat die Dinge in Elsin allgemach ihr Gleichgewicht wieder finden lassen. —

Auch die alte Frau, die in den stillen Räumen schaltet, hat die Zähne zusammengebissen und zeigt dem Leben wieder ein mutiges Gesicht. Das starke, liebeiche Herz nimmt Anteil nach wie vor an Freud und Leid der Nachbarschaft; die scharfen Augen sehen nach dem Rechten wie einst, die energischen Lippen können wieder loben und schelten, je nach Bedarf, nur mit dem Lachen geht's nicht wie früher, und die alten Kniee wollen die schwerfällige Gestalt nicht so recht tragen Sie stützt sich müde auf den Krückstock oder wird im Rollstuhl durchs Haus gefahren. —

Heute sitzt die Greisin stramm aufgerichtet in dem großen Sorgenstuhl mit der verblichenen Stickerei; das starke Gesicht mit dem energischen Ausdruck ist hochrot vor Erregung, die blauen Augen blitzen beinahe zornig.

Auf dem Tabouret vor ihr, auch hochrot, sehr betreten, mit gesenkten Wimpern, sitzt ihr achtzehnjähriges Patentkind. —

„Sag mir, was soll dir eigentlich das Zeug?“ fragt die alte Frau gereizt. „Wenn nur ein Christenmenschen verstehen könnte, was dich plagt, all den Krimskrams in deinen unglücklichen Kopf zu pferchen!“

Das junge Mädchen sucht sich zu verteidigen:

„Aber, Tantchen, ich tue doch nichts Böses damit! Ich stricke für die kleinen Geschwister, und ich lese Mama vor, und ich kümmerge mich um die Küche . . . Wem tue ich denn ein Unrecht, wenn ich nebenbei für mich lerne?“

Die Großtante schwenkt sich in ihrem Stuhl herum, als gäbe ihr der Ärger die Beweglichkeit früherer Tage zurück:

„Wem du ein Unrecht tust? Du begehst ein Unrecht gegen dich selbst, du versündigst dich an deinem künftigen Manne, du begehst ein Verbrechen gegen deine einstigen Kinder!“

Das gescholtene Kind vor ihr muß jetzt aber denn doch lachen:

„Liebste Tante, bitte höre doch! ich werde überhaupt nicht heiraten. Ich . . .“

„Ach, erzähl mir keine Geschichten!“ Die Alte macht eine wegwerfende Handbewegung . . .

Das Patenkind in seiner Ratlosigkeit greift zu einem verzweifeltsten Argument:

„Tantchen, bestimmt! es wird ja auch nie ein Mensch nach mir freien; alle wissen ja, daß ich so komisch bin, daß ich Gedichte mache und Latein lerne, kein Mann wird mich haben wollen.“

„Steht dir denn all das Unheil auf der Stirn geschrieben?“ fährt die Alte auf. „Es kann sich ja ein ahnungsloser Narr in dein Lärvchen vergaffen, Gott steh ihm bei, wer immer es sein mag!“ und Tante Friederike schlägt die Hände ineinander und die Augen zum Himmel empor!

Das junge Mädchen ist wieder ernst geworden: „Liebe Herzentante, du kannst es mir aufs Wort glauben, ich will auch gar nicht heiraten . . .“

„Paperlapap! was willst du denn? Dein Leben lang für fremde Kinder Strümpfe stricken?“

„Mein Lebensberuf . . .“

Aber da kommt sie schön an:

„Ach, laß mich ungeschoren mit deinem Lebensberuf! Das sind ja alles die dümmsten Ausdenkereien! Eine Frau hat nur einen Lebensberuf. Was hat man dir für Tollheiten in den Kopf gesetzt? Natürlich wirst du heiraten und wirst ein Duzend Kinder kriegen! Die Generation . . . (die Tante schlägt sich mit beiden Händen vor den Kopf) da kann man im voraus blutige Tränen weinen!“

Die so herb Vermahnte verhält sich schweigend. Der Sinn für Humor in ihr ist so lebendig, daß sie arg zu kämpfen hat, ihre Lachlust zu verbeißen. Aber selbst wenn dem nicht so wäre, würde sie schweigen. Sie fühlt, es ist besser den Sturm ausatoben zu lassen, und sie weiß auch ganz genau, daß die liebe alte Frau meint, ihrem Goldkindschen einen Dienst zu erweisen, wenn sie es gar so arg mitnimmt. — Sie küßt die Hand der Greisin und sieht demütig da. —

„Und jetzt wird dein Vater euch alle ins Ausland schleppen“, murrte die Alte nach einer Pause. „Auch sehr nötig!“ Sie nickt mit dem Kopfe vor sich hin. „Ich sehe deinen Großonkel noch vor mir . . . da saß er . . . da auf dem braunledernen Armstuhl!“ (sie weist mit dem Finger auf das bezeichnete Stück) „wie er René sagte: wirßt in die Bohnen rennen, Brüderchen, wirßt in die Bohnen rennen . . . Das war ein Mann, dein Großonkel! — Ich höre ihn noch . . .“ Sie versinkt in Gedanken. Das alte Gesicht hat einen wehmütig-liebreichen Ausdruck angenommen . . .

Nach einigen Minuten streichelt ihre weiche Hand liebevoll über den blonden Scheitel des jungen Mädchens an ihrer Seite:

„Bist ja nicht schuld daran, mein Goldkindschen . . . bist ja nicht schuld . . . Gott helfe dir durchs Leben . . . Aber deiner Mutter werd' ich's schreiben“, fügt sie energisch hinzu und schlägt mit den Knöcheln der geschlossenen Hand auf den Tisch. „René . . . da sag ich nichts mehr . . . da ist alles Erbsen an die Wand . . . Aber deiner Mutter werde ich schreiben. Sie soll's hören!“

Als sie sich am nächsten Tage trennten, wird's ein tränenreicher Abschied auf beiden Seiten. Die alte Frau drückt ihr Patches wieder und wieder ans Herz und läßt die klaren Augen so wunderbar innig auf dem jungen Gesicht ruhen, grade als wüßte sie, daß sie es zum letztenmal im Leben sieht. Und auch dem jungen Mädchen wird ganz eigen zu Sinne. An Tod denkt es nicht; dazu ist es selbst zu voll Leben und Frische. Vor ihm liegt die heiß ersehnte Reise an die Kulturstätten des Auslandes, der erste Schritt in die Bahnen, in die sein Genius gebieterisch drängt . . . Aber als das Mädchen weinend die Arme um den Hals der Greisin schlingt, zuckt ein weher, unerklärlicher Schmerz durch die junge Seele wie dunkles Ahnen, daß sie von einer Lebensperiode Abschied nimmt . . .

Vorbei, vorbei . . . sie sitzt im Wagen und grüßt und winkt hinaus . . . die Pferde ziehen an . . .

„Aber deiner Mutter werde ich schreiben“, ruft eine tränenerstickte Stimme hinter ihr . . .

Eine Woche später, wenige Tage ehe die Familie ihre Reise ins Ausland antrat, brachte die Landpost einen Brief mit den großen, eckigen Schriftzügen der Großtante.

Die Mutter las ihn allein, wurde rot . . . lächelte . . . sah nachdenklich aus . . . lächelte wieder . . . und reichte den Brief mit vielsagendem Blick dem Vater hin. Dieser studierte ihn ohne eine Miene zu verziehen, aber als er damit fertig war, lag ein so unsagbar humoristischer Zug auf seinem Gesicht, daß die Tochter den Mut hatte mit halbem Lächeln zu fragen: „Was schreibt Großtante denn?“

Statt aller Antwort hielt der Vater ihr lachend den Brief vor die Augen, so zusammengefaltet, daß sie nur einen breiten Streifen von sechs bis acht Zeilen lesen konnte. Die lauteten:

„Und jetzt wird die Lernerei im Auslande losgehen, grade als ob sie noch nicht genug Krimskrams im Kopf hätte! Was soll das Ende sein? Soll meine Tauftochter zum Sprichwort werden unter den Menschen wie die berühmten Schwestern Conradi's? Aber Ihr könnt das ganze Unheil Euch selbst zuschreiben: es ist alles zurückzuführen auf eine Quelle — René's unverzeihliche Schwäche mit dem Reiten! Das war der Anfang: Der Paßgänger ist an allem schuld.“

Alte, ehrenfeste, kreuzbrave Großtante! — Wie hättest du dir schauernd die Augen zugedeckt, wenn jemand dir hätte sagen können, wie viele Ritte deinem Patenkindchen in späteren Jahren bevorstanden — auf Pferden, auf Eseln, auf Maultieren, auf Kamelen, ja auf dem Nacken brauner Somalis — — — du, die all ihr Lebtag keinen Ritt gekannt, als höchstens den auf Prinzipien! —

Aber in Einem hast du unrecht gehabt, Tantchen: der hübsche, heimische Paßgänger hatte keine Schuld an all dem Zeug, an allem Studieren und allen Ausdenkereien! — schuld an allem war das Köhlein Pegasus, das da so ungeduldig stampfte und sich bäumte und partout von dem Kinde geritten sein wollte! — Und schuld waren die Sonnenpferde der Zeit, die, gewaltig in neue Bahnen stürmend, auch den Schicksalswagen deines

Patentkutschens kraftvoll hinauswirbelten über die Grenzen altergebrachter Geleise. Und auch ihm blieb „nichts übrig, als mutig gefaßt die Zügel festzuhalten und — bald rechts bald links — vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, — wer weiß es? Erinnert man sich doch kaum woher man kam!“



Neue Gedichte

von

Maurice von Stern.

(Aus der jüngsten Sammlung des Verfassers: Sonnen-Wolken. Neue Strophen.
Druck der O.-B. Buchdruckerei- und Verlagsgesellschaft. Linz. 1904.)



An die Heimat.

Glaub' nicht, dass ich dich vergessen werde,
Jeder hat nur eine Heimaterde!
Wenn dereinst mein Lebenslicht verglommen,
Werde ich noch einmal zu dir kommen.
Still und schwebend werde ich erscheinen,
Wenn in Frühlingsnächten Wolken weinen,
Tief im Wald die wilden Tauben gurren,
Dumpe Donner durch das Dunkel murren. —
Heubeladen deine Wagen knarren,
Heimlich tönt des Wachtelkönigs Schnarren.
Oder auch nach kühlenden Gewittern
Birkenblätter rieseln und erzittern.

Quellen lachen, Wiesenblumen glänzen,
Mädchen winden singend sie zu Kränzen.
Rosenlasten deine Büsche biegen,
Roggenwogen sich im Monde wiegen
Wenn dereinst mein Lebenslicht verglommen,
Werde ich noch einmal zu dir kommen.



Jaanililled, Kullerkupud!*)

Hoch am blauen Frühlingshimmel segelt heller Wolken Flaum.
Veilchen, Dotterblumen, Primel tauchen auf aus Tag und Traum.

Kuckuckrufe, traumverloren,
Wandern lockend durchs Gehölz.
Leise klingt in meine Ohren
Tief aus Traum und Wiesenschmelz:

Jaanililled, Kullerkupud!

Welch' ein süßes Stocken, Zaudern! Fast erschrocken horcht mein
Herz.

Bächlein, Wiesenbächlein plaudern, all' mein Blut strömt heimat-
wärts.

Wie so still und voll von Treue
Ruht das Land und lacht mich an! —
Soviel Duft und Licht und Bläue,
Dass ich sie nicht fassen kann.

Jaanililled, Kullerkupud! —

Wenn auch heut' der Winter wütet, sei Ihm treu ans Herz gelegt,
Der das Nest des Vogels hütet und die goldnen Sterne trägt!

*) Estnische Bezeichnungen baltischer Wiesenblumen.

Sieh, dein Frühling, deine Garben,
Heimat, stehn in Gottes Hut.
Deine Töne, deine Farben
Blühn in deiner Dichter Blut.
Jaanihilled, Kullerkupud! —



Friedenstraum.

(Aus: Blumen und Blitze. Neue Dichtungen. Österreichische Verlagsanstalt. Linz, Wien, Leipzig.)

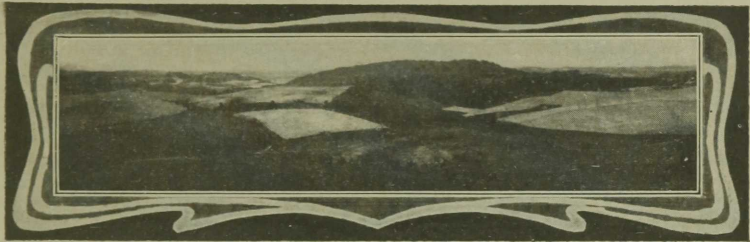
Verlassen träumt der morsche Festungswall.
Von Grün verschleiert, schweigt des Codes Rachen.
Statt Pulverwolken und Kanonenknall
Ein Blumenatmen und ein Quellenlachen!
Blauglocken staunen still ins Eisenrohr.
Die Winde rankt sich wirr um die Lafetten
Und schwebt und klettert anmutsvoll empor
Und schlingt ums Erz die zarten Blumenketten.

Ein Schwalbennest vorn an der Mündung klebt! —
Ein Zwitschern schallt hinein ins schwarze Schweigen,
Das noch vom Donner ferner Tage bebt
Und finster träumt von Tod und blut'gem Reigen.
Die rost'gen Bomben ruhn im Morgentau;
Darüber gaukeln bunte Schmetterlinge.
Sie stürzen selig sich ins Himmelblau
Und melden Gott den Wandel aller Dinge

Da naht sich mir ein leiser, süsser Traum:
Ein Traum von Lorbeer und von blüh'nden Myrten,

Von Schwertern, tief versteckt in Blütenflaum,
Von Jünglingen, die sich mit Rosen gürten.
Und wie aus Morgenrot taucht auf ein Bild:
Auf den bekränzten Waffen ruht der Friede,
Von Mandelblüten starren Helm und Schild,
Und Erz und Blumen klingen leis im Liede.





Ausblick vom Munamägi.

Eine Fußwanderung mit Schülern durch Livland.



Tagebuchblätter

von

Viktor Wittrock.

Das war ein frohbewegtes Treiben vor dem altertümlichen Gebäude der Pferdepost unserer guten Embachstadt in früher Morgenstunde des 31. Mai d. J.! Die Hausfrau, die mit der Dienstmagd auf den Markt eilte, der brave Bürger, der schlaftrunken aus dem Fenster eines der anliegenden Häuser blickte, die Hausknechte, die ihr Tagewerk begannen — sie alle mögen sich erstaunt gefragt haben, was die bunte Gesellschaft von alt und jung wohl um 7 Uhr Morgens hier wollte. Daß es kein trauriges Vorhaben war, welches sie zusammengeführt, konnte jeder leicht von den freudestrahlenden Gesichtern ablesen. Und dazu lachte die Frühlingssonne so morgenhell vom Himmel, und hatte der frische Wind die dunklen Wolken, die noch einige Stunden zuvor ihr Raß über die schlafende Stadt geschüttet, auseinandergefegt — wer hätte da noch trübselig sein mögen,

wem wär's nicht durch die Seele gezogen und hätte sich auf die sangesfrohen Lippen gedrängt das alte, immer jugendfrische Maienlied mit seiner letzten aufjauchzenden Strophe:

„O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!
Da weht Gottes Odem so frisch in die Brust;
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!“

Ja, auf zu froher Wanderschaft, „hinaus in die Ferne“, in das liebe Heimatland! — das war die Parole, die zu lange schon herbeigesehnter Stunde 22 Schüler der drei oberen Klassen unserer beiden klassischen Mittelschulen mit ihren 6 Führern herbeigeführt hatte an den festgesetzten Sammelpunkt. Da kamen sie herangezogen von allen Enden der Stadt, die lustigen Gesellen im leichten Touristenanzug, wohlgestiefelt und gerüstet, den Wanderstab in der Hand und den Rucksack auf dem Rücken — alle von dem gleichen Drang beseelt:

„Frisch auf drum, frisch auf drum im hellen Sonnenstrahl,
Wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Tal!“

Soll ich sie alle einzeln beim Namen nennen? — dessen bedarf's nicht, „Name ist Rauch und Schall“, es genüge dir die Versicherung, daß es Söhne deiner besten Mitbürger, Kinder deiner teuren Heimat waren, junges Blut, einige sogar mit einem leisen Anflug von „flaumigem Bart“, alle jedenfalls „Bursche schlant wie Kerzen“ — doch halt, nein — ein paar rund wie frischgebackene „Kudel“. Nur die Führer im edlen Wettstreit der Wanderschaft seien mit Namen aufgeführt, wenn auch nicht zum Gedächtnis für alle kommenden Geschlechter, so doch für diejenigen Zeitgenossen, denen sie nochmals Gruß und Dank zurufen möchten für alle in so überreichem Maße erfahrene Liebe und Gastfreundschaft. Es waren: Oberlehrer Görz, ein Wandersmann und Jugendfreund nach dem Herzen Gottes, der alte Schulmeister und Kantor Lange mit dem jugendfrohen Sinn und anderen schönen Gaben, die später Erwähnung und Würdigung finden werden, Turnlehrer Punga, unser gewissenhafter Schatzverwahrer, Apotheker, Doktor, kurz „Mädchen für alles“, die beiden Musen-

söhne stud. med. Werner und stud. theol. Mirsajanž als treue Wächter über die nächtliche Ruhe der jugendlichen Schar, und endlich der Schreiber dieser Zeilen, ein Menschenkind, dem es dorten am wohlsten ist, wo die Mahnung des Apostels beherzigt wird: „Freuet euch in dem Herrn allewege!“ —

An einem Winterabend bei der Lampe traulichem Schein war dem zuletzt Genannten der Gedanke an eine Fußwanderung mit Schülern durch die baltische Heimat gekommen. Und wie's so geht — einmal aufgetaucht, ließ er sich nicht wieder bannen. Wenn von der Arbeit am Schreibtisch ermüdet, der Geist gebieterisch eine kurze Erholungspause forderte, dann trat die Phantasie in ihr Recht und zauberte ihm lockende Bilder von kommender Frühlingspracht und Wanderlust, von der Heimat lieblichen Gefilden, von Berg und Thal, von Feld und Flur, von der Seen stillen Gestaden und der Flüsse blinkendem Silberband vor die träumende Seele, da erwachte mächtig die Sehnsucht nach Ausspannung, der Drang ins Weite, und ob die Enge der Studierstube den Leib gefangen hielt, die Seele breitete weit ihre Schwingen aus und triumphierte trotz des Winters Haft in siegender Gewißheit: „Es muß doch Frühling werden!“ — Und um den Träumer sammelte sich eine junge Schar, die er mit etlichen Freunden, Lehrern der Jugend, hinausführen wollte aus den staubigen Gassen der Stadt in die schöne Gotteswelt, die der Meister droben sich zum buntgewirkten Schemel seiner Füße geschaffen.

Die Heimat sollte die Jugend, und — zu eigener Beschämung sei's eingestanden — sollte ein Teil ihrer Führer kennen lernen. Oder ist es etwa nicht beschämend, daß viele, ja vielleicht die meisten von uns Balten das Ausland besser kennen als die eigne Heimat? Daß Jahr um Jahr viele Hunderte per Dampf zu Lande und zu Wasser Deutschland, der Schweiz, Italien usw. zustreben und keine Ahnung davon haben, wie entzückende Landschaftsbilder einige Werst hinter dem Zaun des eigenen Hauses sich dem staunenden Auge darbieten; daß mit peinlicher Gewissenhaftigkeit alle historischen Stätten der Fremde aufgesucht und in ihrer Geschichte studiert werden, während die großartigen Ruinen

in der Heimat, diese stummen Zeugen einer reichbewegten Vergangenheit, in ihrer Verödung unser Geschlecht der Pietätlosigkeit gegen die eigne Geschichte anklagen? Was weiß zumal unsere Jugend von dem Kämpfen und Ringen, dem Lieben und Leiden ihrer Vorfäter? Wenig, herzlich wenig! Und doch, wer die Scholle nicht kennt, auf der er sitzt, in der er wurzeln soll, wie soll der sie lieben und zweckentsprechend beackern lernen? Wer das Band mit der Vergangenheit seiner Heimat durchschnitten hat, wie soll der die Gegenwart richtig zu beurteilen und die Aufgaben, welche die Zukunft gebieterisch stellen wird, in zielbewußter Weise zu bewältigen verstehen? Und erwarten wir denn nicht gerade das von unserer Jugend? Ist sie nicht gerade in diesem Sinn unsere Hoffnung? — Da muß helfen, wer da helfen kann, daß es damit besser werde. Sind's auch nicht gleich Hunderte, die er zu schönem Ziele führt, er begnüge sich mit etlichen zehn und sorge nicht, denn der Blütenstaub der Heimatliebe säet sich von selber weiter aus, wenn auch nur etliche aufgeschlossene, jugendliche Herzen durch ihn befruchtet wurden. —

Von solchen Gedanken wurden die Bilder meiner Phantasie durchwoben und gewannen dadurch schärfere Umrisse und greifbarere Wirklichkeit. Eine flüchtige Umfrage bei Eltern und Lehrern zeigte mir, wie vielen Sympathien die geplante mehrtägige Fußwanderung mit Schülern begegnete. So konnte denn an die Verwirklichung der Idee gedacht und mit den Vorbereitungen für die Wanderung begonnen werden.*) Nach dem Semester-schluß der Schulen wollten wir am 31. Mai aufbrechen.

Doch zurück zu der bunten Gesellschaft vor der Poststation! Meine Tagebuchblätter, ergänzt durch die Erinnerung und durch die Aufzeichnungen unserer beiden jungen „Chronisten“, mögen den Freunden der Heimat erzählen, was wir auf unserer köstlichen

*) Im Anhang zu diesem Aufsatz bringe ich für Freunde des Wandersports „Winke für Fußwanderungen durch die Heimat“. Vielleicht bieten sie manchem Leser die erwünschten Fingerzeige. Wer über unsere Ausrüstung zur Tour vor der Lektüre der folgenden Schilderungen orientiert sein möchte, lese den Anhang schon hier.

Wanderung gesehen und erlebt haben. Wer mehr erwartet als eine schlichte Darstellung unserer Fußtour, der überschlage nur gleich die folgenden Blätter.

* * *

Im Postwagen von Dorpat nach Werru.

Montag, den 31. Mai.

Endlich fahren die Wagen vor. Es sind zwei stattliche Gefährte. Das erste, ein großer Stuhlwagen, wegen seines meist gelben Anstrichs bei uns zu Lande schlechtweg „Kanarienvogel“ genannt, ist mit 8 munteren Pferden bespannt und bietet für 24 Personen Platz. Etwas eng wird es freilich werden, doch das beunruhigt höchstens die paar Dicken in unserer Mitte. Sei, wie die Jungen ihn hurtig erklimmen! Die Rucksäcke fliegen unter die Sitze und im Nu sind alle Plätze belegt. Es kostet wirklich Mühe und einige deutliche Worte, damit drei der älteren Herren sich unter die „Büblein“, wie L. sie nennt, verteilen können. Im zweiten Wagen, einer mit drei Pferden bespannten Karosse, soll unser Schatzmeister B. mit gespickter Börse unter dem sicheren Schutz der beiden Studiosi und der zwei längsten Jünglinge folgen. Alles ist zum Ausbruch bereit — es fehlt doch keiner, die Uhr zeigt bald 7¹/₄? — Doch, stud. W. ist noch nicht da. Wo bleibt er nur? Er wohnt in der Nähe und ich schwinde mich auf eine Droschke, um den Säumigen zu holen — da biegt er schon, gemächlich in voller Ausrüstung marschierend, um die nächste Ecke. Die süße Gewohnheit des „akademischen Viertels“ hat ihn länger als verabredet am Kaffeetisch zurückgehalten. Für den Spott braucht er nicht zu sorgen und die Ehre, von unserem „Podrettpoeten“ — daß ich es nur gleich verrate, es ist der alte L. — in seiner „Neuen Livländischen Reimchronik“, in den Versen

Als letzter kommt noch angebraust,
Herr Mirsajanx mit Stock in Faust

befungen zu werden, hat er auf den Kauf.

Noch einmal sind alle von den Wagen gestiegen, um Eltern und Geschwistern die Hände zum Abschied zu drücken — dann heißt's: auf die Plätze! Ein Tücherschwenken, Abschiedswinken — und fort traben die Köhlein der Landstraße zu, die über Werro nach Pleskau führt. Aus 28 Kehlen dringt das Maienlied zum blauen Frühlingshimmel empor als froher Abschiedsgruß für die zurückbleibenden Lieben, als Loblied dem Schöpfer dieser schönen Welt. Dann noch ein schmetterndes Hornsignal von den geübten Lippen unseres P. — und hinter uns liegen schon die letzten Häuser der Stadt, vor uns das flache Gelände in der Umgebung unseres guten, alten Dorpat. Ja „da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus!“

„Ein Ausbruch zur Fußwanderung im Postwagen! — das heißt doch die Sache auf den Kopf stellen und wenig stilvoll anfangen“ — so höre ich sagen. Nun, es war das Praktischste so und stilvoll war es auch. Bis Werro, unserem ersten Reiseziel, weist die Landschaft doch zu wenig Reize auf, um zu einem 68 Werst weiten Marsch einzuladen, und die Eisenbahnfahrt im heißen Koupé vom Morgen bis zum Abend, mit einem vierstündigen Aufenthalt in der prosaischen Kreisstadt Walk wäre gewiß nicht stilvoller gewesen als die ganz prächtig gelungene Postfahrt.

Welch' ein Genuß einmal mit dem Verkehrsmittel der Väter so einen ganzen Tag durchs Land zu fahren! Langsam ziehen an uns in buntem Wechsel Feld und Flur, Wald und Wiese vorüber. Kein Hasten, kein schriller Pfiff, der zur Weiterfahrt nötigt, während man vielleicht gerade in vollen Zügen das Landschaftsbild genießen möchte. So sehr viel individueller, so viel mehr der Persönlichkeit das Recht freier Entscheidung lassend, ist solch' eine Postfahrt im Gegensatz zur Eisenbahnheize. Die Maschine hat immer etwas Kaltes, Unpersönliches und Unerbittliches, während die seelischen Beziehungen zu den Rossen vor dem Wagen bald angeknüpft sind. Das verschiedene Temperament der Tiere erweckt teilnehmendes Interesse, das Bewußtsein durch eine Kraftanstrengung lebender Wesen weiterbefördert zu werden, löst eine Reihe seelischer Empfindungen aus, die in dem Apostelwort vom „Sehnen und Seufzen der Kreatur nach der Freiheit der Kinder Gottes“ ihren

klassischen Ausdruck finden. Und dann — unser baltischer Postknecht im saloppen Sommerkostüm oder im schweren Schafspelz auf dem Boß, im Zwiegespräch mit seinen geliebten Gäulen, die, entweder die Ohren freundlich vorgestreckt oder verstimmt zurückgelegt, seiner Rede lauschen, mit seinem kunstgerecht zwischen den Zähnen hervorgestoßenen frohen Pfiff und lautem Peitschenknall — und ihm gegenübergestellt der Kondukteur in der obligaten Uniform, mit gelangweilter Amtsmiene und dem Argwohn gegen jeden Passagier im Herzen — sind sie nicht wie der verkörperte Gegensatz zwischen guter Poesie und schlechter Prosa? Nein, ich lobe mir die Postfahrt, nota bene, wenn der moderne Mensch einmal Zeit hat und seine durcheinander geworfenen Nerven wieder zurechtrücken möchte. —

Nachdem der Jubel des Aufbruchs verhallt war, trat für Augenblicke eine gewisse Stille ein. Wenn der Wind umschlägt, bildet sich auf der Wasserfläche zunächst eine neutrale Zone, die von keinem Windhauch gekräuselt, spiegelblank daliegt. Dann erst beginnt allmählich wieder Bewegung in die Fläche zu kommen. So war's auch bei uns. Der Wind schlug um. Der Sturm der Semesterarbeit hatte ausgetobt, in den Studierstuben und Schulräumen war der Wind eingeschlafen — wir befanden uns zunächst in der neutralen Zone der Windstille, die Schüler den Lehrern, die Jugend den Erwachsenen gegenüber in völlig veränderter Situation. Es galt, sich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Jeder hatte das Bedürfnis, sich die Menschen einmal näher anzusehn, mit denen er nun 11 Tage hindurch in engster Gemeinschaft alles teilen sollte. Doch das dauerte nicht lange. Bald kam Bewegung in die Gesellschaft. Der frische Wind froher Laune begann seine Zittige zu regen. Ein Scherzwort, noch schüchtern hingeworfen, bricht den Bann. Da ein zweites, ein Treffer — und eine Lachsalve ist die Antwort. Das Schiff ist flott geworden, der Wind bläht die Segel zu froher Fahrt.

„Rauche, wer da rauchen will!“ — kommandiert einer der „Podrettpapas“, und die meisten ziehen vom Leder. Nun wird's gemüthlich. Die Anekdote tritt in ihr Recht, und ein Geistesfunke entzündet sich am andern zu heller Flamme. Der gemüthvolle

deutsche Humor führt sein Szepter. Wenn der Stoff auszugehen droht, muß ein „cantus“ helfen. Über die Köpfe hinweg schwingt der alte Kantor seinen Schulmeisterbatel, und alles folgt willig seinem Taktstock. Die im zweiten Wagen hinten etwas nach, doch das schadet nichts, uns hören ja nur die Frösche = Kaphonen im Sumpf am Wegesrand, und wir — wir sind zufrieden mit unserer Kunst, das ist die Hauptsache. Die Lerche, die über der aufgebrochenen Ackersehle ihr Lied schmettert, sie versteht uns. Sie singt, weil sie singen muß, schöner freilich als wir, aber gewiß nicht mit mehr Begeisterung.

Ringsumher duftet alles nach Frühling. Ein gesättigter Erdgeruch steigt aus den frischgepflügten Furchen empor und weisagt den Erntesegen des Herbstes. Die ganze Atmosphäre ist getränkt vom Duft der Blüten auf Baum und Strauch. Überall Laute des neuerwachten Lebens — die ganze Natur ein gewaltiges Lied ohne Worte zum Preise ihres Schöpfers. Das Auge schaut in weite, dunstige Fernen und ruht aus von der Arbeit des Bildungsmenschen.

Es ist wahr, die ersten 30 Werst boten keine sonderlichen landschaftlichen Reize. Ebene, nichts als Ebene, so weit der Blick reicht! Am Wege nur der eintönige Wechsel zwischen fruchtbaren Äckern und unkultivierten Morästen, satten Wiesen und kahlen Brachfeldern — und doch war's schön, auch dieses Stück Weges. Das macht: es ist die Heimatscholle mit ihrer typischen Physiognomie. Wer als Flachländer auch nur etliche Wochen im Hochgebirge gewilt, sehnt sich zurück in die Ebene und jauchzt vor Freuden auf, grüßt ihn auf der Heimfahrt die weite Lüneburger Haide in ihrem schlichten Blumenschmuck. Nichts beengt den Atem und den Blick. Die Ferne scheint nahegerückt, wenn am Horizont ein Kirchturm herüberwinkt oder der Rauch der Hütten so gastlich zur Rast am Herde einladet. Und dieses Bild im Rahmen der Heimat — es macht die Seele weit und warm!

„Und bist du auch nur Bruch und Sand,
So bist du doch mein Heimatland!“

singt ein baltischer Dichter. Nun, es ist nicht nur „Bruch und Sand“, unser liebes Baltenland, aber wo es wirklich nicht viel

mehr ist, da wird es verklärt durch den Zauber, der in dem Worte Heimat liegt. Wir ließen ihn auf unsere Seele wirken diesen Zauber, der das Herz so still und froh macht wie ein Mutter-
auge, das mit Wohlgefallen auf dem Kinde ruht. — — —

Die erste Kaste rückt näher. Auf der Poststation Mandellshof soll der Dreispänner die Pferde wechseln und eine Werst weiter, beim Liwa-Krüge, soll unser „Kanarienvogel“ halten, damit die Gäule sich etwas verschmaufen können. Die Uhr zeigt $\frac{1}{2}$ 11, was Wunder, wenn Hunger und Durst sich melden. Etwas steifbeinig springen wir von unserem hohen Wagengestell und langen einander die Rucksäcke mit ihrem Mundvorrat herunter. Bald wimmelt's vor dem stillen, hübsch an einem kleinen Tannen- und Birkengehölz gelegenen Krüge wie in einem Ameisenhaufen.

Kennst du die Poesie eines baltischen Krüges, wenn ihn am stillen Vormittag nicht der Lärm roher Trinker durchtobt? Es ist als wäre alles ausgestorben im langgestreckten, strohgedeckten Hause oder von den Fliegen in den Schlaf gesummt. Laut hallen die Tritte auf der ausgetretenen Steindiele in der großen Stube wieder, du hörst fast das Echo der eigenen Worte. Nach einigem Rufen erst erscheint aus den hinteren Räumen halbverschlafen der Wirt und geht in langsamer Rede und knapper Antwort auf deine Fragen und Wünsche ein. Dicht drängen sich an ihn ein paar Kinder mit hellblitzenden Augen, wirrem Lockenhaar und nicht ganz einwandfreien Nasen. Neugierig hängen die Blicke der kleinen, braunwangigen Barfüßler an dir. Aus dem Nebenraume, dem sogenannten „Stadoll“ dringt das Grunzen eines Schweines oder das Blöken einer Kuh in die Stube. Durch die offene Thür schreitet das Federvolk vom Hofe her dir nach ins Haus. Vor dem Krüge ein einsames Lastfuhrwerk, an dem ein paar Männer stehen, schweigend ihre Pfeifen schmauchend und die Ankömmlinge musternd. Und dies alles in das Licht der Sonne am Spätmorgen eines Frühlingstages getaucht — dann hast du's, wie wir's beim Liwa-Krüge, unserer ersten Kaste, traf. Ein gewiß auch dir vertrautes, liebgewordnes Bild? — — —

Es ist doch nichts mit den starren Prinzipien, die rauhe Wirklichkeit wirft sie immer wieder über den Haufen. Da es im Liiwa-Krüge weder frische Milch, noch süße Limonade, noch gutes, klares Wasser gab, so mußten wir eben gegen unsere Abmachung mäßiges Bier trinken. Dagegen kann selbst ein Temperenzler von meiner, doch recht strengen Observanz, nichts einwenden. Der Durst muß eben gelöscht werden, so gut es geht.



Erste Rast vor dem Liiwa-Krüge.

Phot. von Meinhard Hasselblatt.

Ei, wie zum Bier die Butterbrote schmecken, auch mir, dem die fürsorgliche Gattin keine hatte mitgeben können, weil ich sie schon zwei Tage vor dem Aufbruch in der Sommerfrische zu Haselau zurücklassen mußte, um in der Stadt noch meinen Berufspflichten zu genügen. An freundlichen Anerbietungen, aus fremden Brotkörben zu naschen, fehlte es nicht — ich aber hielt mich nur an

Freund G., der mir eine Rangerhöhung zgedacht, die mich an seine Seite zwang. „Eminenz“, rief er mir zu, „setze dich zu mir auf die Kellertür und futtere von den Butterbrotten, die ich mir heute früh aus dem Handwerkerverein geholt!“ Auch er war nämlich Strohwitwer, aber hatte, durch die Nachbarschaft des Handwerkervereins verwöhnt, einen Ausweg gefunden. „Eminenz“ — wie das klang! Den Titel behielt ich, soll ich sagen leider, nur für die Zeit der Tour; und Butterbrote aus dem Handwerkerverein — wie die schmeckten!

G. und ich nebeneinander auf der schrägen Kellertür vor dem Krüge sitzend, in eifriger Tätigkeit, umgeben und bedient von unserer Jugend — das war ein Bild zum Malen, nein, zum Photographieren. Wie sollten unsere 5 „Photofürsten oder Plattenhinder“ — so nennt sie nämlich die „Reimchronik“ — diese günstige Gelegenheit für ihre Betätigung ungenutzt vorübergehen lassen! Ehe wir uns versahen, waren wir denn auch schon abgeknipst in all' unserer breiten Behaglichkeit. — —

Bald langten auch die Nachzügler aus Mandellschhof, jetzt in zwei Postwagen mit je einem Paar Pferde bespannt, an und holten das Veräumte hurtig nach.

Als die Abzug beendet war, und auch der Postknecht und seine Gänse ihr Teil erhalten hatten, wurde nach einem kurzen Bummel ins nahe Wäldchen, wo unsere Künstler neue, aber von uns unterdrückte Anwandlungen zum Knipsen bekamen, die Fahrt fortgesetzt. Die Insassen des zweiten Wagens avancierten nun und nahmen Platz auf dem Kanarienvogel, während fünf aus der ersten Gruppe, zu denen auch meine Eminenz gehörte, es sich gefallen lassen mußten, von ihrer Höhe herabzusteigen und sich in die nachfolgenden Wagen zu verfügen. —

Die Gegend wird abwechslungsreicher. Größere Waldungen rücken näher an die Poststraße heran, und von den Bodenerhöhungen aus schaut das Auge in eine sanft gewellte Landschaft. Vom Kanarienvogel her, den wir wegen der ihm folgenden Staubwolke in respektvoller Entfernung vor uns fahren lassen, dringt ab und an Lachen und Singen zu uns herüber. Der Taftstoß ist wieder in Bewegung. Ich plaudere angenehm mit

meinen beiden jungen Freunden. Die Themata wechseln in bunter Folge, und ich erquicke mich an der Frische und dem gesunden Frohsinn meiner jugendlichen Kameraden.

Da ist ja auch schon der „große Berg“ vor dem Gute Warbus, auf dessen Höhe wir nach dem Rat des Vaters eines unserer Reisegefährten absteigen sollten. Die Wagen halten. Bald bewegen sich die Touristen in langer Kette zu Fuß weiter. Ein lebensvolles Bild, auf dem das Auge des Jugendfreundes mit Entzücken ruht! Nach einer Viertelstunde Weges ist das Gut Warbus erreicht. Hier sollen wir, freundlicher Einladung folgend, die hübsche Schlucht des Lillibaches, auf dessen hohen Ufern der Gutspark sich ausdehnt, in Augenschein nehmen. Die Wagen begeben sich voraus zur Poststation. Wir werden ihnen nach dem Abstecher folgen, um dort das vorher bestellte Mittagessen einzunehmen.

Das Gut Warbus liegt nur einige hundert Schritt abseits von der Poststraße. An der Einfahrt erwartet uns Herr v. Samson-Himmelstierna, der Besitzer des Gutes, mit seinem Bruder. Freund G. kennt natürlich die beiden Herrn — wen kennt er in Livland nicht? Mit der Würde des Wohltäters überreicht er ein aus der Stadt zur Übergabe an Herrn v. S. ihm übergebenes Päckchen und stellt die Führer der Exkursion vor. Bei den Schülern genügt eine Präsentation en masse: „Das sind unsere Jungens“. Freundlich werden wir auf die Veranda des Gutsgebäudes geleitet.

Hier lernen wir die liebenswürdige Frau des Hauses kennen. Wir wollen nur den köstlichen Blick in das Tal vor der Front des, so gemüthlich im Grün seiner Anlagen daliegenden, schlichten Gutsgebäudes genießen, um dann die Wanderung durch den Park anzutreten, aber da haben wir die Gastfreundlichkeit baltischer Höfe nicht in unsere Rechnung aufgenommen. Erfrischende Bouillon in Tassen, dazu warme Piroggen, werden uns serviert. Nach einer Stunde sollen wir zu Mittag speisen, aber da haben wir's — von allen Seiten wird die Bemerkung laut: „Wir werden schon nach einer Stunde wieder können.“ Ich glaube, hier war es, wo ich zum ersten, aber wahrlich nicht zum letzten Male die

Beobachtung machte, daß G. immer der Chorführer derer war, die nie einen kulinarischen Genuß, freundlich dankend, zurückzuweisen vermochten. Weil er sich dabei so wohl fühlte, taten wir anderen es ihm darin allzeit gerne nach. —

In malerischer Gruppe saß oder stand unsere Gesellschaft auf und vor der Veranda, mit Genuß den erfrischenden Trunk schlürfend und die Zukost verpeisend. G. hatte wieder einmal der Eminenz etwas am Zeuge zu flicken — es ergab sich später ja wohl auch ab und an das umgekehrte Verhältnis — und so kam es zu einem lustigen Geplänkel hinüber und herüber. Darauf brachen wir unter der Führung unserer liebenswürdigen Wirte zum Rundgang durch den Park auf.

Geradezu überraschend wirkte das liebreizende Landschaftsidyll, das unser Fuß nun betrat. In lauschiger Verborgenheit entzieht es sich den profanen Blicken der Passanten auf der Landstraße. An einer sonnenbeschienenen Wiese entlang führt der Weg im Schatten hochstämmiger, alter Bäume zunächst talabwärts. Von oben her dringt das laute, vielstimmige Gefläß der Jagdmeute aus ihrem Gewahrsam zu uns herüber. Eine Anzahl Jungen stürmt hinauf, um die Tiere näher zu besehen. Da — ein Jagdsignal des Waidmannes in unserer Mitte, Herrn P., und die Meute schweigt lauschend für einige Augenblicke, um mit einem Freudengeheul zu antworten.

Tiefer Friede umfängt uns im Park, zu dem wir allmählich hinansteigen. Es wandelt sich schön auf den sorgsam gepflegten Wegen unter dem Schatten der nordischen Laubbäume, im Duft der Fichten. Einige Werst weit schlängeln sich die Pfade durch das sauber gehaltene Gehölz. An passenden Orten sorgen Aushaue für die Fernsicht, und laden Bänke zum Weilen ein. Überrascht bleiben wir an einer Rampe auf dem hohen Ufer des Tillibaches stehen und schauen, hingerissen von der Schönheit, hinab in das tiefe Flußbett, in dem vor einigen Jahren das wasserreiche Frühjahr große Steinblöcke in grottesker Gruppierung aufeinander getürmt hat. Kaum möchte man's glauben, daß das schmale Bächlein da drunten zu solcher Gewalt anschwellen kann wenn der schmelzende Schnee seine Wasser zu Tale sendet.

Wir steigen die Stufen hinab zum Flußbett. Wieder ein neues Bild! Im rötlichen Sandstein des Ufers eine kleine Grotte, in deren Dunkel eine Quelle murmelt. „Ganz die Formation der Gudmannshöhle!“ — heißt's von verschiedenen Seiten, und schon sind die Jungen dabei, durch ihre Namenszüge die Wände mit fraglichem Schmuß zu zieren und den vielen vor ihnen es nachzutun. Wir älteren Herrn folgen unseren Führern auf einen vor der Grotte befindlichen erhöhten Ruheplatz, um von hier aus Umschau zu halten.

Über uns rauscht es leise in den Blätterkronen der Bäume — der Buchfink pfeift seine Weisen und die Drossel singt ihr Lied; unermüdt murmelt der Quell; die überhangenden Birken spiegeln ihr zartes Laub in der blanken Fläche des Baches; sanft steigt am gegenüberliegenden Ufer eine Wiese zum Gehölz hinan — wir verstehen nun, daß die Gutsherrin ihren Park über alles liebt und ganz besonders gern an diesem Plätzchen weilt. L. hat wieder mal einen Reim zur Hand: „Dieses ist ein schöner Platz, für'n Müllerknecht und seinen Schatz“ — deklamiert er sentimental — aber wahr ist's, hier muß es sich gut träumen lassen von der süßen Minne, wenn des Mondes falbes Licht die Schatten der Bäume und Blätter auf das Wasser zaubert, und des Kuckucks Ruf aus dem nahen Walde den Liebenden kündigt, wie viel Jahre noch ihr junges Glück wahren soll.

Uns hat der kühle Trunk erquickt, den unsere freundlichen Birte hierher hatten schaffen lassen. Es ist Zeit, zum Mittag auf der Poststation aufzubrechen. Wir werden den Feldsaum entlang zur Landstraße geleitet. Der Tillibach schlängelt sich zu unseren Füßen in sanften Windungen dahin und sendet seine Wasser dem Ujabache zu, der sich kurz vor der Mündung des Embach in diesen ergießt, und dann mit dem bedeutenderen Bruder im Becken des Peipus zur Ruhe kommt. — —

„Ein donnerndes Hoch den gastlichen Besitzern dieses schönen Fleckchen Erde!“ — und die Luft erzittert von unseren Rufen. Der Dank kommt von Herzen. . . Voran schreitet unser Schulmeister und schwingt den Wanderstab zum alten Liede vom „guten Kameraden“, nach dessen frischem Takt wir der Post-

station zumarschieren. Von der Anhöhe winken uns die Zurückbleibenden nach, bis wir ihren Blicken entschwinden. — — —

*

*

*

Sie hatten recht, die da sagten, daß wir nach einer Stunde wieder Appetit haben würden, denn sonst wäre das Mahl nicht mit solcher Sehnsucht erwartet worden. Von den Plätzen aus an sauber gedeckten Tischen hatten wir alle Zeit, uns im Raum umzusehen, bevor die dampfenden Schüsseln aufgetragen wurden.

Ja, das war wieder einmal das typische Wartezimmer einer baltischen Poststation auf dem Lande! Die Öldruckbilder und Stiche an den Wänden in ihren goldlackierten oder schwarzen Leistenrahmen schauen uns so vertraut an. Es sind die altbekannten Sujets, die sie zur Darstellung bringen: Wütende Kriegsszenen, eine Hasenhatz mit galoppierenden Reitern, ein feuchtfrohlicher Klosterbruder bei der Weinprobe, der Brand Moskaus u. dergl. m. Das Auge des Kunstkenner empfindet Schmerz beim Anblick der grellen Farben, aber gerade in dieser rohen Ausführung gehören sie hierher, in diese Stube mit der ganz aparten Atmosphäre selten benutzter und gelüfteter Räume, dem spezifischen Geruch ungestäubter Möbel und kürzlich geschauerter, weißer Dielen.

Was wüßtet ihr alles zu erzählen, ihr Poststationen hin und her im Heimatlande, wenn ihr nur reden könntet! Zu erzählen von Reisenden, die, von der Sonnenglut und dem Staub der Landstraße ermüdet, in eurer schattigen Kühle Erfrischung suchten, oder, an der Last ihrer Hüllen schwer tragend, bei nachtschlafender Zeit hereinstolperten, um den Schnee vom Pelz zu schütteln und die erstarrten Glieder an euren behäbigen Kachelöfen zu erwärmen; zu erzählen von den „Fuchszügen“ fröhlicher Studenten, die für ihre immer durstigen Kehlen und ebenso oft leeren Beutel allzeit Rat, Verständnis und Hilfe fanden bei euren jovialen Stationshaltern; von tafelnden Jagdgesellschaften, heimkehrenden Hochzeitsgästen, reisenden Predigtamtscandidaten, Landärzten, Akzisebeamten — ja, was könntet ihr alles erzählen von der

baltischen Idylle in guter, alter Zeit und wie würdet ihr klagen über eure Verödung in unseren Tagen des Eisenbahnverkehrs! . . .

Ein ins Feld brechender Heuschreckenschwarm kann nicht radikaler das Werk der Vernichtung treiben als unsere fröhliche Tafelrunde am Mittagstisch auf der Poststation. Selten habe ich so herzlich lachen gehört und selbst gelacht wie bei dieser Mahlzeit. Die Originale unserer Heimat mußten herhalten und den Stoff für unsere Unterhaltung darbieten. Da ich das meiste bei der Zeichnung ihrer scharfartigen Charakterprofile verbrach, darf ich ihnen versichern, daß sie ruhig in unserer Mitte hätten weilen können, ohne durch unsere harmlose Freude in ihrer Eigenart verletzt zu werden. —

Unter der Führung des ortskundigen Sohnes unseres Wirts machten wir uns bald nach der Mahlzeit zu einem kleinen Abstecher von der Landstraße auf den Weg. An den spärlichen Überresten eines sogen. „Burg- oder Bauernberges“ (estnisch linnamägi), über dessen Anlage und Zweck G. einige erläuternde Worte sprach, vorüber, wurden wir noch einmal ins liebliche Tillital geführt. Ein kleiner See, irre ich mich nicht, die Geburtsstätte des schon oft erwähnten Tillibaches, lag tief gebettet zwischen hohen waldigen Ufern vor uns. An seinem Ausfluß hatte eine Mühle ihren malerischen Platz gefunden. Wir erklimmen die recht steile Höhe des nach Warbus zu liegenden Ufers und lagerten uns zu kurzer Mittagsrast unter einer alten knorrigen Eiche, der Sehenswürdigkeit des schönen Erwandaberges mit seinem prachtvollen Ausblick auf den See und die Mühle.

Wer an ein Schläfchen gedacht hatte, kam entschieden zu kurz. Höchstens G., der im Einschlafen auf Wunsch eine ebensolche Fertigkeit besitzt wie im Essen, mochte für Augenblicke ins Reich des Unbewußten enteilt sein — wir ändern alle gewiß nicht, trotz energischer Anstrengungen einiger von uns. — — —

Die Fahrt in den Postwagen findet ihre Fortsetzung. Gleich hinter der Mühle am See haben sie uns auf waldbestandener Anhöhe am gegenüberliegenden Ufer des Baches erwartet und wieder aufgenommen. Nur noch einmal wird der Durst beim Riddali-Krüge mit kühlem Met gelöscht und ein photographi-

scher Apparat in Aktion gesetzt, dann geht es ohne Aufenthalt der kleinen, wohl von allen Städten Livlands am üppigsten von den Blüten des Humors umrankten Kreisstadt Werro zu.

Bald hinter dem Gute Waimel, dessen Wohnhaus am See uns aus der Ferne grüßt, wird der Kirchturm der Stadt sichtbar.

„Hurra Werro — wir bringen dir dein lange entbehrtes Schicksal!“ — ruft ein übermütiger Mund und entfesselt eine wahre Flut von harmlosen Scherzen über die für die kleine Stadt ominösen „S“, als welche die Sardinen, Seehunde, Schnurländereien und die bedachte Sonnenuhr landauf und landab bekannt sind. Ihr seid uns doch nicht böse, ihr gastfreundlichen Bewohner Werros? „Was sich liebt, das neckt sich“ — und lieb ist uns euer Städtchen am See während der wenigen Stunden unseres Aufenthalts in seinen Mauern geworden. —

Der Chausseebau verbietet uns, wollen wir nicht einen Umweg von ungefähr 3 Werst auf schlechten Wegen machen, hoch zu Wagen in die Stadt einzufahren. Wir müssen den „Kanarienvogel“ und eins der beiden andern Gefährte entlassen und schicken L. im dritten Wagen mit dem Gepäck auf dem Umwege voraus in die Stadt. Er soll dem Ortspastor, der mir in lebenswürdiger Weise einen Vortrag über Werros Vergangenheit an historischer Stätte, auf dem Trümmerfelde des „festen Hauses Kirrumpäh“ zu halten versprochen hatte, unsere Ankunft melden. Wir marschieren unterdessen rüstig der Ruine zu. An Steinpickern, die in harter Arbeit ihr karges Stück Brot verdienen, ziehen wir grüßend vorüber und sind bald auf der Anhöhe angelangt, die die spärlichen Reste des einst festgefügtten Hauses Kirrumpäh trägt. —

Die Sonne steht tiefer am Horizont. Sie beleuchtet mit milderen Strahlen ein für den sinnenden Beschauer herzbewegliches Bild. Auf den Trümmerhaufen begrabener Herrlichkeit, zwischen den Zeugen irdischer Vergänglichkeit tummelt sich lebensfroh und hoffnungsvoll die Jugend des Landes, für das die Väter einst an dieser Stelle stritten. Wie dort aus dem verwitterten Gemäuer ein grünender Weidenzweig hervorsprießt, so ringt sich von Geschlecht zu Geschlecht das Leben aus dem

Tode zum Licht empor. Ein Wechsel wehmütig und tröstend zugleich! Tröstend — denn über dem Wechsel thront der Ewig und er ist die Liebe. Sie höret nimmer auf. Auch ihre Ideale nicht. Die Heimatliebe aber ist ein hellleuchtender Stern in ihrem Strahlendiadem. Sie bleibt

Wir lugen durch unsere Gläser ins Land. In weitem Bogen schlingt sich das Silberband des Woosflusses um das Burggebiet. Die alte Heerstraße, die von Dorpat nach Pskow führt, läuft dicht am Hügel, auf dem wir stehen, vorüber. Einst sah sie reisige Ritter und Rosse — jetzt dient sie friedlichem Binnenverkehr. In der Ferne erspäht unser Auge die blanken Spiegel des Wagula- und Tamulasees, durch den Woosfluß geschwisterlich verbunden. Im Süden liegt in weiter Ebene das Städtchen Werro, sanft an seinen See geschmiegt, in breiter Gemächlichkeit vor uns. Eine schattige Allee führt zu ihm. Das scharfe Auge eines jungen Freundes will ein paar weißgekleidete Ehrenjungfrauen, die uns doch gewiß empfangen würden, vor den Toren der Stadt entdeckt haben. Es war eine optische Täuschung — der rechte Lohn für eine allzu üppig wuchernde Einbildungskraft.

Wohl aber naht uns in rascher Fahrt ein hübsches Zweigespann mit unserem lieben Pastor Struck, einer Dame und dem alten L. neben dem Kutscher hoch auf dem Boß.

Mit frohem Gruß eilen wir dem ehrwürdigen Prediger den Abhang entgegen. Auf den rasenbedeckten Trümmern gruppieren wir uns, die einen hingestreckt, die anderen sitzend, rasch um den in unserer Mitte stehenden Redner. Die Schatten der einzigen noch erhaltenen Burgmauer decken uns. Ein frischer Wind weht über uns dahin und hilft die Blätter der Notizbücher umschlagen, die die Jungen mit emsiger Hand beschreiben. Der Vortrag hat begonnen . . .

Ein Stück Heimatgeschichte, reich an tragischer Dramatik, zieht an uns vorüber. Von Dorpats Bischof Hermann 1226 zum Schutz wider die von Osten her ins Land einbrechenden Russen und Pskowiter erbaut, hatte „das feste Haus Kirrumpäh“ über drei Jahrhunderte den Kriegsstürmen und Plünderungen getrotzt

und seine Fittiche schützend über die kleine städtische Ansiedelung zu seinen Füßen gedeckt. Da waren im Jahre 1558 die wilden Scharen der Tataren und Moskowiter auf Befehl ihres Zaren Iwan IV., des Schrecklichen, in Altliwland eingebrochen. Sie fanden den Gegner ungerüstet und durch selbstmörderischen Parteidhader, starre Selbstsucht und feige Entnervung geschwächt. Er vermochte dem Ansturm nicht stand zu halten. Narva fiel, und, das Land verwüstend, wälzten sich die Heeresmassen unter des Fürsten Peter Schuiski Oberbefehl vor die Mauern der starken Grenzfestung, die Bischofsburg Neuhausen.

Der greise Herrmeister Fürstenberg hatte sich mit wenigen Getreuen in das feste Haus Kirrumpäh geworfen. Vergeblich ließ er von hier aus die geistlichen und weltlichen Gebietiger des Landes zum Heerbann entbieten. Fast alle versagten ihm die Gefolgschaft, ihrer eigennütigen und kurzsichtigen Sonderpolitik folgend. Mit nur 1500 Reitern und ebensoviel bewaffneten Bauern tat Fürstenberg sein möglichstes. Kräftige und kühne Vorstöße gegen den Feind wurden ausgeführt; die Hindernisse der durch Sümpfe, Wälder und Flüsse für kriegerische Bewegungen kaum zugänglichen Wildnis zwischen Kirrumpäh und Neuhausen wurden beseitigt; mit edlem Eifer suchte der Meister des im eignen Lager bald heimlich züngelnden, bald offen ausbrechenden Verrats Herr zu werden. Erfahrene Kriegerleute erkundeten des Ortes Gelegenheit. Alles war zum Entsatz Neuhausens bereit — da traf, einen Tag vor Ausführung des Planes, am 30. Juni 1558 die Hiobspost ein, daß nach sechs-wöchentlicher tapferer Gegenwehr des Georg Nexfüll von Padenorm das „stattliche und feste Schloß“ Neuhausen in Feindes Hand gefallen.

Damit war das Schicksal Kirrumpähs besiegelt. Gebrochenen Muts mußte Fürstenberg sein Feldlager am 1. Juli 1558 abbrechen. Er steckte das feste Haus Kirrumpäh in Brand und zog sich nach Walk zurück. An der Spitze seines ihm treuen Adels ist er dann in dem festesten Ordenshause Zellin feindlicher Übermacht und meuterischem Verrat seiner Knechte im August 1560 erlegen

„Seit der Preisgebung und Einäscherung Kirrumpäh's durch seinen eignen Herrn“ — so schreibt Pastor Struck in seinem Büchlein „Zum Gedächtnis der Feier des 100-jährigen Bestehens Werros“ — „lugte die Verwüstung aus den übrig gebliebenen Fensterhöhlungen, wie von den brandgeschwärzten Mauern einer Turmwand in das flache Land von Morästen, Flußniederungen und kleinen Seen, jahrhundertlang hinaus. Der Wald bedeckte allmählich die Spuren der kleinen städtischen Ansiedelung, und nur am Tamulasee und längs dem Werrosflüßchen entstanden später das Wohnhaus und die Wirtschaftsgebäude des Gutes Werro. Aber 2¹/₄ Jahrhunderte nach der Zerstörung des festen Platzes sollte wieder neues Leben aus den Ruinen erblühen. Und welche wohlthätige Fügung! — Zum Widerstand wider die Russen war einst jene Feste erbaut, nun gab eine russische Herrscherin im Jahre 1784 den Befehl, zum Wohle des umliegenden Landes eine Stadt dort zu errichten, wo angesichts der alten Ruinen durch den Tamulasee, den Woo und die Werro eine Landecke gebildet wird. Aus dem Schutt- und Trümmerhaufen Kirrumpäh's holten sich die Ansiedler der neuen Stadt die Bausteine zu den Fundamenten ihrer neuen Häuser. So sehen die Werrowiter ihre Stadt als Fortsetzung des Fleckens Kirrumpäh an und verehren Katharina II. nicht sowohl als Gründerin, sondern als Erneuerin und Wohlthäterin ihrer Stadt.“

Ein Hoch dankte dem Vortragenden für seine fesselnden Ausführungen, die uns ein düsteres Bild aus vergangenen Tagen unseres Landes vor die Seele gemalt hatten. —

Nach viertelstündigem Marsch war die Stadt erreicht. Mit Sang und Scherz ziehen wir in sie ein. Aus geöffneten Fenstern und Türen folgen uns die Blicke von alt und jung. Bald langten wir beim weinümrantkten Pfarrhause an. Freundlich heißt uns der Hausherr willkommen und führt uns seiner Gattin zu. Wie liebevoll hatte sie für uns gesorgt! Die geräumige Konfirmandenstube neben dem Studierzimmer des Pastors war in einen Schlaßsaal umgewandelt. Auf der Diele zogen sich, an den Wänden entlang, die mit weißen Linnen bedeckten Strohlager für die Knaben und für einen der dujou-

rierenden Herren hin. Jede Bettstelle hatte ihre Decke und ihr Kissen. Nichts fehlte. Für drei Herren standen schöne Betten in zwei Zimmern bereit. Der Saal des Hauses war ausgeräumt und diente als Speisezimmer für unsere Jugend. Lange gedeckte Tische luden zur Mahlzeit ein. Wir waren beschämt und gerührt zugleich von soviel Freundlichkeit und Liebe!

Ihr Hausfrauen unter den Leserinnen werdet es zu würdigen wissen, was es heißt für 28 Personen Nachtlager und Nahrung schaffen! Wieviel Bittgänge zu guten Freunden und Nachbarn sind dazu nötig! Es ist wahr, die Wände der baltischen Pastorate sind dehnbar wie bei einer Ziehharmonika und ihre sprichwörtlich gewordene Gastfreundlichkeit ist noch nicht ausgestorben. Gott segne sie dafür! — — —

Nachdem wir als moderne Menschen uns in der schmucken Handlung des Herrn von Gaffron mit Ansichtspostkarten versehen, und G. und ich durch Vermittelung des Telephons ein Mißverständnis wegen unserer Expedition nach Neuhausen, die am nächsten Tage stattfinden sollte, zurechtgestellt hatten, kehrten wir in das Pastorat zum Abendbrot zurück. Daß wir gut bewirtet wurden und es uns schmecken ließen, brauche ich hier wohl zum letztenmal zu erwähnen. —

Einen schönen Abschluß fand der genußreiche Tag durch den Spaziergang auf der reizenden Strandpromenade und die Bootfahrt auf dem See. Gleich hinter dem Gärtchen des Pfarrhauses liegt der sorgsam gepflegte Park, das Lieblingskind des Pastors. Seiner Initiative und unablässigen Fürsorge verdankt das Städtchen vornehmlich diese Zierde. An jeder schlanken Birke bleibt sein Blick liebevoll haften. —

Wie hätten wir unserer Jugend die dringend erbetene Bootfahrt versagen können! Am Stege werden bei der redseligen Bootsrau 5 zierliche Fahrzeuge gechartert, und mit kräftigem Ruderschlag geht's hinaus auf den stattlichen See. In jedes Boot hat sich ein Erwachsener gesetzt. Die Wettfahrt beginnt stürmisch — der Jugendmut und Übermut ist kaum zu zügeln. Laute Kommandorufe lenken die Boote, bis sie sich traulich neben einander gelegt — und über das Wasser klingen die Weisen der

alten Volkslieder „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“ und „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ zu den zahlreichen Spaziergängern auf der Seepromenade herüber. — Der Sonnenball sinkt rot in den See und streut seine vielfarbigen Lichter über die Wasserfläche . . . „Morgen haben wir klares Wetter!“ — meinen die Propheten . . .

Noch einmal sammelt der Pastor uns in der Fliederlaube seines Gartens um sich, um uns einige Ergänzungen zu seinem Vortrag zu bieten, — dann begeben wir uns zum Abendsegen ins Haus. Unter der Begleitung des Harmoniums erhebt das unvergleichlich naturinnige Paul Gerhardsche Lied unsere dankerfüllten Herzen zum Schöpfer empor:

„Geh aus, mein Herz, und suche Freud
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben;
Schau an der schönen Gärten Zier
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.“ —

Im Gebet werden unsere Seelen stille zu Gott . . .

Wie wohl tut die Ruhe! Die Bilder des Tages ziehen noch einmal am Geiste vorüber . . . In dem Schlafgemach der Jugend nebenan wird es immer stiller . . . Nur ab und zu noch ein leise gesprochenes Wort — und als Antwort ein halbunterdrücktes Lachen . . . Bald hat der Schlaf die Lider geschlossen — und die Seele in das Märchenland der Träume entführt . . .

*

*

*

Kasern und Neuhausen.

Dienstag, den 1. Juni.

Ein sonniger Tag lacht durch die Scheiben, als ich den Vorhang vom Fenster geschoben. Es ist 7 Uhr morgens. Die Jugend ist schon aufgestanden und zum Teil ausgeflogen, um sich die nötigen Postmarken zu besorgen. Nicht sehr erbaut vom wenig liebenswürdigen Entgegenkommen der Werroschen Stephansjünger kehrt sie zurück. Um 8 Uhr ist alles zum Aufbruch bereit.

Auch die vier Wandergenossen, die auswärts bei Freunden und Verwandten die Nacht verbrachten, sind zur Stelle.

Vor dem Pastorat hält der Fuhrerl, der unser Gepäck mitführen soll. Das Beladen beginnt. Eine neugierige Menschenmenge hat sich auf dem gegenüberliegenden Trottoir angesammelt. Wir singen ihr ein paar fernige Turnerlieder vor — es ist kein verwöhntes Publikum. —

„Silentium! zum Appell!“ ... Es fehlt keiner ... In kurzen Worten danke ich dem auf der Freitreppe des Pfarrhauses stehenden Pastor für alle erfahrene Liebe, und unser Hoch durchbraust die Straße.

Und nun, leb wohl du freundliches Städtchen am See, du trautes, weinumranktes Pfarrhaus! Wir werden euch nicht vergessen. — — —

Rüstig schreiten wir aus. Unser erstes Ziel ist Kaseritz, ungefähr 6 Werst von Berro entfernt. Dort wollen wir am See kurze Rast halten.

Die vorstädtischen Ansiedelungen liegen bald hinter uns, und die uns zur Seite glitzernde Fläche des Tamulasees entschwindet unseren Blicken. Es wird heiß. Die Röcke werden abgeworfen und dem Fuhrerl übergeben. Wie leicht marschirt es sich in dem lustigen Lawn-Tennis-Kostüm! Ein Fußpfad durch den Wald, der sich an einer Seite der Landstraße hinzieht, bietet erwünschten Schatten. Die Lungen weiten sich, um den würzigen Koniferenduft tief einzuatmen; frisch pulsiert das Blut bei der gesunden Bewegung durch alle Adern. „O Wandern, o Wandern du freie Burschenlust!“

In kleineren Gruppen wandert unsere Gesellschaft. Es läßt sich beim Marsch nicht gut plaudern, wenn alle dicht gedrängt zusammen gehen. An Nachzüglern, die in eine Unterhaltung vertieft, weit zurückbleiben, fehlt es nicht. Das schmetternde Hornsignal P.s mahnt die Säumigen zu rascherem Schritt. „Ist der Professor da? Er hat sich wohl wieder verphotographiert“ — wird zur ständigen Frage, wenn wir Umschau halten, ob auch alle unsere jungen Freunde beisammen sind, und das Auge nicht gleich auf den, der diesen ehrenvollen Spitznamen trägt, fällt.

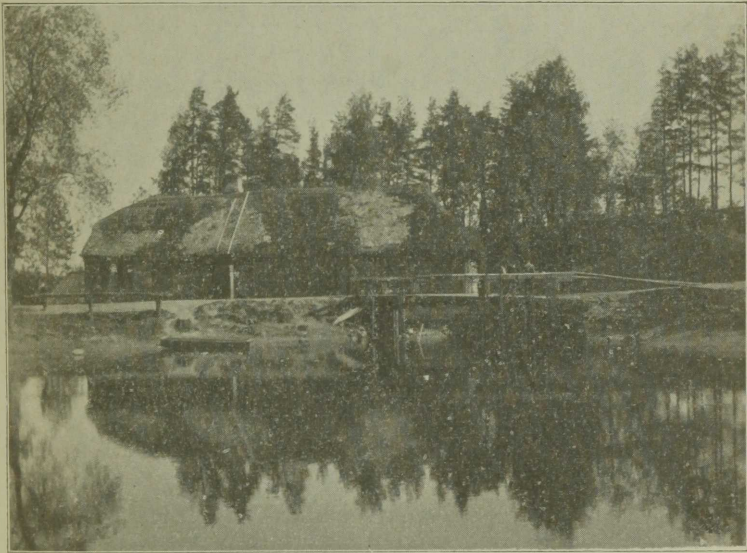
Wir treten aus dem Wald auf die offene Landstraße. Sie führt uns durch eine reizende Hügellandschaft. So weit der Blick reicht — sonnige Matten, tiefdunkle Wälder und schattige Schluchten! Ein kleiner See nach dem andern blüht uns aus wiesenumsäumtem oder waldumraushtem Tal an, wie ein leuchtendes Kinderauge beim Erwachen die über das Bett gebeugte Mutter. Am Pfaffensee können wir nicht rasch vorüber. Wir bleiben auf der Anhöhe am Wege stehen und schauen hinab in seine Flut. Das krystallklare, blaue Wasser erinnert mich an die Gebirgsseen im Berner Oberland, die mein entzücktes Auge im vorigen Sommer sah. Den Namen soll der See — so berichtet der Werrowiter, „der Lokalpatriot“ in unserer jungen Schar — nach einer schaurigen Legende tragen. Sie erzählt, daß in grauer Vorzeit Priester in seiner Tiefe versenkt wurden — aus welchem Grunde, weiß unser Gewährsmann nicht zu sagen . . .

Während wir noch unseren Gedanken über diese grausige Volksjage nachhängen und in den Anblick des Landschaftsbildes versunken sind, naht sich uns ein mit flinken Pferden bespannter, offener Wagen. Ich erkenne in seinem Insassen meinen jungen Amtsbruder, den Pastor aus Neuhausen. Herzliche Grüße werden gewechselt, und die Gelegenheit wird beim Schopf gefaßt, um sich für den nächsten Tag ein Frühstück im Neuhausenschen Pastorat zu sichern. Das fällt uns beim lebenswürdigen Entgegenkommen des Pastors nicht schwer, aber dennoch schwellt ein Gefühl der Befriedigung darüber unsere Brust, daß wir die erste Staffel des Stromertums, die Zudringlichkeit, erklimmen. Der Wert der Tat bleibt ja leider oft genug weit hinter dem stolzen Bewußtsein von ihr zurück. —

Kaseritz gehört ohne Frage zu den liebreizendsten Partieen im schönen Livland. Schon die Mühle am gleichnamigen Bach ist ein kleines Idyll für sich.

Umstanden von knorrigen Rüstern und schlanken Birken liegt das roh gezimmerte, strohgedeckte Haus an der Stauung des Flusses in altväterischer Einfachheit und Anspruchslosigkeit mehلبestaubt da. Am Ufer nickt das Schilfgras im Winde, und auf der lehmgetrübten Wasserfläche schwimmen die großen Blätter

der Wasserrose. Ein Mückenschwarm spielt über dem Bach. Schmetterlinge schaukeln sich auf den schlichten Wiesenblumen. Am Abend schluchzt die Nachtigall im Strauch ihr Liebesleid in die Einsamkeit hinaus, und quaken sich die Frösche in den Schlaf. Abseits unter den Bäumen hat sich der Müller auf eingerammten Pfählen einen Tisch und Bänke hergerichtet, um nach des Tages Arbeit an den langen nordischen Sommerabenden mit seiner Familie hier der Ruhe zu pflegen. Jetzt haben wir



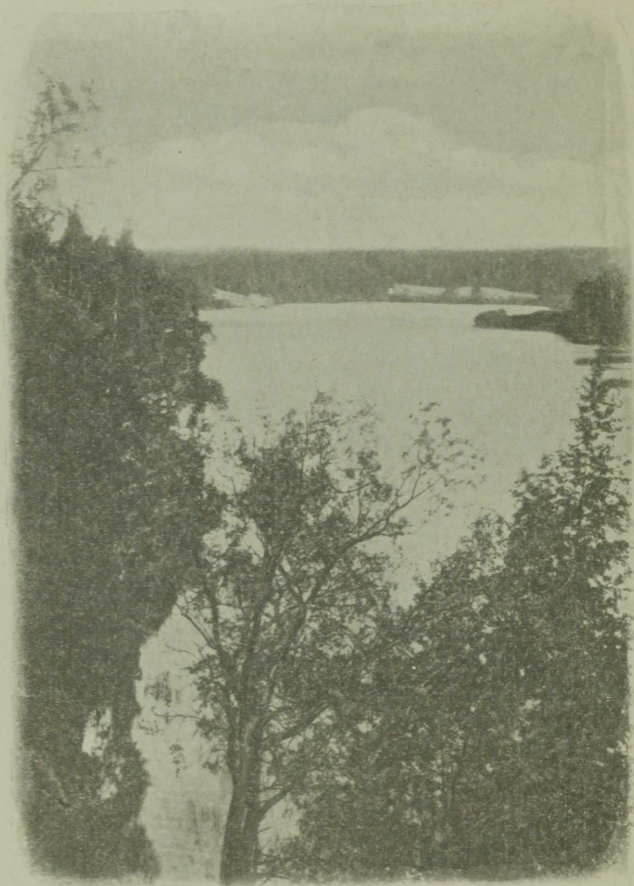
Kaseritz. Die Mühle.

Phot. von Armin Moritz.

sie am hellen Vormittag eines wolkenlosen Frühlingstages eingenommen und lassen uns von der Müllerin einen erfrischenden Trunk klaren Quellwassers reichen. Da wir gleich weiter wandern wollen, kann's uns nichts schaden. — —

Wir steigen zum hohen Ufer des Kaseritzschen Sees hinan. Noch entzieht er sich hinter dem Walde unseren Blicken. Da — eine Biegung des Weges, und unerwartet sehen wir uns an

einen über 100 Fuß hohen Abhang gestellt, unter uns die weite Wasserfläche des Sees. Ausrufe begeisterten Entzückens werden laut. Was ist's, das diesem See seinen unvergleichlichen Zauber



Kaseritz. Der See.

(Nach einer Phot. Verlag von Gaffron, Werro.)

verleiht? Der Hochwald, der sich bis dicht an seinen Spiegel drängt; das dunkle Wasser, das in mattem Glanze schimmert;

die feingeschwungenen, sanften Konturen, die ihn umsäumen; das in Wellenlinien, bald hoch über der Wasserfläche verlaufende, bald bis zu ihr niedersteigende Ufergelände, — und endlich die weltentrückte Sabbathstille, die das Herz zu frommer Andacht stimmt. Das alles zusammen bezaubert Auge und Herz.

Dicht am Ufer entlang führt ein Fußweg durch den Wald. O wie ist er schön, der nordische Wald, im Ernst seines Schweigens und im Jubel seiner gesiederten Säger! Schön, wenn vom dunklen Grunde seiner Tannen das lichte Grün der Birken sich abhebt, schön mit seinem weichen Moostepich, in seinem reichen Blumenschmuck und geheimnisvollen Weben, schön zu allen Jahreszeiten, im Sonnenglanz des Sommers und im Reifgeschmeide des Winters, immer schön! Wer ihn im Frühling betritt, wie wir, der wird es tief nachempfinden können, was unser baltischer Dichter Karl Hunnius zum Ausdruck bringt, wenn er singt:

„O das ist ein Blüh'n und Drängen,
fernes Rufen und Ersterben,
Aus dem Wald mit holden Klängen
Hör' ich leis den Frühling werben.

Durch die Tannen geht ein Weben,
Scheuer Glanz streift dunkle Gipfel,
Junges, träumerisches Leben
Rührt die sehnsuchtsvollen Wipfel.

Flüchtig, wie von Wanderschwänen
Schauert durch den Wald ein Klingen,
In unnenbar süßen Tönen
Hörst du's flutend näher dringen.

Dann in fernen Klang verrinnend
Sterben hin die dunklen Laute, — —
Lenz, warst du es selbst, dem sinnend
Tief ich in das Auge schaute?“ — —

Langsam wandeln wir den Pfad am Ufer dahin. Immer wieder müssen wir stehen bleiben, um die Lichteffecte zu bewundern, die dadurch hervorgerufen werden, daß wir unsere Stellung zum See fortwährend verändern, weil wir den geschwungenen Linien

des Ufers folgen. Ein wunderbar klares, mehrfaches Echo antwortet, in weiter Ferne leise verhallend, den Hornsignalen P.s. Allmählich fällt das Ufergelände zum Gute Kaseritz hin ab, und der See verläuft in einer flachen Sumpfniederung.

Am Ende derselben lagern wir uns auf einem grasbewachsenen Abhang, von dem aus man den Blick über den ganzen See hat. Ein paar Jungens werden beauftragt, in dem nahen Krüge 80 Wasserkringel zu kaufen. Zwei große Pappsäcke, die sie herbeibringen, bergen den Vorrat, über den wir uns mit Feuereifer hermachen. Während wir herzhaft in das zähe Brot beißen, gibt uns G. einen lebensvollen Überblick über die Heimatgeschichte von der Aufseggelung Livlands an bis zum Untergang seiner Selbständigkeit. Es ist eine lehrreiche Stunde, die wir erleben. Mit markigen Strichen weiß der Vortragende die Hauptepochen der in ununterbrochenen Kämpfen gegen äußere und innere Feinde verlaufenen Geschichte unseres Landes zu zeichnen, und plastisch treten in seiner begeisterten Rede die Hauptfiguren aus dem vielverschlungenen Gewirr der historischen Ereignisse hervor. Mit weisevoller Ehrfurcht rufen wir uns die Taten der beiden Heroen unserer Vergangenheit ins Gedächtnis: des geistesgewaltigen Begründers altlivländischer Selbständigkeit, Bischof Albert, und des großen Ordensmeisters Wolter von Plettenberg, auf dessen Lebenswerk die Abendshatten des Niederganges ruhn. Wendens ruhmreicher Fall schwellt in Begeisterung unsere Brust, und die schmähliche Feigheit, welche die stolzen Burgen unserer Heimat ohne Schwertschlag dem Feinde übergab, erfüllt unsere Seelen mit gerechtem Zorn und tiefem Schmerz. Der Heimatliebe warme Welle überflutet uns am schönen See zu Kaseritz . . .

Doch wir müssen Abschied nehmen von der lieb reizenden Stätte. Um 4 Uhr nachmittags wollen wir in Neuhausen sein, um die Ruinen der stolzen Bischofsburg zu schauen. Herr von Liphart hatte uns dort gastliche Aufnahme zugesagt. Schon erwarten uns die Wagen, die der Verwalter des großen Gutes, Herr Eichhorn, uns entgegen gesandt. Hinter dem Gute Kaseritz besteigen wir sie. In einem bequemen Jagdwagen finden die Herrn und ein junger Freund Platz; die übrigen legen sich in

das Stroh, mit dem drei große Leiterwagen angefüllt sind. Ich lasse unseren Chronisten W. D. über diese Fahrt berichten: „Anfangs war es sehr lustig. Gesungen und gelacht wurde mehr als genug; aber allmählich verspürten wir die Fahrt in allen Knochen. Die Sonne brannte, selbst wärmten wir uns gegenseitig auch, der Staub machte sich unangenehm bemerkbar, etliche Hosen wurden durchgerissen — aber trotzdem: die Stimmung sank nicht.“ —

In ernstern Gesprächen über politische Tagesfragen, über das Korporationsleben auf unserer teuren alma mater einst und jetzt usw. verging uns andern die Zeit rasch. Dabei versäumten wir's nicht, uns gegenseitig auf die schöne, abwechslungsreiche Landschaft, durch die wir fuhren, aufmerksam zu machen. Immer höher stieg das Gelände hinan. Wir befanden uns auf den Ausläufern des Hahnhofschen Hochplateaus. Der Horizont zu unserer Rechten wurde begrenzt durch die bewaldeten Ruppen des Wällamägi (Bruderberg) und Munamägi (Eierberg). Die Pferde hatten es nicht leicht auf dem welligen Terrain — wir aber genossen sonder Mühe die Schönheiten dieses Weges. Immer mehr weitete sich der Ausblick, bis uns einige Werst vor Neuhausen ein prachtvoller Wald aufnahm. An seinem Ende, etwa 2 Werst vor unserem Ziel, stiegen wir aus.

„Neuhausen nahte sich auch endlich,
Und Strammheit war nun selbstverständlich.
In voller Rüstung zog man ein,
Begrüßt von zweien Mägdelein;
Und unter frühlingsgrünen Bäumen
Deckt man die Tafel ohne Säumen.
Plumpudding wirkt Begeisterung
Und tagelang Erinnerung“ —

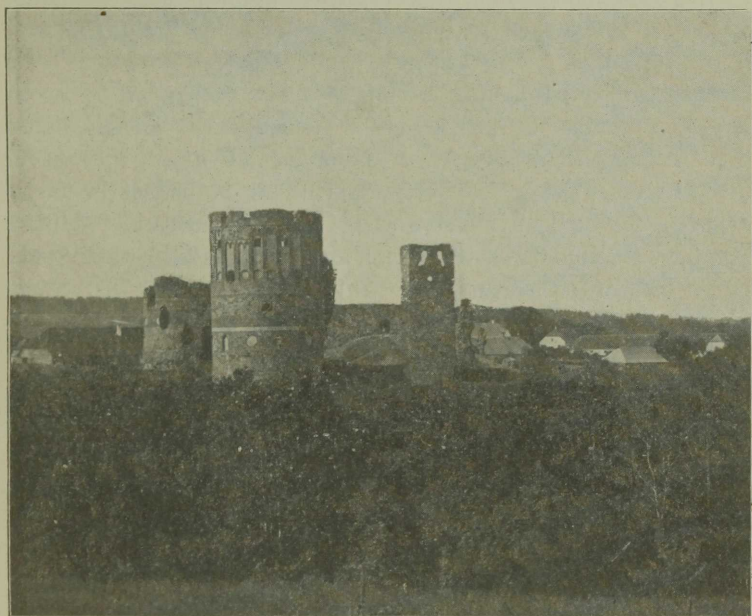
singt unsere „Reimchronik“. Und so war's. Wie freundlich wurden wir wieder empfangen, als wir stilvoll mit unseren Rucksäcken auf den Rücken über die Wiese daherkamen und an dem, in tiefem Bett dahinfließenden Neuhausenschen Bach entlang, in den kleinen Garten beim neuen Gutsgebäude einzogen! Des Oberförsters Töchterlein, meine liebe Konfirmandin, und ihre

Freundin wiesen uns den Weg, und in einem schattigen Gang des Gartens erwartete uns die gedeckte Tafel. Die freundliche Wirtin — die Gutsherrschaft hatte ihren Sommeraufenthalt noch nicht hier genommen — ließ uns ein opulentes Mahl auftragen und, um ihrer Liebenswürdigkeit die Krone aufzusetzen, versorgte sie uns nach Tisch mit Decken und Kissen für ein Nachmittags-schläfchen auf dem Rasen im Garten. Diesmal schlummerte nicht nur G., sondern noch etliche andere, freilich nur für kurze Augenblicke, denn nebenbei hatte sich eine nimmermüde Schar um den alten Kantor L. und stud. W. hingestreckt und trieb ihre lauten Possen und Schwänke. Im Pavillion hatte Herr P. seine Apotheke aufgeschlagen und bepuderte und bestrich mit Eifer und Hingebung etliche Jünglingsnasen, -Ohren und -Hälse, die die Sonne allzu scharf gestochen. Den Schaden an den Hosenträgern von 3 Jünglingen besserte derweil der Hoffschneider von Neuhausen mit kundiger Nadel. — — —

Wie haben es doch die alten Eisenritter verstanden, immer den rechten Platz für die Anlage ihrer Burgen zu wählen! Bei Kirrumpäh konnten wir ihr Geschick darin bewundern, hier wieder und später in Marienburg. Wir müssen nicht vergessen, daß ihnen dabei alle modernen Hilfsmittel der Topographie fehlten. Und zudem bedeckten weite Urwälder und Moräste das Land und erschwerten die Orientierung.

Wer auf der beträchtlichen Anhöhe steht, die die gewaltigen Überreste der einst stolzen Bischofsburg Neuhausen, dieses „castrum fortissimum in tota patria“ („festesten Kastells im ganzen Vaterlande“), trägt, und hinabschaut ins Gelände, dem wird es klar, warum der Dörptsche Bischof Friedrich gerade an dieser Stelle in den Jahren 1273 und 1274 die Burgfestung zu bauen beschloß. Hart an der Piskowschen Straße belegen, umgibt ein enges Tal das Schloßgebiet von dreien Seiten. Wer von Osten her ins Stift einbrechen wollte, mußte sich zuvor dieses Schlüssels zu der Stadt Dorpat bemächtigen. Leicht konnte ihm das nicht werden, denn die mächtigen Mauerreste und Türme zeugen noch heute davon, wie fest das Schloß gebaut war. Sorgfältig sind die Steinquadern mit zähem Mörtel aneinandergesügt, und die Mauern

so breit, daß etliche unserer Jungen auf ihren Zinnen, die sie erkletterten, auf und ab spazieren konnten und uns aus lustiger Höhe müßenschenkelnd ihre Grüße entboten. Wir älteren Herrn hätten es ihnen freilich nicht nachgemacht und verboten ihnen das halbsbrecherische Tun, als wir ihrer über uns ansichtig wurden. „Mama wäre in Ohnmacht gefallen“, lese ich im Tagebuch eines Knaben. Das will ich schon glauben.



Ruine Schloss Neuhausen.

Nach einer Phot.

Ein runder Eckturm ist besonders schön erhalten. Die gothischen Fensterblenden schauen noch heute ebenso blank wie vor Jahrhunderten ins Land. So wetterfest verstehen wir gar nicht mehr zu bauen. Außer diesem Turm steht noch ein Teil der Ringmauer, weiterhin ein anderer starker, aber halb gesprengter Eckturm und im Hintergrunde der noch mehr zerstörte Turm der ehemaligen Schloßkirche.

Auch hier sammelte uns G. zum Anhören kurzer Mittheilungen über die Geschichte und die Anlage des Schlosses um sich.

Immer wieder von den Russen berannt, gelangte die Festung nach heldenmüthiger Verteidigung 1558 in ihre Hände. Sechs Wochen lang hatte der tapfere bischöfliche Schloßvogt Georg Uexküll von Badenorn mit nur 80 Mann Besatzung und einigen wenigen Bauern dem 80000 Mann starken Belagerungsheer getrozt, bis er von seinen eigenen Mannen dazu gedrängt, unter der ehrenvollen Bedingung freien Abzugs die Burg dem Feinde übergab. Ihn begleiteten nur wenige Getreue — die übrigen nahmen freiwillig Dienste bei den Russen. — Das ist das Ruhmesblatt in der Geschichte Neuhausens. Später ist es dann als Spielball aus einer Hand in die andere gegangen. Nach einander haben Schweden, Polen und Russen es im Besitz gehabt. Bis an seine Mauern streifte mit Hofleuten und Rigischen Knechten der livländische Schattenkönig Herzog Magnus. Aber auch einen weit bedeutenderen Gast hat das Schloß für einige Stunden beherbergt. Am 25. März 1697 traf der große Zar Peter mit einer Gesandtschaft incognito hier ein und nahm, nachdem er das schwedische Gebiet betreten, in Neuhausen sein erstes Nachtlager. Über die Aufnahme und Bewirtung hat er sich dann später sehr unzufrieden geäußert. — Im Nordischen Kriege ist dann die Burg endgiltig in die Hände der Russen übergegangen und zwar, wie es scheint, ohne ernste Verteidigung. Sie mag wohl damals schon ihre militärische Bedeutung verloren haben und freiwillig von den Schweden aufgegeben worden sein. Vielleicht wurde sie bei dieser Gelegenheit von ihnen selbst, vielleicht später durch ein russisches Streifcorps zerstört. —

Nach eingehender Besichtigung der Ruine sind wir dann unter der Führung des Verwalters Eichhorn und Försters Westberg durch das enge, dichtbelaubte Tal jenseits des Neuhausenschen Baches auf eine Anhöhe im Nordosten der Burg gestiegen und haben uns an einem Felddrain gelagert. Von dieser Seite aus präsentiert sich die Ruine am imposantesten. In scharfen Umrißen hebt sich der gewaltige Eckturm vom Abendhimmel ab, und deutlich kann man von diesem Aussichtspunkte

aus die meisterhafte Anlage der Befestigung erkennen. Die gewaltigen Zeugen einer kriegdurchtobten Zeit, eingebettet in den Frieden der herrlichen Parkanlagen des Gutes Neuhausen und in das zarte Grün der Äcker ringsumher — es war ein Bild, das die Seele mächtig bewegte. Die Gedanken eilten unwillkürlich unseren todesmutigen Kriegern im fernen Osten zu, die, umtobt vom Schlachtendonner, ihre heilige Pflicht gegen Kaiser und Reich erfüllen, während das Geläut der Abendglocke vom Gutshof her so friedevoll zu uns herüberklang. — — —

Am Hauptgebäude des Gutes vorübermarschierend, kehrten wir, den Weg durch den alten, ausgedehnten Gutsparc zu beiden Seiten des Neuhausenschen Baches nehmend, zu unserer freundlichen Wirtin zurück. Bei der Abendmahlszeit haben wir sie alle hochleben lassen, die uns so liebenswürdig entgegengekommen: den abwesenden Besitzer des großen Gutes, Herrn von Liphart-Rathshof, seinen Generalbevollmächtigten Herrn Wulffius, Herrn Eichhorn und Herrn Westberg, und nicht zuletzt unsere treffliche Wirtin. Dann sind die Jünglinge mit ihrem Schlafgenossen, stud. Werner, im nahen Hofschulgebäude ins hochaufgeschichtete Stroh gekrochen, während wir Führer der Expedition anderwärts untergebracht wurden. G. und ich fanden im gastlichen Hause des Herrn Oberförsters Loh, unweit des Gutes, in geräumigen Zimmern ein schönes Nachtquartier. —

*

*

*

Über das Hahnlofsche Hochplateau nach Rauge.

Mittwoch, den 2. Juni.

„Heute standen wir wieder beinahe mit den Hühnern auf und zwar zwischen 5 und 6 Uhr morgens. Waschen mußten wir uns im Fluß, da es keine Waschküßeln gab. Aber gerade so war es sehr lustig, da die Luft erträglich warm war. Nachdem wir unsere Toilette beendet hatten, gingen wir zum Frühstück.“

Mit diesen Worten beginnt unser, schon einmal erwähnter, junger Chronist seine Schilderung des dritten Tages unserer Tour.

— Wieder ein wunderbarer, wolkenloser Frühlingmorgen! Unter dem blauen Himmelsdom las ich einen Lobpsalm und sprach den Morgensegen. Dann wurde zum Aufbruch geblasen.

Vor dem Gartentor stehen die Wagen von gestern wieder bereit. Gern folgen wir der Aufforderung Herrn Eichhorns und gruppieren uns vor dem Abmarsch in voller Rüstung dergestalt, daß eine photographische Aufnahme stattfinden kann (s. nebenstehendes Bild).

Stilvoll marschieren wir mit Hurra und Hoch hinaus. Nach dem Takt des kraftvollen Liedes:

„Hinaus in die Ferne mit frohem Hörnerklang,
Die Stimmen erhebet zum männlichen Gesang!
Der Freiheit Hauch weht mächtig durch die Welt,
Ein freies, frohes Leben uns wohlgefällt“ —

geht's vorüber an der Forstei. Am Gartentor stehen die beiden „Mägdelein“ und winken uns Abschiedsgrüße nach. In funkelndem Taugeschmeide glitzert Wiese und Hag. Laute Juchzer verhallen im nahen Wald. Das Herz lacht in heller Freude

Im 4 Werst vom Gut entfernten Pastorat Neuhausen lassen wir die wieder bestiegenen Wagen halten. Das gestern verabredete Frühstück erwartet uns schon. Pastor Hornberg ist mittlerweile heimgekehrt und zeigt uns die schönen Räume seines großen Pfarrhauses. Das junge Glück, das erst vor ein paar Jahren Einzug in die alten verschwiegenen Mauern gehalten, hat sich hier ein warmes Nest gebaut. Eine prachtvolle Linden-Gruppe im Garten wölbt ihr grünes Dach über den von zarter Frauenhand sinnig und geschmackvoll servierten Frühstückstisch. Wir haben's wieder gut getroffen!

Dicht beim Pastorat steht die hübsche Kirche. Sie gehört zu den geräumigsten Landkirchen unserer Provinz und soll, wie der Pastor mitteilt, höher als alle anderen in Nordlivland über dem Meerespiegel liegen. „Oberpastor von Livland“ nannte sich daher scherzweise der nun heimgegangene, humorvolle Vorgänger unseres freundlichen Cicerone. Wir betraten den schmucken, erst kürzlich von Grund aus restaurierten Bau mit einigem Bangen. Am Dienstag sind die schwarzen Kirchenhopper denn doch schon



Die Wandergenossen in Neuhäusen.

Phot. von Eichhorn.

recht rabiat. Aber nur Mut! — die Jungens voran und wir nach einer Weile ihnen nach. Nur L. bleibt schmunzelnd zurück. Er hat später gut spotten, als die Folgen nicht ausbleiben und einer nach dem andern jammernd fragt, was er nur gegen die bissigen Bestien anfangen solle. „Laßt ihnen beim Zahnarzt die Zähne ziehen“ — lautet sein lakonisches Rezept. — Doch wir haben unseren Wagemut dennoch nicht bedauert — die Kirche hat uns in ihrer anspruchslosen Schlichtheit sehr gefallen.

Noch müssen sich die Knaben ungefähr 6 Werst auf den rüttelnden Leiterwagen martern lassen, denn erst hinter dem Gute Salishof wollen wir aussteigen und, einen Fußpfad benutzend, über den Wällamägi nach Hahnhof marschieren. Da die Sonne heiß auf die Scheitel brennt, ist's verständlich, daß von den Leiterwagen her in mattem Chor der Refrain des geistvollen Liedes: „Stumpfsinn, Stumpfsinn, du meine Freude“ — immer wieder zu uns herüberklingt. Von dieser Eigenschaft müssen auch die Fuhrerle eine gute Dosis besessen haben, denn trotz aller Erklärungen fahren sie uns nicht zum Abwege nach Hahnhof, sondern zum abseitsliegenden Gut Salishof. Das liegt ja sehr hübsch an einem See, aber wir hätten doch lieber den 2 Werst betragenden Umweg erspart. Einem aufgeweckten kleinen Dörptischen Gymnasiasten verdanken wir's, daß wir nach der Irrfahrt endlich doch den heißgesuchten Fußpfad finden.

Damit beginnt unsere Marschtour, die an diesem Tage ungefähr 15 Werst betragen soll. Zunächst gilt es über den sattelförmigen, dicht bewaldeten Rücken des 1000 Fuß über dem Meerespiegel liegenden Wällamägi zu traxeln. Ein wacholderbewachsenes Tal wird durchschritten, und ein Moor mit etwas feuchten Füßen forciert. Der „Professor“ hat sich wieder einmal verphotographiert. Die Gegend fesselt ihn — er hat etwas zu berechnen, denn die höhere Mathematik ist seine Göttin. —

Bald stehen wir alle auf der Höhe. Durch dichtes Gestrüpp müssen wir uns durcharbeiten, und nur selten gewährt eine Lichtung den Ausblick auf das im Rahmen des weiten Horizonts vor uns liegende, lichtdurchtränkte Gelände. Immer wieder bleiben

die einzelnen Gruppen der Touristen im dichten Unterholz des in der Mittagssonne harzduftenden Waldes stehen. Mit lautem Holdröh und schmetternden Hornsignalen geben wir den zerstreuten Kameraden Zeichen, um uns nicht zu verlieren. Pfadlos arbeiten wir uns bis zum steilen Abhang des Berges nach der Hahnhoffschen Seite hin durch. Welch' ein Reiz, die Geheimnisse des Waldes hinter zurückgebogenen Sträuchern und Zweigen zu belauschen!

Der Neuhausensche „Lokalpatriot“ F. B. übernimmt die Führung. Durch das im Grün seiner Matten prangende Tal zwischen Wälla- und Munamägi führt er uns unbekannte Pfade. Eine Quelle labt unterwegs die lechzende Zunge. An den Abhang gelehnt, stehen ein paar bienenumsummte Hütten traumverloren in der Mittagsglut. Aus ihren Schornsteinen kräuseln bläuliche Rauchsäulen in die sonnendurchzitterte Luft. Oft müssen wir uns den Schweiß von der Stirn wischen — aber der Lokalpatriot hat seine Sache gut gemacht. Wir sind zu Mittag auf dem Höfchen Hahnhof angelangt.

Wie ausgestorben ist hier alles. Das Ganze — Bohnhaus, Vorgarten, Nebengebäude, Zäune — trägt die typische Alltagsphysiognomie eines baltischen Kronsgutes. In den leerstehenden Zimmern des Gutsgebäudes hallen unsere Tritte wieder. Die Familie des Arrendators scheint ausgezogen zu sein. Erst nach einigem Suchen begegnen wir im Hof einem freundlich dreinschauenden, schlichten Greis. Er verspricht uns, für ein frugales Mittagessen zu sorgen und unser Verlangen nach Milch sogleich zu befriedigen. Auf den Rasen vor dem Hause hingestreckt, pflegen wir der Ruhe und blicken lachend und scherzend durch das Laubzelt in den hohen Himmel hinein. In großen Blechfüßeln wird uns aus dem Keller frische Milch zugetragen, so viel das Herz verlangt. Prächtig schmecken dazu die Mundvorräte, die die Krone aller Wirtinnen, die Neuhausensche, unserem Troßknecht mitgegeben. Es langt für alle, und der Rest wohl noch für den Troßknecht und seine Kinder daheim. Die Gruppe Hofarbeiter, die, an den Zaun gelehnt, uns wie Wunderwesen aus einer anderen Welt anstaunt, muß freilich vom bloßen Zusehen

satt werden. Wieder gibt's als Nachkost ein Bepudern und Bepinseln der Sonnenstiche. G. glüht wie ein Backofen. —

Die Zeit bis zum Mittag wird zu einem Aufstieg auf den nahen Munamägi (ca. 1100 Fuß über dem Meerespiegel) benutzt. Die Erhebung von der Talsohle bis zur Spitze des Berges ist eine sehr geringe. Sie beträgt kaum mehr als ein paar hundert Fuß — aber welch' ein großartiges Panorama öffnet sich den Blicken auf der letzten Terrasse des hohen Aussichtsturmes! Wer nicht von hier aus an einem klaren Tage ins Land geschaut, der weiß gar nicht, wie schön unsere Heimat ist. Wir konnten uns nicht satt sehen und losreißen von dem Bilde. Das ganze Stück Heimaterde, das wir bisher durchzogen und am nächsten Tage durchwandern wollten, lag uns zu Füßen (s. die Titelvignette). Da, am nördlichen Horizont Werro und die ganze Landschaft um den Tamulasee, im Nordosten jenseits des Wällamägi, Neuhausen, im Süden die Höhen von Oppelaln — und da, als könnten wir mit kühnem Satz in sie hereinspringen, die 7 Seen um Raage herum, dessen Kirchturm hinter der grünen Wand des Waldes hervorlugte. Wohin das Auge sah — ein steter Wechsel von Berg und Tal, und dazwischen die blanken Spiegel der Seen und die roten Ziegeldächer der Gutsgebäude. An klaren Herbsttagen soll man gar die Türme Dorpats und die weite Fläche des Peipus von hier aus sehen können. O wie bist du schön, mein Heimatland! Als ich mit meinen jungen Freunden da oben auf windumwehelter Turmterrasse stehe und in stillem Staunen hinauschaue ins Land zu unseren Füßen, da muß ich's hinausrufen, was meine heimweherfüllte Seele in der Fremde empfand, und was ich damals in gebundene Rede zu fassen, schüchtern versuchte. Nur die ersten Strophen darf ich hierher setzen:

Wie schön auch immer die weite Welt,
 Und wie leuchtend die Sonne am Himmelszelt;
 Wie prangend der Städte reicher Kranz
 Und die fernen Berge im Abendglanz —
 Altliivland am schäumenden Ostseestrand
 Bist schöner dennoch, mein Heimatland

Wo auf felsigem Glinde die Föhren stehn,
Wo die Winde durch raunende Zweige gehn,
Wo die Lerche den jungen Morgen begrüßt;
Und der Wachtel Schnarren den Tag beschließt;
Wo die Woge brandet am Dänenstrand —
Da liegst du, mein trautes Heimatland!

Nicht frönt dich der Alpen erhabene Pracht,
Du starrst nicht in Waffen der Kriegesmacht —
Dich ziert deiner Wiesen duftendes Grün,
Der Felder Segen, der Blumen Blühh —
Eine zarte Jungfrau im Hochzeitsgewand:
Das bist du, mein schönes Heimatland! — — —

Ein Hoch der Heimat braußt über die Höhen und Seen
dahin — dann steigen wir still durch den Wald hinab vom
Munamägi und essen Mittag in Hahnhof. — — —

Schon wandern wir weiter dem 8 Werst entfernten Pastorat
Rauge zu — da merkt unser „Generalvergesser“, der schon ein
paar Notizbücher und andere Kleinigkeiten verloren, daß er seinen
Rock nicht angezogen hat. Wer's nicht im Kopfe hat, der muß
es in den Beinen haben — und zurück tragt er die halbe Werst,
um das Kleidungsstück zu suchen. Unverrichteter Sache kehrt er
prustend zurück. Ein Suchen auf dem mitfolgenden Gepäckwagen
beginnt — da liegt er ja, der Rock! Tableau! Der Vorfall
hat aber den jungen Freund nicht gebessert. —

Die Zeit ist uns rasch vergangen im Reden und im Schauen.
Für beides bot sich Gelegenheit genug. Wie sind wir in den
paar Tagen schon alle mit einander bekannt geworden! Die
Landstraße verbrüderet rascher als die Schulstube. Wir fangen
zu begreifen an, warum die Fechtbrüder so zusammenhalten und,
wenn der Frühling ins Land zieht, nicht mehr stille sitzen können.
Sie hat ihre Poesie, die Landstraße! Und nun gar erst, wenn
L. sich vom Lagerplatz am Wegesrand zur Seite geschlichen und,
die Dichterstirne in die aufgestützte Hand gebettet, abseits auf
seinem Angesichte liegt und an der „Reimchronik“ schreibt mit
dem Abglanz seiner Gedanken auf der sonnenbeschienenen Nord-
seite des Körpers. Er ist heimlich abgeknipst worden — versteht

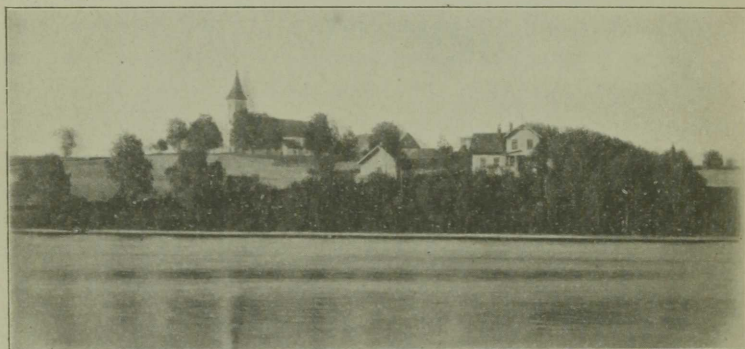
sich — nur darf das Bild nicht hierher, es wäre mit der Würde des Leviten für immer dahin.

Der Schrittmesser P.s zeigt 2 Werst vor Rauga. Da muß uns nun bald Pastor Hollmann entgegenkommen, wie er gestern durchs Telephon versprochen. So ist's. Hinter einer Biegung des Weges im Walde sehen wir den einsamen Wanderer auf uns zu marschieren — eine Erscheinung, die in ihrem ganzen Habitus in unsere Fechtbrüder-Genossenschaft hereinpaßt. Den möchten wir gerne mithaben — das wird uns schon klar beim bloßen Anblick, noch klarer, als nun an dem Wege, der von Kaseritz kommend den unseren kreuzt, die drastische Schilderung der Kämpfe beginnt, die in dem vor uns liegenden Gelände zwischen Russen und Schweden im nordischen Kriege ausgefochten wurden. Hier, auf dem alten Friedhof, den wir betreten, stand ein kleines Detachement von Schweden — ihnen gegenüber auf einer Anhöhe, nur durch ein Moor getrennt, 3000 Russen, die eifrig an einem Knüppeldamm über den Sumpf bauten, um dem Feinde an die Gurten zu kommen. Da naht General Schlippenbach, von Kaseritz her, wo er den Gegner in einer Schlacht besiegt, in Eilmärschen herbei, und, mit raschem Feldherrnblick die Situation überschauend, fällt er den Russen in den Rücken und — sie alle werden niedergemacht. Solches geschah 1702. Ein Jahr darauf aber ist es den 1000 Schweden ebenso schlecht gegangen. Von Osten her kommend, haben die Russen sie in der Flanke gefaßt und sie aufgerieben. — Das hören wir, nein, wir sehen es, es lebt vor uns auf durch die Schilderungen des Pastors und durch den Blick von der Kirchhofsmauer auf das nun längst bebaute Schlachtfeld. —

In weitem Bogen geht's, der tiefen Schlucht des kleinen Raugeschen Baches entlang, dem Pastorate zu. An einer besonders wild-romantischen Stelle erblicken wir tief unter uns am Ufer des Baches einen wettergebräunten Mann, in grobem Hemd, mit halbblößen, muskulösen, lässig herabhängenden Armen bei schwelendem Feuer gemächlich sitzend. Als er unser aller Augen und die Rohre der photographischen Apparate auf sich gerichtet sieht, da lacht uns eine Reihe blendend weißer Zähne hinter

dem struppigen Barte an. Die ganze Staffage — ein Ausschnitt aus Coopers Indianergeschichten. —

Nun wandert unser Fuß an den Ufern der Seen, die uns auf dem Gipfel des Munamägi entgegenlachten. Einer von den 7 schöner als der andre! Freudentränen sind's, die von den Hahnhöfchen Höhen herabgetaut und an ihren Wimpern hängen geblieben sind wie funkelnde Perlen. Es ist, als trieben sie ein neckisches Spiel und suchten uns den Weg zu verlegen. Zwischen zweien, hart an der Landstraße, liegt auf einer Anhöhe das stattliche Doktorat; ich glaube, daß kaum ein anderes in Livland einen so malerischen Platz gefunden hat. An eine grüne Wand gelehnt — eine Sommervilla im Schweizerstil, drüben



Rauge. Kirche und Pastorat.

Nach einer Phot.

das weißschimmernde Gutshaus von Rauge, und, alles überragend, der ernste Kirchturm: hier hat der Herr der Herrlichkeit mit dem Saum seines Gewandes die Erde berührt. Immer wieder bin ich zur Bank zwischen den hohen Linden vor dem Pastorat zurückgekehrt und habe das Bild im goldigen Rahmen der sinkenden Sonne angestaunt. Es ist mir, als müßten die Sabbathglocken vom nahen Kirchturm her hineinläuten in diesen Naturfrieden . . .

Die Ruckfäcke werden von den Jungen in das wieder zum Schlafgemach umgewandelte Konfirmandenhaus getragen. Die

frischen Kinder vom Pastorat leisten ihnen Gesellschaft — es sind just soviel als es Seen gibt in Raage und alle ebenso fröhlich in die sonnige Welt schauend, wie diese. — Nach dem Abendbrot flüstert ein junger Freund mir in's Ohr: „Das war wohl fein!“ — will's meinen, — Hof und Pastorat hatten sich vereinigt, um uns zu pflegen. Wie schade, daß wir den Besitzer von Raage-Hof, Herrn D. von Samson-Himmelstierna, den für alles Schöne in Kunst und Natur so aufgeschlossenen, edlen Patrioten nicht in unserer Mitte haben konnten — wir hätten ihm so gerne persönlich gedankt wie dem Pastor und seiner lieben Frau!

Der Abend ist zu schön, er muß noch genossen werden. In Begleitung der „Pastoratschen“ spazieren wir zum sog. „Hasenpark“. Auf einem Hügel führen saubere Wege talauf und talab, laden Bänke zum Weilen ein. Denn wo man zwischen den Bäumen hindurchlugen kann, da dehnt sich vor den Augen die entzückende Seenlandschaft aus. Auf dem Rückwege zum Pastorat sucht und findet P. mit seinem Horn wieder das Echo und singen wir die alten Volkswaisen.

Die Abendsschatten sinken auf die Welt. . . Im Walde klagt ein Käuzchen, daß es friere. . . Die Tagestour und die reichen Eindrücke haben uns müde gemacht. Wir versammeln uns auf der offenen Veranda, vor der der weite Obstgarten im üppigsten Blütenflor sich sanft zu Tale senkt, um den Hausherrn zum Abendsegnen. Er gibt dem unvergeßlichen Tage den weihewollen Abschluß. Dann wird's bald still im weiten Hause — nur das Käuzchen klagt, und auf der mondbeschiedenen Wiese am seebespülten Waldesfaum schlingen Nixen und Elfen ihren nächtlichen Reigen . . .

* * *

Kosse-Lakna-Schreibershof-Dypekalm.

Donnerstag, den 3. Juni.

Der strammste Marschtag unserer Fußwanderung ist angebrochen. Er ist ebenso leuchtend aufgegangen wie die anderen bisher. Da läßt es sich schon 30 Werst wandern.

P. zählt die Häupter seiner Lieben — es fehlt keines. Der Pastor schließt sich uns an. Diesen Teil Livlands hat er noch nicht durchpilgert, sonst kennt er die Heimat besser als wir, denn mit dem wetterfesten, einstigen Turnlehrer Dorpats, Buro, ist er die Kreuz und die Quer auf Schusters Rappen durchs Land geritten. Ja, der verstehts! Den selbstgeschnittenen, dünnen Weidenstab setzt er gleichmäßig jedem Schritt voraus, und in edlem Rhythmus schieben sich die im Knie geknickten Pedale vorwärts. Es geht wirklich wie „geölt“. Um Staub und Regen braucht er sich nicht zu kümmern: sein Anzug hat so wie so schon längst die ursprüngliche Farbe verloren, und den zerknitterten Hut bringt kein Künstler mehr in die rechte Façon. „Ein feiner Bruder Stromer!“ — rufen wir ein über das andere Mal und suchen's ihm abzugucken, „wie er sich räuspert und wie er spuckt“.

Die für unsere Wanderideale so aufgeschlossene Pastorin begleitet uns durch den „Nixenhain“ am schilfumsäumten Ufer des Sees. Mit gezogenem Säbel marschirt „voran der Herr Hauptmann“ — ihr strammes, kleines Söhnchen. Dort, wo die Landstraße beginnt, wird warmer Abschied genommen. Dank, vielen Dank!

Nach einer Weile vermehrt sich für eine kurze Wegstrecke unsere Bruderschaft noch um einen Genossen. Aus dem Frieden seines Sommereldorado wird der Lehrer der Geographie aus der Residenz, Herr Hydé, vom Pastor herbeige Holt. Die Lehrkraft muß ausgenutzt werden. An spärlich berastem Grabenrand, inmitten von Steingeröll, entführt sein kurzer, lichtvoller Vortrag uns in prähistorische, eisgraue Zeiten. Der Geologie wendet sich unsere Aufmerksamkeit zu. Die typische Moränenlandschaft, die uns umgibt, bietet Anhaltspunkte genug, und die, wie von Riesen Händen hin- und hergestreuten Steinblöcke, weisen auf die Gletscherperiode hin, da von Finnlands Eisflächen die Schollen sich lösten und auf ihrem Rücken gigantische Felsstücke ins Meer hinaustrugen, um sie auf seinem tiefen Grunde zu betten, bis sie nach Jahrtausenden wieder das Licht der Sonne schauten, als die glühende Esse unter der Erde sie emporhob.

Nach kurzem Marsch ist Kosse erreicht. Strammen Schritts marschieren wir singend vor die Freitreppe des architektonisch wirkungsvollen Herrenhauses. Frau von Wulff empfängt uns auf das liebenswürdigste; ihre Kinder haben bald Freundschaft mit uns geschlossen. An der anderen Seite des Hauses ist auf der schönen Veranda schon die reiche Frühstückstafel gedeckt. Bevor wir bestaubten Wanderburschen an ihr Platz nehmen, ist es noch Zeit, einen langen Blick auf den lieblichen See, dicht vor dem Hause, zu werfen. Am gegenüber liegenden Ufer, rechts von unserem Standort, erhebt sich der bewaldete Sophienberg, ein entzückender Hügel in sanfter LinienSchwungung. Im Boot



Kosse.

Nach einer Phot.

am Stege schaukeln etliche Jungen in der Sonnenglut; Libellen schwingen ihre glitzernden Flügel über dem Ufergras; bunte Schmetterlinge umgaukeln die Blumen des Gartens. . . .

Wie die „polnischen Bettler“ sind wir gleich nach dem Frühstück weiter gegangen. Ich habe zuvor der Herrin des schönen Kosse in kurzen Worten zu sagen versucht, wie wohlthuend unsere junge Schar und ihre Führer der herzliche Empfang berührt hat, und sie gebeten ihrem abwesenden Gemahl, der unserem Schülerausflug schon in Dorpat die wärmsten Sympathieen entgegenbringt, unseren tiefgefühlten Dank zu übermitteln. Unserer Jugend aber habe ich eingeschärft, daß sie so gastliche Aufnahme nur gefunden, weil sie die Heimat in ihrer Hoffnung repräsentiere: das sollte

Heimatstimmen.

sie nie vergessen und sich dessen würdig erweisen all' ihr Leben lang!

Zünfzehn Werst ist es dann weiter gegangen, meist in sengender Sonnenhitze. Beim Gute Luknef haben wir die lettische Sprachgrenze erreicht, und als Dolmetscher unserer Wünsche führt nun G., der Kurländer, das Wort.

Lafna — bei diesem Namen schlägt allen Teilnehmern an unserer Wanderung das Herz höher! Etwa 2 Werst nach links von der Landstraße, die von Rauga nach Oppekaln führt, liegt in märchenhafter Verborgenheit dieses baltische Naturidyll, das wieder einmal alle landschaftlichen Reize des Nordens in seinem Bilde vereinigt. Wie ein schlummerndes Dornröschen ist der See in seine fast senkrecht abfallenden Ufer gebettet. Tief dunkel ist sein Wasser, auf dem die schwanken Schatten der Bäume sich spiegeln. Welch' eine Mannigfaltigkeit des Grüns von Tannen, Birken, Eichen, Schwarzellern usw., welch ein Reichthum der Flora! Die Ranken der zierlich blühenden *Linnaea borealis* bedecken den Boden. Die Ufer treten bald weit auseinander, bald wieder so eng zusammen, wie bei einem schmalen, aber tiefen Flußbett. Von einem Punkt aus läßt sich der nicht breite, aber dafür ziemlich lang ausgestreckte See überhaupt nicht überschauen — immer wieder wechselt das Bild durch die kühn geschwungenen Linien des Ufers. Und an diesem Ufer eine Mühle, über deren klappernde Räder das Wasser brausend stürzt — es ist bezaubernd!

Keiner von uns hat es wohl bedauert, daß wir in dieser Umgebung 2 Stunden verweilen mußten. Sie waren zu schön. Etwas wie Reid darüber stieg in uns auf, daß die mehlbestäubten Müllersknechte dieses Bild täglich im Wechsel der Jahreszeiten vor Augen haben durften. Wir warteten nur zu gern auf Pastor Treu aus Oppekaln, den wir bei der Abzweigung des Waldweges von der Landstraße nach Lafna nicht antrafen. Er war etwas nach uns an der verabredeten Stelle eingetroffen und hatte uns noch unterwegs vermutet. Ein Müllerbursche, den wir ihm nachschickten, holte meinen lieben Studienfreund und seinen zwölfjährigen Neffen, den tapferen Rosselenker, auf einer Brettdrosche um 5 Uhr nachmittags herbei.

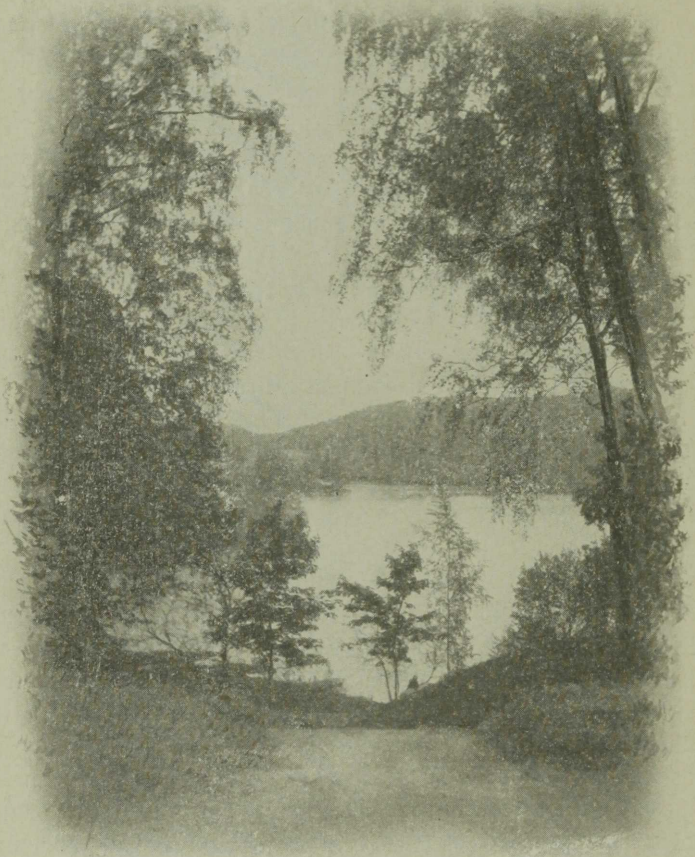
Derweil hatten wir verschiedenes vollbracht: Saure Milch aus ein paar Tassen und Gläsern geschlürft und dazu den Koffeeschen Mundvorrat verzehrt, an dem farbenreichen Bilde uns satt gesehen, und ein süßes Schälchen auf dem weichen Moos-
teppich des Waldes gemacht. Den Jungen war's gestattet, ihre wandermüden Füße ins kühle Wasser zu tauchen, und bald umsäumte ein Kranz entblößter, schlenkernder Beine die Mühlen-
stauung. Studiosus W. teilte gar die Fläche des Sees vor der Mühle mit kräftigen Armen.

Noch ein letzter Blick von der steilsten Uferpartie aus auf den herrlichen See — dann führt uns der Pastor durch das parkähnliche, hohe Gehölz des Besitztums Lafna — Schreibers-
hof zu.

Wir kommen aus dem Bewundern und Staunen gar nicht mehr heraus. Eine solche Fülle von Seen, einer immer male-
rischer gelegen als der andere, hatten wir im Baltenslande doch nicht vermutet. Das Dppekalnsche Kirchspiel allein soll ihrer 72 zählen. Sie sind alle von ungeheurer Tiefe. Darauf läßt schon ihr grünliches Wasser schließen, das die steil aufragenden Berge an ihren Ufern bespült. „Wunderschön“ — so schreibt unser bekannter Botaniker Doz. Dr. Karl Kupffer in einem seiner reizvollen landschaftlichen Stimmungsbilder*) — „ist die Lage dieser Seen. Steile Ufer schließen die Gewässer ein, dichte Bewaldung, üppiges Buschwerk reicht bis an den Wasserspiegel. Möven schweben schwankenden Flügelschlages darüber hin, Bekassinen schwirren in unregelmäßiger Zickzacklinie dicht über dem Wasser . . . Manch' edles Flossentier lebt in der kühlen Tiefe, Schleie und Quappe, Brachse und Karausche, doch nur an flacheren Stellen gelingt der Fang; welches Netz könnte in die ungeheure Tiefe reichen? Im fetten Boden der Uferabhänge gedeihen Pilze in großer Zahl . . . Vierhundert Fuß hoch über den Wasserspiegeln erheben sich die Moränenberge, steil aufragend, herrlich bewaldet. Brennt die heiße Sommer Sonne auf

*) Entnommen dem von Dr. Ernst Seraphim herausgegebenen Jubiläum-Album: „Malerische Ansichten aus Livland, Estland, Kurland.“ S. 58.

die Abhänge hernieder, so strömen die Nußsträucher, Birken, Eichen, vor allem die Fichten ihren kräftigen Atem aus; welch' eine Wonne, diesen Balsam einzuschlürfen! Über sich das un-



Schreibershof. Evasee.

Phot. von Eduard Krüger.

durchdringliche Blätterdach; einzelne Sonnenstrahlen flimmern durch diese schimmernde Decke und vergolden Farrenkraut und Wald-

blumen; wohlige Kühle empfängt dich hier. Trittst du aus dem Schatten, so fällt dein Blick auf ein Meer von Baumwipfeln, auf glitzernde Wasserflächen und blaue Höhenzüge am weiten Horizont. Auf der Bergwiese zu deinen Füßen tummeln sich Tagpfauenauge und Silberstrich, der mit Fradschößen versehene Schwalbenschwanz, Argynnis und Lycaena — aus den hohen Baumkronen ertönt der melodische Piff des Pirols, das süße Lied der Grasmücke, dazwischen das frühlingsfreudige „Kuckuck“ und der warnende Ruf der mißtrauischen Drossel.“ —

Die Krone dieser Kette von Seen ist unzweifelhaft der Evasee vor dem Gute Schreibershof, und der Drusesee am Fuß des Pilsgaln (Schloßberg).

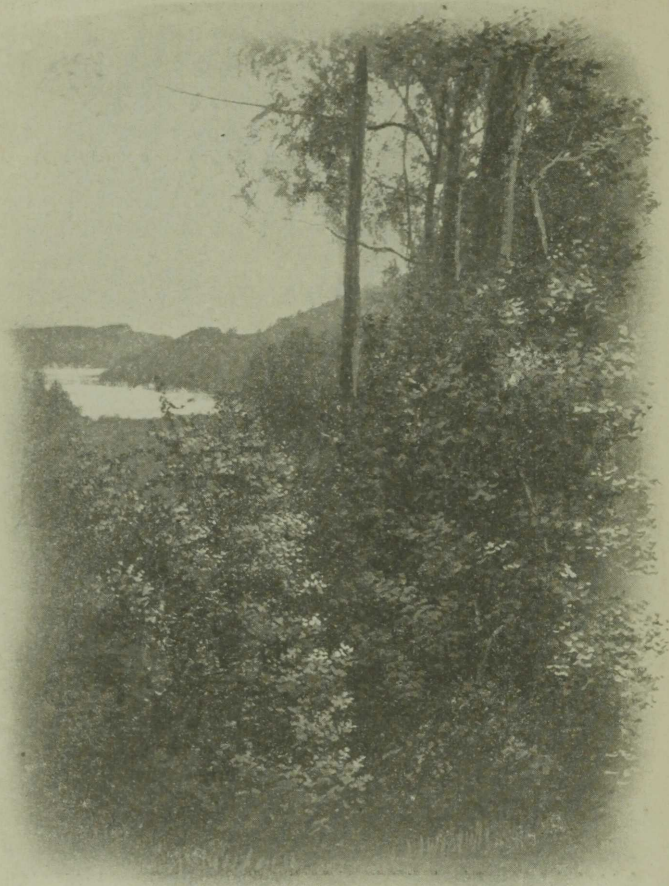
Welch' ein unvergleichlicher Blick von der wohl 100 Fuß hohen Terrasse des Gutes Schreibershof auf den erstgenannten See! Im Rahmen der viel hundert Jahre alten Eichen, gewaltigen Küstern, weißschimmernden Birken, die die Terrasse zu beiden Seiten umstehen, hebt sich der Ausschnitt des Sees mit dem gegenüberliegenden hohen Ufer nur um so plastischer hervor.

Wir haben uns auf die Stufen gesetzt, zu denen uns die liebenswürdigen Bewohner des alten Gutshauses emporgeleitet. Unsere Künstler sind in eifriger Arbeit. Truppweise werden wir von den Damen des Hauses, den Fräulein Schroeders, mit frischer Milch gelabt. Die Müdigkeit von der anstrengenden Tour ist wie weggezaubert durch die kurze Rast in diesem baltischen Eden.

Auf hohem Bergkamm wandernd, steigen wir allmählich im Schatten zahlloser Rußsträucher zum Pilsgaln (Schloßberg) hinan. Es geht die sogen. „Himmelsleiter“ hinauf, auf deren oberster Sprosse ein Blick auf das grüne Wasser des Drusesees sich auf tut, der den schönsten Aussichtspunkten am Rheinufer ruhig an die Seite gestellt werden kann. Mit lebhafter Phantasie zaubern wir uns eine Burgruine auf den Schloßberg — und der Rhein etwa bei Stolzenfels liegt vor uns.

Und nun erst auf dem ca. 400 Fuß über der Fläche des Sees sich erhebenden Pilsgaln selbst! Der Blick in die Ferne ist großartig.

„Im Norden türmt sich der von starren Tannen bestandene Munamägi, dort erhebt sich der Koffesche Bergkegel wie ein Zucker-



Pilsgaln und Druskesee.

Phot. von Edgar Meyer.

hut; der weiße Fleck daneben zeigt sich im Fernrohr als der Kirchturm von Raage. Im Nordwesten die Höhen von Linna-

mägi, Fierenhof und Rosenhof, davor die Poststation Sennen; weiterhin im Westen die schön geschwungene Linie der Anzenschen Berge, Karolen, der Turm der Garjelschen Kirche, Taiwola und der Delwigsberg; im Süden, ziemlich im Vordergrunde, weil die hohen Rücken des Saulestakns, Teufelsberg und Sinai den Horizont einschränken, die Kirche von Oppelaln 750 Fuß hoch über dem Spiegel der Ostsee. Im Südosten sieht man die Wirtschaftsgebäude von Semershof, Alt-Laißen und den Turm der russischen Kirche. Im Mittelgrunde im Westen erglänzt der Wislasee, an dessen Ufer auf vorspringender steiler Böschung ein Gothengrab liegt, das größte und schönste Steinschiff der baltischen Provinzen. 400 Fuß tief fällt der Schloßberg nach Süden ab in einer Neigung von 40 Grad zum lang sich dahinschlängelnden Drusesee hier ist einmal reine, freie, unzerfälschte, frische Natur zauberische Einsamkeit, friedlich-schöne Waldabgeschiedenheit!“ —

Ich habe mich gefreut, daß noch ein paar Jungen die Kraft in den Knien fühlten, den steilen Abhang vom Schloßberg zum Ufer des Sees hinab- und heraufzuklettern — ich mußte es mit meinem angegriffenen Herzen wohl bleiben lassen. — Beim Schreibershoffschen Krüge setzte ich mich mit einem etwas erkälteten und fiebernden jungen Freunde auf die Brettdroschke, und wir ließen uns vom kleinen Rosselenter durch einen Teil der schönen Gegend, auf der unser Auge geruht, bergauf und bergab zum Pastorate Oppelaln fahren. Unser treuer Kumpan dieses Tages, Pastor Hollmann, bestieg gleichfalls ein ihm von Hause nachgeschicktes Gefährt, um im Oppelalnschen Armenhause einem kranken Mütterlein seiner Gemeinde das heilige Abendmahl zu reichen. Rasch war so die kurze Strecke zum Pastorat zurückgelegt, wo uns in Abwesenheit der Pastorin Frau Gerhardt, die Schwester des Pastors und Mutter unseres jungen Kutschers, bewillkommnete. Bald war auch die übrige Gesellschaft angelangt.

Wieder das schon bekannte Bild! Das Konfirmandenhaus mit allem Komfort für die Jugend als Schlafstätte eingerichtet — gedeckte Tische — gastliche Wirte. Nur unseren Muster-Stromer

erkannten wir bei Tisch nicht wieder — er hatte sich gehäutet. Ja, ja — Kleider machen Leute!

Nun noch einen kurzen Gang durch den blütenübersäten Obst- und Blumengarten — einen Blick von seiner Terrasse auf das in der Abendbeleuchtung violett und rosig schimmernde Feld — dann aber auf den Saß! — O wie haben wir nach den 30 Werst fest geschlafen bis in den lichten Morgen hinein! —

* * *

Auf nach Marienburg!

Freitag, den 4. Juni.

Über den Teufelsberg wehte ein heftiger Wind, als wir ungefähr um 11 Uhr Vormittags seine Höhe erklimmen hatten. Nur wenige von uns verspürten Lust, den schwankenden Turm zu besteigen, der zu topographischen Zwecken vom Militär hier im vorigen Jahr an geeigneter Stelle errichtet worden war. Die Fernsicht ist gewiß auch von diesem stattlichen Berge aus schön, aber wir waren doch schon zu sehr durch den Blick vom Pils-galn verwöhnt. Mag übrigens auch sein, daß der starke Wind und die trotzdem dunstige Atmosphäre den Genuß beeinträchtigten und den Eindruck herabsetzten. Freilich, das Ziel unserer heutigen Wanderung, der mächtige Spiegel des Marienburger Sees, leuchtete verlockend vom Südosten her zu uns herüber.

Die Stimmung war vorzüglich. Hatten wir uns doch gründlich ausgeschlafen und viel später als an den vorigen Tagen unsere Wanderung angetreten. Erst um 10 Uhr wurden die beiden Gepädwagen beladen, und nahmen wir mit herzlichem Dank Abschied vom lieben Oppelalnschen Pastorate. Der Pastor geleitete uns durch ein bergiges Wiesen- und Buschland zum etwas über 2 Werst von seinem Heim entfernten Teufelsberg. Die Gegend, durch die wir schreiten, ist landschaftlich schön, aber ernährt ihre Bewohner sehr kümmerlich. Die Anhöhen sind von einer nur dünnen Ackerkrume bedeckt und bieten für die Bearbeitung des Bodens große Schwierigkeiten. Bleibt der Regen

längere Zeit aus oder geht er zur unrechten Zeit nieder, dann senkt die Hungersnot ihre schwarzen Schwingen über die Hütten in den Tälern. Das haben die Bewohner des ganzen Landstrichs von Hahnhof an im Norden bis Marienburg im Süden erst jüngst so bitter erfahren müssen. —

Steil fällt der Teufelsberg nach seiner Südseite hin ab. Wir wählen diesen Abstieg. Ich habe nicht gezählt, wie viele von uns dabei, auf der Sitzfläche ihres Körpers rutschend, unten ankamen, so viel weiß ich nur, daß selbst der vorsichtige alte L. die nähere Bekanntschaft mit Mutter Erde machte. Wie wenig gehört doch dazu, um eine schon frohgelaunte Gesellschaft zu herzhaftem Lachen zu veranlassen!

Über sumpfiges Wiesenland und steinige Feldpfade führt uns der Pastor von Gesinde zu Gesinde den kürzesten Weg zur Landstraße. Da stehen auch schon die Gepäckwagen; auf einem thront unser strammer, kleiner Kutscher von gestern. Der Pastor nimmt Abschied. Wie freundlich von ihm, daß er meinen Dank mit den Worten erwidert: „Es war wirklich ein Festtag für mich und die Meinen.“ Der alte Studienkamerad hat treulich erfüllt, was er mir bei unseren brieflichen Verhandlungen wegen der Tour zugesagt: „Mit Begeisterung und Vergnügen verspreche ich Euch alle nur mögliche Unterstützung und werde mit Leib und Seele, Heu und Stroh, Pferd und Kuh Euch zur Erreichung Eurer „hohen“ Ziele verhelfen.“ — —

Zur Mittagszeit ist das Gut Marienstein erreicht. Der Hunger drängt zur Eile. Da wir den Eingang zum Garten des Verwalterhauses — die Guts herrschaft wohnt auf einem anderen Besitz — nicht gleich finden, wählen wir den kürzesten Weg: durch den trockenen Abflußgraben des Gartens, unter dem Staketenzaun hindurch, kriechen der Kleriker und die Laien sonder Scham.

Wie sind wir doch schon allesamt in kurzer Zeit waschechte Landstreicher geworden! G. hätte jedenfalls auch unter den Pädagogen des Mittelalters, die in der schulfreien Zeit an der Spitze ihrer sauberen Zöglinge brandschazend das Land durchzogen, eine Ehrenstellung eingenommen.

Es ist wirklich das Märchen vom „Tischlein deck dich“, das wir allerorts erleben.

„Frau Baronin Wolff hat angesagt, daß ich die Herrn bewirte“ — teilt uns Herr Luhs, der Verwalter, mit. Und er tut alles gern, er „weiß alles schon“: weiß, daß wir kommen, weiß, wie viele unser sind und er muß auch wissen, daß wir an reichliche Kost gewöhnt sind, denn sonst führe er nicht mit so schwerem Geschütz auf.

G. ist überwältigend in seiner dankbaren Leistungsfähigkeit. Er ist eben Gemütsmensch. Ein Hindernis nach dem andern wird „weggeknöpft“. Wer denkt an eine süße Speise — aber, o du unvergeßlicher „Rhabarbertißel“, — G.'s Weste gibt noch einen Knopf frei für den zweiten Teller mit deiner süßen Last! Er entschuldigt sich freilich mit seiner Vorliebe für vegetabile Kost und macht sonst noch allerlei wenig salonfähige Scherze über die Bekömmlichkeit gerade dieser Speise — doch das ist ja alles nur Sand in die Augen, blauer Dunst, weiter nichts. — L. protestiert entschieden gegen einen sofortigen Weitermarsch nach so anstrengender Leistung, und sogar P. fällt ihm zu. Beide verfügen sich zum Nachdenken in die bereitstehenden Betten — wir strecken uns ins hohe Gras des Gartens unter die schneeweiße Decke der Apfel- und Kirschbäume. G. sinkt in süßer Erschlaffung auf den Rücken, streckt wenigstens die Zweie von sich, unterläßt ermattet alle ordnende Arbeit an seiner Toilette, deckt den Stromerhut auf sein leuchtendes Antlitz — schläft — und wird abgeknipst in der ganzen Würdelosigkeit seiner Stellung. — „Ihr nichtsnutzigen Kerls!“ — ja, was hilft die Entrüstung — das Bild wird von Hand zu Hand gehen in den Wandelgängen der Schule, und nicht mehr bannen wird er die dunklen Schatten, die ihn verfolgen seit jener Stunde im Garten zu Marienstein . . .

Acht Werst sind's noch bis Marienburg — daher kein Säumen mehr, soll das Ziel zur Zeit des Nachmittagsstafees erreicht sein. Wie mit einem Schlage nimmt die Landschaft bald hinter Marienstein eine andere Physiognomie an: Sandige Ebene, hohe Kiefernwaldungen, weite Torfmoore. — Eine Werst vor dem Pastorat, dem wir wieder zustreben, laden wir in

schattiger Allee die Rucksäcke von den Wagen und rüsten uns zu stilvollem Einzug. Wir leben ja in der Welt des Scheins! Eng zusammengeschlossen, marschieren wir in dem kleinen Orte mit seinen ungefähr 1500 Einwohnern ein. — Haben wir auch die rechte Straße zum Pastorat gewählt? — Das ist die Frage. Hinter uns poltert ein hoher Postwagen auf der Chaussee daher. Drin sitzen eine Dame und ein Herr aus der Gesellschaft, beide uns allen unbekannt. G. durchzuckt ein Gedanke — er ist der Mann rasch entschlossener Tat. Den bestaubten Filzhut wie zum Empfang einer milden Gabe weit vorgestreckt, eilt er dem Wagen nach und führt ein uns unverständliches, kurzes Zwiegespräch mit dem Postknecht in lettischer Sprache. Will er zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen? Geld für die Reise erbitten und nach dem Wege fragen? — Er leugnet's entrüstet ab und nennt das Lüften des Hutes einen Höflichkeitsakt gegen die Insassen des Wagens. Wir wollen's ihm glauben, nur sah es anders aus und war — wie die Jungen immer wieder unter schallendem Gelächter behaupteten — „zum Schießen komisch“.

Er macht uns überhaupt Sorgen, unser guter G. Wer ihn liebevoll beobachtet, kann ihn ab und an hastig mit der Hand nach seinem Halse greifen sehen. Was soll das nur? Ich kann mir's nicht anders deuten, als daß er sich den rechten Handgriff für einen Überfall einstudiert, wie ein Tragöde die Sterbeszene in einem Schauerdrama. Die Aufklärung lautet allerdings anders. Die Armbewegungen seien die letzten Zuckungen des ersterbenden Schamgefühls. Der Kragenknoß sei ihm unterwegs verloren gegangen, und schüchtern taste die Hand am Halse, um sich zu überzeugen, ob der Schlipsknoten das auseinanderklaffende Hemd auch noch zusammenhalte und die Blöße des Halses decke. Rührend — aber ganz unmodern in unserer Zeit der Balltoiletten! Doch weil er's sagt, muß ich meinem Freunde diese Rückständigkeit schon zutrauen; es ist zudem der Tag, an dem er in jedem Falle Recht hat. —

Ist's die rechte Straße — dann aufgepaßt! „Ich hatt' einen Kameraden“ — das ist nun einmal unser Leibleid. Am Eingang zum Pastorat winken uns ja schon Pastor Walter, die Pastorin

und ihre Hausgenossen den Willkommen zu. Begrüßungsszene. Vorstellung. Und nun die Last von den Rücken! Die Riesengemeinde Marienburg-Seltinghof hat einen entsprechend großen Konfirmandensaal, der faßt noch einmal so viel Logiergäste als wir es sind. Er duftet uns im Maienschmuck entgegen und ladet mit seinen linnenbedeckten Lagern förmlich zum Ausruhen ein. O ihr lieben Pastorsleute, Gott lohn's euch!

Wir stehen auf der Pastoratstreppe. Man hat uns nicht zuviel gesagt: es ist in der That der malerischste Blick, den man sich denken kann. Auf der dem Pfarrhause vorgelagerten grünen Insel die altersgraue, gewaltige Ruine, und bis an den Horizont die weite Fläche des waldumstandenen Sees, der in seiner längsten Ausdehnung wohl 7 Werst mißt — wie verheißen sie uns genüßreiche Stunden für heute Abend und den ganzen morgigen Tag!

Alles rings umher atmet Geschichte. Selbst die alte Eiche, unter deren breitem Laubdach wir, fröhlich plaudernd, den Kaffee trinken, ist historisch. Vor mehr denn 200 Jahren hat sie der bekannte Pastor Glück zu Marienburg zum Andenken an seine lettische Bibelübersetzung hierher gepflanzt. Was wüßte sie zu erzählen von der Zeiten Lust und Leide, wenn sie reden könnte!

Noch mehr aber hat die Schloßruine zu sagen, die wir an demselben Abend zu Boote besuchen. Da uns nur ein paar Fahrzeuge zur Verfügung stehen, werden wir in zwei Trupps nacheinander von unseren Jungen rasch zur Schloßinsel hinübergerudert.

Da stehen wir nun auf dem rasenbedeckten Schutthaufen im Burghof! Uns umgeben die verwitterten Mauerreste des in einem unregelmäßigen Sechseck erbauten Ordenschlosses. Die plätschernden Wellen flüstern uns „die Sage von Marienburg“ ins auflasschende Ohr; Karl Kupffers stimmungsvolles Gedicht faßt, was sie uns zuraunen, in schöne Worte.

Die stolze Burg wird gebaut.

„Schon ist aus Quadersteinen das Fundament gelegt,
Das festgefügt und sicher die Außenmauern trägt;
Doch auf dem Werke lastet's wie eine böse Macht:
Was man am Tag geschaffen, das stürzt bei stiller Nacht.“

Entsetzen packt den Meister und die Leute ob der finsternen
Tüde der bösen Geister. Sie meiden den Ort.

„Ein alter Fischer kündet: „Es laftet schwerer Fluch,
Weil dort den eignen Vater ein wilder Sohn erschlug
Und ungerächt geblieben ist jener grause Mord;
Nun schreit das Blut gen Himmel nach Sühne fort und fort.
Man muß ein lebend Wesen einmauern ins Gestein,
Der schlimme Bann und Zauber wird dann gebrochen sein;
Die Unterird'schen haben dann fürder keine Macht,
Wenn ein unschuldig Wesen zur Sühne wird gebracht.“

Der Greis hat's gesprochen, Meister und Leute folgen seinem
Rat. Sie wölben eine Nische an eines Pfeilers Grund und
kommen überein, denjenigen in ihr einzumauern, der sich zum
Torward fürs Schloß erbietet. Doch wehe! Der Jubel des
Sonnenwende-Abends vor St. Johannis Tag wird jäh unter-
brochen, als auf des Meisters Frage, wem er den Schlüssel ver-
leihen solle, seine eigne Tochter, „schön Marei“, sich zum Wächter-
amte meldet. Der Meister sinkt, vom Schlage gerührt, tot zu
Boden — „schön Marei“ aber mauern seine Mannen in die
Pfeilernische.

„Die Morgen Sonnenstrahlen beleuchten klar und mild
Am Pfeiler eines Kreuzes frisch blutigrotes Bild —
Nun ist der Bann gebrochen, die Mauern weichen nicht,
Kein schlimmer Sturz, kein Unfall die Arbeit unterbricht.
Bald ragen stolze Sinnen und Türme in die Höh,
Sie schmücken wie eine Krone die Insel im blauen See,
Sie grüßen weit hinüber ins wunderschöne Land.
Das Insel schloß ward fürder „Marienburg“ genannt.“

So die Sage. Und die Geschichte?

Sie gibt uns Kunde, daß das Schloß im 14. Jahrhundert
wohl vom Ordensmeister Burchard von Dreyleben zum Schutz
gegen die russischen Grenznachbarn aufgeführt wurde und daß es
in der Gewalt des Ordens bis kurz vor dessen gänzlicher Auflösung
verblieb. Hier saß ein Ordens-Komthur, und zwar als erster in
der langen Reihe seiner Nachfolger der spätere Meister Arnold
von Vietinghoff, ein Vorfahr des jetzigen Besitzers von Marien-
burg. Zu hl. Dreifönig d. J. 1560 übergab sein letzter Nachfolger,

Caspar von Sieburg, das „herrliche und feste Haus“ in unrühmlicher Weise dem russischen Feldherrn Kurbsti ohne Schwertschlag. In polnischer Zeit wurde es dann eine Staroste, und 1600, im polnisch-schwedischen Kriege war es schon ein „schlimmes verfallenes Haus“. Am Ufer um den See befand sich bereits in alter Zeit ein stattliches Hafelwerk, mit dem das Schloß durch eine Brücke in Verbindung stand. Noch sieht man die im Grunde des Sees fest eingerammten Pfähle, auf denen die Verbindung zwischen der Insel und dem Festlande ruhte. Wie viel das Hafelwerk auch während der Kriege gelitten haben mag, es erscheint doch noch zur schwedischen Regierungszeit unter den kleinen Landstädten Livlands und existiert noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts, hört dann erst auf, als der russische General-Feldmarschall Scheremetjew Schloß und Städtchen im Herbst des Jahres 1702 erobert. Vom Schloßberg — jetzt Tempel- oder Kirchhofsberg genannt — donnerten die Haubitzen, Mörser und großen Stücke des feindlichen Heeres der geringen schwedischen Besatzung unfreundliche Grüße zu. Schloß und Städtchen mußten vor der Übermacht kapitulieren und erhielten vom großmütigen Feinde das Recht freien Abzugs. Doch einer unter den tapferern Verteidigern der Burg, der heldenmütige Zeugmeister Wulff, mag die Schmach nicht überleben. Er kommt zu einem verzweifelten Entschluß. Als die Russen gemäß den getroffenen Vertragsbedingungen am 24. August 1702 aufs Schloß ziehen, da zündet er, ein zweiter Heinrich Voismann, den noch vorhandenen Pulvervorrat an und gräbt sich selbst und vielen Schweden, Deutschen und Russen ein ehrenvolles Grab unter den Trümmern der zusammensinkenden Feste. Schon vor der Sprengung des Schlosses ist Propst Glück mit mehreren seiner Pfarrkinder, die slawonische Bibel unter dem Arm, im Feldlager Scheremetjews erschienen und hat um Schutz für sich und sein Gefolge gebeten. Was der Feldherr ihm damals gewährt hatte, kann nach Wulffs heroischer Tat nicht mehr gehalten werden — als Kriegsgefangene müssen der Kommandant Thilo, Propst Glück und die anderen alle dem Sieger nach Rußland folgen.

Unter den Gefangenen befand sich eine Frau von blendender Schönheit und zarter Jugend. Es war Katharina Kabe, die im Hause des Propstes als Stuben- und Kindermädchen gedient hatte. Der General Bauer nahm sie zu sich. Sie war es, die dann später das Glück hatte, Peter dem Großen zu gefallen und zu seiner Gemahlin erhoben, die Erbin seines Thrones zu werden, den sie als Katharina I., Selbstherrscherin aller Rußen, von 1725—1727 inne hatte. Livländer haben lange die Ehre sich erhalten wollen, dem russischen Reiche eine geborene Landsmännin zur Monarchin gegeben zu haben, allein die unerbittliche Forderung hat diesen Traum zerstört. Es ist außer allem Zweifel, daß Kaiserin Katharina I. die Tochter eines, 2 Jahre nach ihrer Geburt verstorbenen, schwedischen Regiments-Quartiermeisters Johann Kabe und einer Livländerin gewesen ist. Die Witwe war gleich nach dem Tode des Mannes in ihre Heimat zurückgekehrt und so war Katharina seit ihrem zweiten Lebensjahr bis zur Eroberung Marienburgs in Livland geblieben. — — —

Durch die zerbrochenen Fensterbögen leuchtet der rosig gefärbte Abendhimmel in den Burghof herein; eine einsame Möve schwebt freischend über den hohen Mauern und Überresten von Pfeilern; eine mit Weidengestrüpp und Hollunderbüschen bestandene Wiese schließt die altersgraue Ruine in ihren grünen Rahmen ein; mit weichem Arm umschmiegen die blauen Fluten das Inselland — wir träumen am Seegegestade von vergangener wilder Zeiten Sturm. Dann schreiten wir durch ein halb zerstörtes Tor zur Landungsstelle zurück und lassen uns wieder hinübrudern zum Pastorat. —

Nach dem Abendbrot unter der Eiche werden von P. auf der Wiese am See noch so manche Kraftspiele arrangiert: Seilziehen, den Dritten abschlagen, Bodspringen u. a. m. Nun haben sie sich doch wohl die Ruhe in die beweglichen jungen Glieder getollt — aber nein! — im Konfirmandensaal wird noch ein lustiger Tanz im Negligé vollführt, nachdem der Pastor ungefähr ein Duzend bodenloser Beinkleider der fröhlichen Gesellen auf seinen Arm gesammelt. . . .

Auf der Veranda des Pastorats sitzen wir Herren noch ein Weilchen inmitten der Familie des Pastors und seiner Gäste bei einer duftenden Bowle gemütlich beisammen. Die Damen des Hauses bessern die „Bodenlosigkeit“ mit emsiger Nadel und wir plaudern mit ihnen über ernste und fröhliche Dinge. Dann sinken wir müde ins Bett. — —

* * *

Ein Rasttag in Marienburg.

Sonnabend, den 5. Juni.

Der Himmel überschüttet uns mit geradezu verschwenderischer Liebe. Der sechste Tag unserer Tour ist angebrochen, und kein Wölkchen zu sehen, so weit das Auge reicht! Heute wollen wir rasten, aber rosten wahrlich nicht. An die Stelle einer Marschtour auf der Landstraße sollen nur die Spaziergänge in die Umgebung Marienburgs treten.

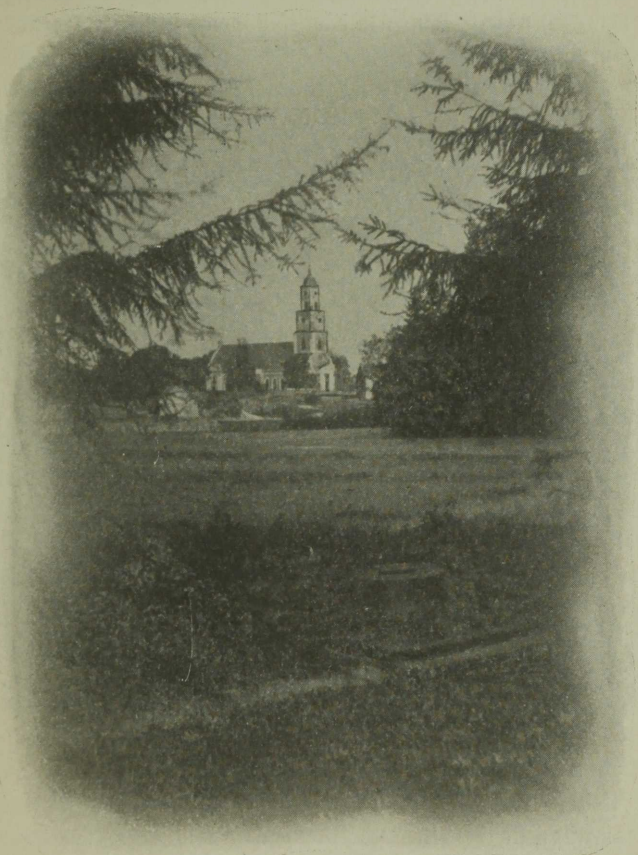
Wir sind spät aufgestanden. Bald nach dem Morgentkaffee kommt Herr Baron Konrad von Vietinghoff vom neuen Schloß ins nahe Pastorat, um uns persönlich, zusammen mit Pastor Walter, durch seinen schönen Park zu führen.

Einer unserer jungen Freunde muß leider zurückbleiben. Er hat sich eine angina geholt und darf das Bett nicht verlassen. Wir übergeben den geduldigen Patienten der freundlichen Pflege im Pastorat und machen uns auf den Weg.

Unser erster Besuch gilt der schönen Marienburgschen Kirche. Die Erfahrungen in Neuhausen haben uns nicht abgesehreckt. Auf freiem Platz gelegen, präsentiert sich das im Barockstil erbaute Gotteshaus auf das Beste. Es gibt wohl kaum eine andere Kirche in unserer Heimat, die so rein in dieser Stilart aufgeführt wäre wie die Marienburgsche. Eine landische gewiß nicht. Der originelle, in drei sich verjüngenden Abstufungen verlaufende und mit einer kleinen Kuppel bedeckte Turm leuchtet in blendendem Weiß weithin ins Land.

Von seiner obersten Terrasse genießen wir einen prachtvollen Ausblick auf das wiedererstandene schmucke Hafelwerk, den See

und die herrlichen Parkanlagen des neuen Schlosses. Drunten im Örtchen scheint das Glück zu Hause zu sein, jedenfalls schlägt die Turmuhr ihm keine Stunde, da sie stille steht und zum Überfluß ihr Zifferblatt auf den Kopf gestellt ist. Oder



Die Marienburgische Kirche. Phot. von Eduard Krüger.

sollte ihr eherner Mund verstummt sein, seit die empörenden Kirchenunruhen den Frieden im großen Kirchspiel zu Grabe getragen haben?

Einen ebenso freundlichen Eindruck wie das Äußere macht auch das Innere des Gotteshauses. Die Wände, die Decke, die Orgelempore, die Kanzel und der Altar — alles in Weiß gehalten, mit Verzierungen in Blau und Gold geschmackvoll und reich versehen. Alles rein durchgeführter Barockstil! Ein Meister aus dem sonnigen Süden, der auf dem Schlosse beim kunstsin- nigen Schloßherrn Arbeit gefunden, wird wohl auch vor unge- fähr 120 Jahren die Kirche gebaut haben. Mehrere Ölgemälde alter Meister zieren die Wände; sie haben unter der wechselnden Temperatur in dem nicht heizbaren Raum arg gelitten. Wenn sie nicht demnächst in einem Museum oder einer Bildergalerie ihren passenden Platz finden, so werden sie der Kunst wohl ganz verloren gehen. —

Mit welchem Vandalismus die berüchtigte Marienburgische Brandstifterbande gehaust hat, davon legen die rußgeschwärzten Überreste des alten Herrenhauses ein trauriges Zeugnis ab. Arbeiter sind damit beschäftigt, den Schutt fortzuschaffen, denn ein stilvoller Pavillon soll sich auf den Fundamenten des alten Schlosses erheben, und die Parkmauer, die jetzt vor dem Platze verläuft, soll ihn demnächst schützend umfriedigen. — Durch ein altes, mit französischer Inschrift versehenes Gartentor, treten wir in den Schatten des riesigen Parkes. Jenseits einer wohlge- pflegten Wiese erblicken wir das imposante, in Renaissancestil er- baute neue Schloßgebäude. Auf hohem Altan stehen die Damen des Hauses — unser donnerndes Hoch grüßt sie vom Saume der Wiese. —

Und immer tiefer dringen wir in die kühlen Hallen des Parkes ein. Das Ufer des Sees begleitet uns, und von der Insel schaut düster die Ruine zu uns herüber. Auf Schritt und Tritt stoßen wir auf Überreste einer kunstsin- nigen Pflege des Parkes: auf alte Urnen und Piedestale von Marmorstatuen, die der jetzige Besitzer vor roher Hand gerettet und im Schloß unter- gebracht hat, auf Tempelchen und Teiche — kurz, wir wandeln im herrlichen Garten eines Kunstmäcens aus der Rokokozeit und wollten uns nicht wundern, wenn in der nächsten, rosenum- spannenen Laube ein Pärchen im Schäferkostüm bei unserem un-

berufenen Nahen zusammenschrecken würde. Wie erfreulich ist es doch, wenn, wie hier, der geläuterte Kunstgeschmack eines Grandseigneurs aus längst verklungener Zeit auch bei dem spätgeborenen Nachkommen noch pietät- und verständnisvolle Pflege und Förderung findet! Wie traurig, wenn es anders ist! —

Auf den Stufen des schlichten Mausoleums lassen wir uns zu kurzer Rast nieder. Die schwarzen Marmorkreuze vor dem



Gruppe vor dem Mausoleum. Phot. von Eduard Krüger.

Kuppelbau halten uns eine ernste Predigt von des Todes Macht. Am Rasenhügel einer Gruft postiert einer unserer Photographen seinen Apparat und hält unsere Gruppe im Bilde fest.

Zum Obelisk führt unser Weg. Der bis zu den Wipfeln der alten Bäume emporragende, schlanke Stein ist dem Gedächtnis eines der verdienten Vorfahren des alten, weitverbreiteten

baltischen Adelsgeschlechts von Vietinghoff geweiht. Welch' ein köstlicher Blick von den Stufen des Obeliskens auf den See! —

Wir steigen allmählich zu seinem Ufer hinab. Die Temperatur des Wassers wird gemessen, und da sie nicht zu niedrig ist, dürfen unsere Jungen baden. Der Jubel ist groß. Ein Diener trägt die nötige Anzahl Handtücher herbei. Dreizehn Jünglinge entschließen sich, in die kühle Flut zu tauchen. Hurtig haben sie sich der Kleider entledigt. Auf ein Hornsignal P.s fallen auch die letzten Hüllen, und rast die Schar ins flache Uferwasser der Tiefe zu.

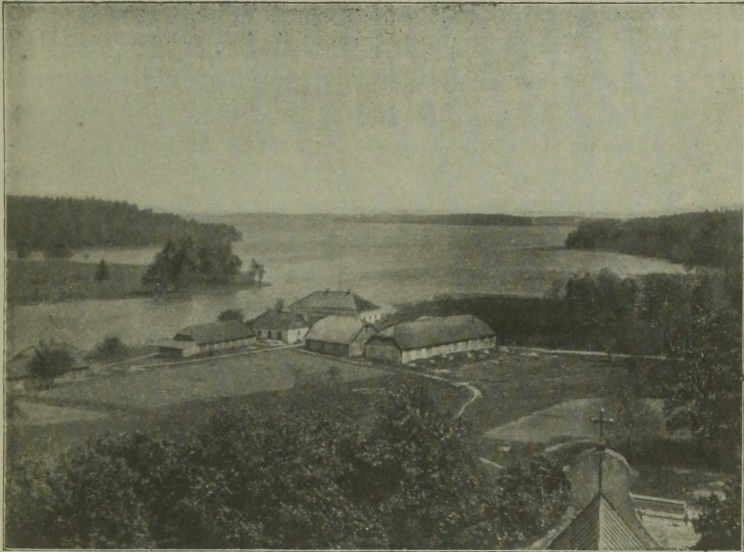
Da, nach einer Minute ein zweites Signal — die ganze Gesellschaft macht kehrt und tummelt sich in der Sonne auf dem warmen Uferande. Die Künstler haben auch dieses anmutige Bild uns zu dauerndem Ergötzen festgehalten.

Zum Mittagessen führt uns Herr Baron Vietinghoff in sein schönes Heim. Wir steigen die breite Schloßtreppe hinan und werden von der jungen Herrin des Hauses auf das lebenswürdigste empfangen. Im eichengetäfelten Speisesaal erwartet uns die lange Tafel. Beim letzten Gange wird Toast und Gegentast gehalten, und manch' gutes Wort von der Gastfreundlichkeit baltischer Rittergüter und von der Heimat Zauber geredet. Nach Tisch durchwandeln wir die prunkvollen Räume des Schlosses, die der Kunstsinne des Besitzers so schön mit reichem Bilder- und Skulpturenschmuck ausgestattet hat. Von hohem Balkone schauen wir hinein in den Park und hinaus auf den See.

Der zweite Spaziergang wird unternommen. Im früheren Olivenhause, das seinem Zweck jetzt nicht mehr entspricht, wiehern nun edle Rosse vor vollen Krippen. Hier müssen wir Abschied nehmen von unserem lieben stud. W. Verpflichtungen, die er übernommen hatte, entführten ihn uns allzu früh. „Er war durch seine fröhliche, herzliche Art allen lieb geworden, so daß wir ihn noch lange nachher vermißten“ — schreibt unser Chronist.

Bis zum 4 Werst entfernten Neu-Marienbourg führt uns der Nachmittagsspaziergang. Ungefähr in der Mitte des recht hohen Ostufers gelegen, stößt der Garten dieses Gutes hart an den See und bietet gar viele der schönsten Aussichtspunkte auf

die Wasserfläche in ihrer ganzen Ausdehnung. Die Schloßruine im Süden und das malerisch gelegene Gut Fianden im Norden begrenzen den See, der in leichtem Wellengefräusel zu unseren Füßen liegt. „Ich glaube nicht zu fehlen, wenn ich den Marienburgschen See für den bei weitem schönsten der Ostseeprovinzen erkläre. Jeder, der dort gewesen, wird dieses bestätigen“ — schreibt Karl Kupffer.



Der Marienburgische See.

Phot. von Armin Moritz.

Doch unser Verlangen, auf schwankem Rahn einmal das klare, grüne Wasser zu durchfurchen, hat den Höhepunkt erreicht. Wir eilen zurück zum Marienburger Park und fahren in vier schon bereit stehenden Böten hinaus auf die Höhe. Wie weitet sich die Brust bei jedem kräftigen Ruderschlag, wie atmen die Lungen so leicht in der reinen Luft, und wie stillt das kühle Seewasser, das wir aus hohler Hand oder aus dem Mützen-
schirm schlürfen, so erquickend den Durst! Die kleine Flottille,

voran das „Admiralschiff“ mit den Honoratioren, umschiffet die Inselchen im See und landet am steil emporsteigenden, dicht bewaldeten Ostufer der Kirchhofs-Halbinsel.

Während die Bootsknechte vom Lande stoßen, um die Halbinsel zu umfahren und uns am gegenüberliegenden Ufer zu erwarten, erklimmen wir den steilen Berg. Mühsam müssen wir uns den Weg durch das hohe Gestrüpp bahnen, dafür aber winkt uns oben auf dem Hochplateau des Schweißes Lohn. Den alten Friedhof in seeumrauschter Waldeinsamkeit betritt unser Fuß. Zwischen moosbewachsenen Grabkreuzen aus dem 17. und 18. Jahrhundert wandeln wir ehrfurchterfüllt dahin und gelangen zur neuen, geschmackvoll aus roten Ziegeln gebauten Friedhofskapelle. Die alte ist von den Brandstiftern vor einem Jahre niedergebrannt worden — nicht einmal des Todes Majestät hat die Schandbuben von ihrem Frevel abhalten können. — Da sind wir auch schon auf dem Tempelberge, der neben anderen, früher erwähnten, diesen Namen von dem auf ihm errichteten, säulengetragenen Aussichtstempelchen trägt. Es ist ein runder Bau, dem die Kuppel fehlt, aus dem Ende des 18. oder Anfang des 19. Jahrhunderts. Wir lagern uns zu seinen Füßen auf dem üppigen Rasen, der den zum See hin steil abfallenden Abhang bedeckt. Drunten warten die Böte — wir aber wollen weilen . . . weilen, um das bezaubernde Bild uns tief in die Erinnerung einzuprägen. Die Ruine, das Pastorat, den See und das ganze Hackelwerk umspannt unser Blick und schweift weit ins liebliche Gelände hinaus. Die Spätnachmittags-sonne überflutet mit mildem Licht die bezaubernde Szenerie, und über Berg und Tal wölbt der blaue Himmel seine Kuppel . . .

Noch eine kurze Kahnfahrt um die Schloßinsel herum beschließt die Ausflüge dieses Rasttages. Wieder klingen alte Volkswesen zum gastlichen Pastorat hinüber. Dann landen wir und nehmen Abschied von unserem Führer, Herrn Baron Vietinghoff, der mit dem viel beschäftigten Pastor zusammen in so überaus lebenswürdiger Weise sich uns den ganzen Tag gewidmet und in so jugendfrischem Sinn an unserer ausgelassenen Freude teilgenommen hat. Alte Erinnerungen an seine Wanderungen mit Freund G.

aus der schönen Birkenruher Schulzeit habe er aufgefrißt — wir aber danken ihm von Herzen für die unvergeßlichen Genüsse dieses Tages. —

Abendspiele auf der Seewiese wie gestern sorgen für die Ermüdung. Auch die Jugend des Pastorates nimmt an ihnen teil, ja selbst der alte L. schlägt den Dritten ab und — verstaucht sich dabei den Fuß, zum Glück nicht böse. Dann verschwindet der Sonnenball nebelumkränzt unter dem Horizont, und breitet die Nacht ihre dunkle Decke über uns müde Schläfer. — —

* * *

Bei sinkender Sonne von Marzen nach Festen.

Sonntag, den 6. Juni.

„Es regnet. Diese langen Gesichter, die gemacht wurden, als wir erwachten und den Umschlag der Witterung bemerkten!“ —

Griesgrämig grau schaut uns der gestern noch so freudestrahlende Himmel an. Ein starker Wind fegt durch die Bäume und Sträucher des Gartens. Vielleicht schiebt er uns doch noch den Vorhang von dem Sonnenfenster weg? Er läßt es schon am Morgen nicht zu einem ordentlichen Guß kommen und jagt den dünnen Regen ärgerlich vor sich her. Nur Mut!

Es ist Sonntag. Die Prediger — Pastor Treu-Papendorf ist gestern schon herübergekommen, um in Marienburg eine Gastpredigt zu halten — rüsten sich zum Gang ins Gotteshaus. Vorher hält uns der Hausherr noch den Morgensegen zur Weihe des Tages, den wir diesmal im Tempel der Natur feiern wollen. Die Reisedispositionen gestatten uns keinen Aufenthalt. —

Im Fremdenbuch des Pastorats müssen wir uns verewigen. Unser kleiner „Pordrettmaler“ E. K. zeichnet die Bimmelbahn, die wir benutzen werden, in launiger Staffage unter unsere Verse und Namen. Dann schnallen wir die Rucksäcke auf die Schultern, decken die wasserdichten Mäntel über den Kamelshöcker, nehmen die Wanderstäbe in die Hand — und ziehen dankend von dannen, der eine Werst entfernten Eisenbahnstation zu. Unseren frankten Reisegefährten müssen wir traurig zurücklassen. — Vom Pasto-

rat her winken sie uns nach, die lieben Menschen! Wieviel Mühe haben wir ihnen gemacht, wieviel herzwarmer Freundschaft erfahren! Gott segne euch den Sonntag! —

Der Sprühregen peitscht uns ins Gesicht, als wir die schmal-spurigen Schienen entlang zur Station pilgern. Unser Zug, der uns zu 5 Uhr nachmittags nach Marzen bringen soll, verspätet sich natürlich. —

Eben haben wir das reichliche Morgenfrühstück im Pastorat eingenommen, aber die Jungen müssen selbstverständlich das kleine Stationsbuffet kahl essen, nur der Wissenschaft wegen. — Wir betrachten die zierlichen, sauberen Eisenbahnwagen auf den Schienen vor der Station. Da steht ja auch unser Extrawaggon, den tags zuvor Herr Doktor Raue-Marienburg so freundlich beim Stationschef für uns bestellt hat. Auch für das Mittagessen auf der Station Alt-Schwaneburg ist von ihm vorgesorgt worden. Ich verständige mich mit dem Buffethalter auf telephonischem Wege über das Menu und feilsche wie ein Jude um den Preis und um die Tasse Kaffee auf den Kauf. Alles ist in Ordnung — es könnte losgehen — nur der Zug steht wieder irgendwo unnütz lange — der Kondukteur muß noch in Ruhe einen Schnaps trinken

Da seht! Am Himmel zeigt sich schon ein blaues Stück, groß genug, um eine Weste daraus zu schneiden. Der Wind treibt die Wolkenfetzen vor sich her. Bald lacht auch die siegende Sonne aus ihrem Oberstübchen so morgenfrisch zu uns herab — sie hat Toilette gemacht hinter den Vorhängen, die liebe Frau.

„Wollen wir singen und die gelangweilten Gesichter der Wartenden aufheitern! . . .“ Der Kantor verteilt die Blätter mit den kernigen Turnerliedern an die Genossen, ebenso feierlich wie die Liederzettel zur Hochzeit. Da saust auch der Zug langsam heran — also los!

„Wo frei sich wölbt des Himmels ew'ger Bogen,
Und ungehemmt das Aug' ins Weite blickt;
Wo sanft gewiegt von lauer Lüfte Wogen
Der Vöglein muntres Lied das Ohr erquickt —

Da schlägt in vollern Schlägen
Das Herz der Luft entgegen;
Da weilt so gern die frohe Turnerschaft
Und prüft und stählt die jugendliche Kraft.“ usw.

Nun noch eins! „Lieder stimmt an!“ — Die Gesichter auf dem Perron und in den Fenstern der Eisenbahnwagen hellen sich auf. Mit Lachen und Scherzen verladen wir uns im angekoppelten Extrawaggon — P. hat die Billette besorgt — und fort geht's. — — —

Eisenbahnfahrten hat heutzutage jedermann gemacht, ob aber eine solche wie wir, ist eine andere Frage. Viel will ich von ihrem Reiz nicht verraten. Wir haben uns auf harten Bänken herumgerekelt, geplaudert und gescherzt, aus den Fenstern geschaut, ein Lied nach dem andern gesungen — und gut zu Mittag gespeißt in Alt-Schwaneburg. Als auf der Weiterfahrt eine Ruhepause im Lärmen eintrat, da scharte ich die Jugend um mich und erzählte ihr ein ernstes Erlebnis — meine Rettung aus 14stündiger Lebensgefahr auf dem kleinen Sunde zwischen den Inseln Moon und meiner Heimat Desel im Dezember des Jahres 1888. „Wo die Not am größten — ist Gott am nächsten“ — war die Überschrift zu diesem Bericht, und darum wurde es eine kurze Weile still in unserer Mitte, dann aber lachten wir wieder und freuten uns über das schöne Wetter und die lustige Fahrt. Das imposante Schloß Seßwegen sahen wir vom gleichnamigen Bahnhof aus nur für kurze Augenblicke und kamen dann bald, ziemlich zu rechter Zeit, auf der Station Marzen an. —

Gefolgt von den staunenden Blicken des Sonntagspublikums marschieren wir in voller Ausrüstung zum nahen Krüge, wo in der „Guten Stube“ ein vorher bestelltes Besperbrot unser wartet.

Berge von Brot und Butter, Schinken und Eiern schmelzen dahin wie der Schnee vor der Frühlingssonne. Diesmal gibt's vor 11 Uhr abends nichts mehr, und eine 20 Werst weite Wanderung steht bevor — daher nur immer tapfer auf Vorrat gegessen!

Und wieder umweht uns die Poesie der Landstraße. Der Regen hat den Staub niedergeschlagen, die Luft ist kühl und klar, die Natur zeigt uns ihr sauber gewaschenes Sonntagsantlitz. Die Bauern vor dem Krüge in ihrem Festtagsstaat schauen uns in schweigendem Staunen lange nach; bei der russischen Kirche steht am erlenüberhangenen Gartentor des Priesters Töchterlein und nimmt errötend unseren fröhlichen Wandergruß entgegen. — Die Landschaft wird wieder hügelig,



Abmarsch von der Station Marzen. Phot. von Armin Moritz.

aber die Linienführung der Höhen ist sanfter, gefälliger als in den bisher von uns gesehenen Gegenden. Wir sind im Süden unserer Heimat. An die Stelle der düsteren Nadelholzwälder treten die hellgrünen Eichen- und Birkenwaldungen. Das Laubholz herrscht vor und verleiht der Landschaft ein freundlicheres Gepräge. Wir wandern durch eine fruchtbare Gegend mit stolzen Bauernhöfen, die in selbstbewußter Behäbigkeit aus ihren Obst-

gärten und Anlagen hervorblicken. Die im saftigen Grün ihrer Saaten prangenden Äcker zeugen von alter Kultur, die Wiesen und Wälder sind wohlgepflegt. An einer sonnenbeschienenen Eichen- und Birken-schonung führt unser Weg dicht vorüber — sie ist so sauber von allem Gestrüpp und Unterholz gereinigt wie ein herrschaftlicher Park. —

Hart an der Landstraße, die sich etwas abseits vom Pastorat in hübschen Windungen emporschlängelt, liegt das schmucke Bersohn'sche Kirchlein auf anmutiger Anhöhe; etwas weiter davon der große Krug, vor dem die Bauern, zu unserer Freude nicht lärmend und betrunken, sondern gesittet, in dichten Massen stehen, — und endlich erheben sich, links vom Wege, aus einer Wiese emporsteigend, die geringen Überreste der Ruine von Schloß Bersohn. In überaus malerischer Gruppierung setzen wir uns terrassenförmig auf das hoch aufgeschichtete Geröll, das von dem einzigen, niedrigen Mauerrest herabgerieselte ist, und singen etliche Lieder in die Abendstille hinaus. Sogleich sammelt sich ein großer Teil der Leute, vom Krüge herbeikommend, um uns und lauscht unseren fröhlichen, kräftigen Tönen. Die Zuhörer spenden uns ihren Applaus, und, von ihren schlichten Dankesbezeugungen bewegt, marschieren wir weiter.

Immer höher steigt das Gelände hinan. Gleich hinter dem Gute Bersohn sitzt eine Gruppe Menschen auf der kleinen Veranda einer Bauernbude. Ein junger Bursche hält eine Ziehharmonika auf den Knien. Wir bitten ihn um ein lustig' Stücklein — und er spielt einen fröhlichen Ländler. Da ist's passiert — das Ungeheuerliche! Eminenz hat den alten Kantor um die ausgiebige Taille gefaßt und mit ihm, zum großen Gaudium der Jugend, auf offener Landstraße eins aufgewalzt.

„Wenn das die alten Damen in Dorpat wüßten, sie kämen nicht mehr zu Ihnen in die Kirche“ — bemerkt ein fürwitziger Mund. O nein, er kennt sie schlecht, die guten alten Damen — auch sie haben Sinn für harmlosen Humor! — An der Stätte aber, wo „St. Johannis getanzt“, soll sich dereinst ein Denkmal erheben, gestiftet von den dankbaren Zuschauern. — Ich kann

versichern, nur etliche ungelente Sprünge sind's gewesen, und darum der Aufenthalt nicht lang

Nun hat das ununterbrochene Hin- und Herabsteigen begonnen im bergigen Lande hinter Bersohn. Es ist wohl die schönste Landstraße gewesen, die wir marschirt sind. Und dabei die wunderbare Abendbeleuchtung! Wie in einem Kaleidoskop wechseln die Farben am Himmel immerfort und streuen rote, gelbe, violette Lichter auf Wald und Flur. Von der Abendsonne goldig umsäumte Wolkengebilde hängen zur Erde nieder und beleuchten bald in tiefem Blauschwarz, bald in zartem Rosa oder gesättigtem Violett unseren Weg. Es ist nicht zu beschreiben, mit welchen Tinten der Schöpfer seine Riesengemälde auf blauem Grunde malt! Was zaubert nicht alles die Phantasie in diese Wolkenbilder hinein!

Es dunkelte schon, als wir auf weitem Hochplateau drunten zu unseren Füßen den Kirchturm von Festen erspähten. Müde und abgesspannt von der Eisenbahnfahrt und dem recht forcierten Marsch, kommen wir vor dem langgestreckten Krug und seiner Bude an. Noch einige hundert Schritt weiter müssen wir wandern, um uns beim Herrn Parochiallehrer und Organisten der Filiale Festen, Griwing, zu erkundigen, wo wir für die Nacht Unterschlupf finden werden. Wie freundlich werden wir vom leutseligen Bruder meines lieben Freundes und Leidensgenossen auf der früher erwähnten Fahrt über den Sund empfangen! Letzteren erwarteten wir als Gast des Bruders in seiner Heimat, die er uns selbst zeigen wollte — aber er war nicht da; Amtspflichten hatten ihn nicht losgelassen.

Wir werden in den Krug gewiesen, wo der Herr Kaufmann Burring alles für uns bereit halte. Das Lager ist auf dem Heuboden eines Stalles hergerichtet, so gut es eben ging, und zu essen sollen wir auch bald bekommen. — Unsere Jungen, durch die Aufnahme auf den Gütern und Pastoraten stark verwöhnt und durch Müdigkeit abgesspannt, lassen die Nasen etwas hängen. Doch als die schmackhafte Mahlzeit in der Privatwohnung des Kaufmanns eingenommen ist, da hellen sich die mißmutigen Gesichter bald wieder auf. —

Eine kleine Kopfwäsche fürs Murren gab's aber am nächsten Morgen doch, und G. konnte einmal eine Standrede über die Notwendigkeit strammer Selbstzucht halten. Damit war aber auch die Sache erledigt.

Bier der Führer nahm Herr Griwing bei sich auf; nach Mitternacht erst kamen sie zur Ruhe, aber um so schöner schliefen sie — das ist gewiß . . .

* * *

Ein Regentag in Festen oder *gaudeamus igitur*.

Montag, den 7. Juni.

Bleischwer hängen die Wolken am niedrigen Himmel. Nach dem Vorpostengefecht von gestern wird's heute wohl zur Hauptschlacht kommen. Die Luft ist kühl und feucht. Das Thermometer zeigt am frühen Morgen nur 6 Grad Reaumur. Das sind böse Aussichten für die geplanten Ausflüge im schönen Festen.

Zähneklappernd sind die Jungen aus dem Stroh gekrochen. Der Wind blies ihnen in der Nacht durch die weiten Spalten in den Wänden des Stallbodens ordentlich unter die leichten Decken. Wohl lief die fröhliche Schar am Morgen lachend an den nahen Kahle=See, steckte auch die Hände ins kühle Wasser — sonst aber unterblieb jede weitere Säuberung. Auch das mußte einmal ausprobiert werden.

Der Morgentaffee brachte wieder Wärme in die fröstelnden Glieder und machte Mut zur Tour auf den Gaisingkalns. Die Fernsicht von diesem höchsten Gipfel (ca. 1000 Fuß) des zum Na-Gebiet gehörenden Höhenzuges soll zu den schönsten in Livland zählen. Sehen wir die Landschaft auch nicht im Sonnen-glanz — hinauf müssen wir!

Der Gehilfe des Parochiallehrers bietet uns freundlichst seine Führung an. Mehr wie naß können wir nicht werden. Gibt's auf der ganzen Tour keinen tüchtigen Guß, nun dann haben wir ja unsere Regenmäntel unnütz mitgeschleppt! Über Heuschläge, Moräste und Gräben marschieren wir auf unser 7 Werst entferntes Ziel los. Der liebliche Tallei=See schaut uns um-

florten Auges an, als wir an ihm vorüberwandern. Schon fallen die ersten Tropfen klatschend auf die hartgewordenen Gummimäntel — und wir haben erst 4 Werst zurückgelegt. Immer dichter wird der zunächst noch feine Regen. Die nassen Zweige des Ellerngebüsches, durch das wir streifen, schlagen uns unsanft ins Gesicht. Nur immer vorwärts! Bergsteiger haben es schon oft erlebt, daß es im Tale regnete, aber, wenn sie oben angelangt waren, die Wolkenschleier zerrissen, und ein Sonnenblick das taufrißche Gelände mit hellem Licht verklärte.

Uns ging es leider nicht so. Der Himmel schüttete sein Raß unbarmherzig über uns aus, als wir den Gaisingalns erstiegen hatten. Auf unsere Mäntel hingestreckt, suchten wir uns an den mitgenommenen Butterbrotten schadlos zu halten für die verregnete Aussicht. Und doch — wir konnten uns schon vorstellen, daß es von diesem Berggipfel aus etwas zu sehen geben muß, wenn das Wetter klar ist. Auch ohne die nötige Beleuchtung entzückt die Mannigfaltigkeit der am Fuß des Berges ausgebreiteten Landschaft das Auge, besonders der Raßit-See läßt sich selbst bei diesem Wetter seinen Zauber nicht nehmen. Wie muß es erst sein, wenn der Blick weiter reicht und zwischen Hügeln, Tälern und Waldgruppen die Menge freundlicher Herrenhöfe, Kirchen, Pastorate, Mühlen und anderer Wohnhäuser umspannt; wenn aus dem reizenden Gemälde bis 17 Landseen von verschiedener Größe hervorblicken! Die Beschreibung des Führers läßt uns das ahnen. —

Nur sich die Laune nicht verderben lassen! Wir haben wahrlich allen Grund dankbar zu sein für die 7 guten Tage und können diesen ersten schlechten schon herübernehmen!

Der Abstieg vom Gaisingalns erfolgt von seiner Nordseite aus, und bald sind wir auf der Landstraße, die uns nach Festen zurückführen soll, da der geplante Abstecher zum Sallei-See und nach Tolkenhof beim Regen keinen Sinn hätte.

Herr Griwing ist uns auf der Brettdroschke entgegengefahren. Wir setzten den alten L. mit seinem noch schmerzenden Fuß ihm an die Seite und marschieren selbst rüstig im Regen weiter. Keiner kümmert sich mehr um die tiefen Pfützen und den schlüpfrigen

Rot auf der Landstraße — die Füße sind doch schon so wie so durchnäßt, und die Beinkleider bis an die Kniee mit einem Lehm-
belag bedeckt: darum nur immer gerade durch! O wie sieht
unsere Toilette, die nie glänzend war, jetzt erst aus! Wir sind
ordentlich stolz auf die raschen Fortschritte, die wir im Regen
mit unserem Stromeraussehen machen.

Da steht eine Bauernbude am Wege. Wir wollen hier eine
Weile warten, bis der starke Guß etwas nachläßt. Lachend und
scherzend drängen wir uns auf der kleinen Veranda der Bude
und in ihrem Verkaufsraum zusammen, wie naßgewordene Küchlein
unter den Flügeln der Henne. Ein paar Spann Wasser und
3 Pfund Konfekt werden in kürzester Zeit vertilgt. Einige Jungen
entpuppen sich hinter der Lette als hoffnungsvolle, geriebene
Kommis. Nach einiger Zeit hat der Regen etwas nachgelassen
und weiter geht's. Noch sind von den 17 Werst 6 zu absol-
vieren.

Bald öffnet der Himmel seine Schleusen von neuem. Und
wie erst! Ein Wolkenbruch prasselt auf uns nieder. Kurz vor
dem Gute Festen hat die Sintflut ihren Höhepunkt erreicht. Auf
der Fläche des schönen Using-Sees hüpfen die großen Tropfen
in wildem Tanz durcheinander. Kein Stück an unserem Leibe
ist mehr trocken — aus den Stiefeln spritzt das Wasser nach allen
Seiten. Wer hätte da noch Lust, sich das Gut Festen anzusehen,
dessen Boden zu betreten der Gutsherr uns gestattet hat — nur
immer vorwärts mit Humor! „Gaudeamus igitur“ — stimmt
einer von den Jungen an, und in vollem Chor schallt das alte
Studentenlied durch den prasselnden Regen zum Gut hinüber.
Das habt ihr brav gemacht, ihr lieben Jungen!

Ein kleiner Trupp unter der Führung der Eminenz gehörte
zu den Vorsichtigeren. Er suchte unter dem Dach einer Säge-
mühle beim Gute Festen Schutz und wurde für seine Geduld
glänzend belohnt. Die dunklen Wolken hatten sich ausgeschüttet,
und für eine halbe Stunde lachte die Sonne auf die triefenden
Nachzügler herab. Neue Wolkenwände türmten sich freilich am
Horizonte auf, aber als die kleine Schar auf dem Kirchenberge
ankam, da lag der schöne Kahle-See mit seinen freisrunden

Inseln, die wie zwei Waldbouquets aus ihm hervorragen, sonnenbeschieden zu ihren Füßen. Der Blick war des Wartens wert!

Drunten im Krüge trafen wir die Stürmer in der großen Krugsstube in fröhlichster Laune bei emsiger Arbeit an. War das ein Bild für den Situationsmaler! Die Touristen hatten sich ihrer nassen Hüllen entledigt und waren grade daran, ihre Blöße mit trockenen Plaids zu drapieren oder in vollstem Negligé die Kleider am großen Krugsofen zu trocknen. Die Stiefel wurden mit Stroh vollgestopft und dann von G., der wie ein geschlagener Feldherr die Trümmer seines Heeres für neue Schlachten wieder aktionsfähig zu machen suchte, mit einer fettflüssigen Stiefelschmiere bestrichen. Er arbeitete buchstäblich im Schweiß seines Angesichts und beteuerte ein über das andere Mal, daß ohne diesen Regen die Tour eigentlich ihren erzieherischen Zweck verfehlt hätte. Wer ihn so in spärlichster Bekleidung, mit vorgebundener, tadellos schmutziger Küchenschürze und aufgefrempelten Hemdsärmeln sein nützliches Werk hingebungsvoll verrichten sah, dem konnte sich wohl die bange Frage aufdrängen, ob dieser Mann am Ende nicht seinen Beruf verfehlt habe, oder wenigstens, ob er sich je wieder in dem ihm aufgedrängten zurechtfinden würde, nachdem er einmal, wenn auch nicht Pulver, so doch ranzige Stiefelschmiere gerochen. Es half kein Sträuben — vor der Krugstür, unter deren schützendem Vorbau nennbare und unnennbare Bekleidungsgegenstände lustig im Winde flatterten, wurde er der photographischen Platte anvertraut, in der Linken den schmutzigen Stiefel — in der Rechten die fetttriefende Hasenpfote. O jerum, jerum, jerum, quae est mutatio rerum! —

Darüber war es 5 Uhr nachmittags geworden. Wie rasch war die Zeit vergangen und wie mundete nun nach ruhmreichen Taten das Mittagmahl an Herrn Burrings Tisch.

An eine Ausführung des geplanten Ausflugs auf die Inseln des Kahle-Sees, wo Frau Griwing uns den Kaffee servieren wollte, war bei dem unsicheren Wetter und den beständigen Regenschauern nicht zu denken. Alles, was noch unternommen werden konnte, war ein Besuch der kleinen, hoch auf dem Berge liegenden Festenschen Filiationkirche, und ein Blick von ihrem Turm

auf den See und seine lockenden Inseln. Dafür aber durften wir mit unserer ganzen Jugend im gastlichen Hause des Herrn Parochiallehrers den Kaffee einnehmen und ein Tänzchen in Ehren machen. Diesmal war G. der Verführer.

Mit unserer braven Schar zog er sich bald darauf zurück und suchte die Ruhe in ihrer Mitte auf dem lustigen Bodenraum. Er wollte ihr die Selbstzucht vorleben. — —

Was er ins Fremdenbuch geschrieben, das gibt unserer Stimmung den rechten Ausdruck und ist wie ein Nachklang des „gaudeamus igitur“ trotz Wind und Regen:

Frohen Mutes, ewig hungrig,
Scherzend, singend zog daher
Eine Schar von balt'schen Jungen
Mit dem Pastor, mit dem Kantor,
Zween Lehrern und Studenten —
Frenten sich der schönen Heimat.
Liefen nicht die Köpfe hängen,
Als der Regen kam, der böse.
Heil! du schönes, reiches Festen,
Bist 'ne Perl' in Livlands Kron! — — —

* * *

Die Dünafahrt von Stockmannshof bis Kokenhusen.

Dienstag, den 8. Juni.

Das böse Wetter hatte in der Nacht ausgetobt, und der klare, wenn auch recht kalte Morgen zerstreute unsere bangen Sorgen für den heutigen Tag, an dem alles auf die rechte Beleuchtung ankam, sollte die Glanznummer unserer Tour, die Dünafahrt, nicht vollständig Fiasko machen. Da wir den schon um 9 Uhr morgens von Marzen nach Stockmannshof abgehenden Zug benutzen wollten, so mußte sehr früh aufgebrochen werden. Bereits um 5 Uhr hatten wir unser Lager verlassen, und eine Stunde später waren wir reisefertig. In einem großen Postwagen und auf fünf nachfolgenden Brett-

Heimatstimmen.

drockten, die von den Jungen selbst gelenkt wurden, fanden wir bequem Platz für die lustige Fahrt. Mit allen Ehren wurden wir von unseren liebenswürdigen Wirten hinausbegleitet, und mit Hurra und Hornsignalen setzte sich der lange Zug auf der regendurchweichten Landstraße in Bewegung. In hellem Morgenglanze lag nun die Landschaft vor uns, die wir erst jüngst bei sinkender Sonne durchwandert. —

Rechtzeitig trafen wir in Marzen ein — die Jungen wieder bis nach oben vom Straßentot bespritzt.

Hier mußten wir wehmütigen Abschied von unserem lieben G. nehmen. Wer diese Tagebuchblätter bis hierher auch nur flüchtig gelesen, weiß, was das für uns bedeutete: wir verloren für die letzten Tage unserer schönen Wanderung den Genius des Fechtbrudertums. Alles Überreden fruchtete nichts — den treuen Wandergenossen rief die Pflicht des Pädagogen aus unserem fröhlichen Kreise zu ernster Arbeit auf die Herrenhöfe und Pastorate hin und her im Lande. Ich durfte ihm in kurzen Worten sagen, was er uns gewesen — er aber suchte alle Verdienste auf mein unschuldiges Haupt zu häufen, doch das half ihm nichts, da ich an diesem Tage wieder einmal unbedingt und in allen Fragen Recht hatte. Darin aber behielt er Recht, daß die Tour uns alle darum so brüderlich geeint und froh gestimmt, weil die gemeinsame Heimat uns ihr schönes Antlitz enthüllt hatte. Ihr galt unser donnerndes Hoch!

Auf dem rasenbewachsenen Kellerhügel vor der Station Marzen wurden wir alle noch einmal von einem unserer Photographen abkonterfeit — dann brauste G., mit Grüßen an die lieben Pastorsleute und den kranken Kameraden schwer beladen, nach Marienburg zurück, während unser Zug in entgegengesetzter Richtung dem schönen Strom unserer Heimat, der Düna, dampfend zustrebte. — — —

Stockmannshof kann man eigentlich noch zu den Vororten Rigas zählen. Ebenso wie die Reihe der anderen Eisenbahnstationen an der Riga-Dreler Bahn lebt auch dieser Flecken vom Handel der baltischen Metropole. Das ganze Gepräge des Ortes verrät die Nähe der Großstadt. Ein schmucker Ziegelbau

beherbergt das Teehaus des Mäßigkeits-Kuratoriums, in dem wir uns an einem Glase dieses duftenden Getränkes erfrischen. Alles ist sauber und ordentlich. Der große Saal dient dem Pastor von Kokenhusen zugleich als Besaal für die Ansiedler des Ortes und seiner Umgegend. Hier erwarten wir meinen lieben Freund, Pastor Hillner-Kokenhusen, der mit uns die Fahrt auf der Düna machen will. Bald trifft er vom nahen Gute Stockmannshof, dem schönen Besitz des Grafen Medem, ein, und wir können mit Gesang zur Landungsstelle aufbrechen.

Da liegt er vor uns der imposante Strom unserer Heimat! Um die Schwesterprovinzen Livland und Kurland schlingt er seinen schimmernden Silbergürtel. Geduldig trägt der breite Rücken die zahllosen Balken, die in Rußlands dunkeln Wäldern gefällt wurden und nun, zu großen Flößen zusammengebunden, dem Hafensorte Riga zugeführt werden. Ein reges Treiben auf dem Fluß und an seinen Ufern belebt das ungemein fesselnde Bild. Bei der Landungsstelle erwartet uns schon der Fährmann Knauer in seinem weitbauchigen, wimpelgeschmückten Flachbote. Alles ist vom Pastor wieder rechtzeitig vorbereitet. Wir brauchen nur einzusteigen, und die Fahrt kann beginnen.

„Ach, war die schön!“ — mit diesem Ausruf des Entzückens eröffnet unser begeisterungsfähiger Chronist ihre Beschreibung. Und in der That — sie war unvergeßlich schön, diese Dünafahrt, die in ihrem Gesamtcharakter an die Donaufahrt erinnern soll! Das Wetter so sonnig und die Fernsicht nach dem Regen so dunstfrei! Dabei konnten wir uns uneingeschränkt dem Genuß des Schauens hingeben, da das Boot nur von unserem Fährmann und seinem Gehilfen mittelst langer Stangen stromabwärts gestoßen wurde, während wir unsrerseits nichts dazu zu tun brauchten. Das Fahrwasser ist für den Unkundigen nicht ohne Gefahren. Zahlreiche felsige Untiefen, über die der Strom in brodelnden Strudeln tosend und brausend dahinstürzt, verlegen den Weg, und es gehört Kenntnis und Geschick dazu, sie zu vermeiden, und das Fahrzeug an tieferen Stellen durch die Wasserwirbel zu lenken. Eine große Anzahl von aufgeranntem und auseinander gefallenen Flößen, um deren Zusammenstellung

die armen, von schweren Verlusten heimgesuchten Flößer sich mühen, liefern uns den Beweis, wie leicht die starke Strömung die Fahrzeuge in eine falsche Bahn reißen kann. Nun, wir brauchen nicht zu sorgen — unser Knauer versteht seine Sache auf Grund langjähriger Praxis meisterhaft.

In sanften Windungen fließt die Düna majestätisch dahin. Je weiter wir fahren, um so malerischer werden die Ufer. In stetem Wechsel steigen steile, meist bewaldete Kalksteinfelsen entweder auf der kurischen Seite zu ansehnlicher Höhe empor und senken sich auf der gegenüberliegenden livländischen Seite allmählich zum Wiefengelände herab — oder umgekehrt. Gewaltige, von der Uferwand abgesplitterte Kalksteinquadern und herabgerollte Felsblöcke umsäumen das breite Bett des Stromes in grotesker Gruppierung. Über die schaumgekrönten Wasserstrudel schießen die Flüsse, von den nervigen Armen ihrer Bemannung gelenkt, geschwind dahin; einzelne losgelöste Balken werden von den Wellen dem Ufer zugetragen, wo hochaufgeschürzte Weiber oder bis zum Knie entblößte Männer sie aus dem Wasser angeln und in ihren Besitz nehmen. Es sind die Uferbewohner, die ihr ungeschriebenes Strandrecht ausnutzen und dadurch zu einem guten Teil das Leben fristen. Oben am Abhang der Felswand stehen ihre kleinen, windschiefen Holzhütten, und es ist sehr wahrscheinlich, daß schon manch' heißes Gebet um einen „gesegneten Strand“ in ihnen zum Himmel emporgesandt wurde.

Nach einstündiger Fahrt sind wir beim sogen. Gercike, dem Kaffeehause oder Jagdschloßchen des Grafen Medem-Stodmannshof, angelangt. Wir lassen das Boot halten und klimmen die steile Uferwand zu ihm empor. Auf offener Estrade, die um das zierlich gebaute, zweistöckige Häuschen läuft, hat auf Befehl der Gräfin Medem ein Diener die reichbesetzte Frühstückstafel gedeckt. Wir lassen's uns schmecken. Während der Mahlzeit belehrt uns der zuverlässige Chronist und Historiograph des großen Bischof Albert, Heinrich der Letzte, aus dessen Aufzeichnungen Freund Hillner uns in deutscher Übersetzung den betreffenden Abschnitt vorliest, über die Geschichte und die Gesichte des eigentlichen Gercike, das, weit vom Dünaufer entfernt, im

Land liegt, und von dem das liebeliche Jagdschloß auf lustiger Höhe nur den Namen erhalten hat. Wir erfahren, daß schon bevor der Deutsche seinen gepanzerten Fuß auf unsere Heimat-erde setzte, in Gericke und Rukenois (Rokenhusen) russische Teilfürsten als Vasallen des Großfürsten von Pologk das Szepter führten und erst von Alberts machtvollem Arm unterworfen wurden. „Wsewolod von Gericke mußte auf dem Schloßhof zu Riga sein Gebiet als erzbischöfliches Lehen in Empfang nehmen, und Wladimir von Pologk verzichtete 1212 auf seine livländischen Ansprüche. So verschwanden die russischen Bestrebungen hier im Südosten des Landes für mehrere Jahrhunderte.“

Das Rauschen der Düna tief unter uns tönt wie begleitender Harfentlang hinein in das Heldenlied des Barden . . . Drüben auf kurischer Küste illustriert die kümmerliche Ruine des Schlosses Selburg wirkungsvoll den Bericht des Chronisten über die blutigen Kämpfe zwischen Alberts Schwertrittern und den wilden Grenzvölkern . . . Das ganze, überaus stimmungsvolle Bild aber überragt, ein sieghaftes Wahrzeichen des Friedens, der in der Ferne sichtbare Turm der Selburgschen Kirche . . . Unsere Lieder schallen weit über das Wasser, und der Donner des Hochs auf die Gräfin bricht sich an der Felswand des gegenüberliegenden Ufers. Eine Sammeltarte trägt unseren warmen Dank zum Herrensitz der erlauchten Dame. — —

Bis zum Andreasfelsen wandeln wir zu Fuß auf dem hohen Ufer dahin. Ein dichtes Laubdach beschattet unseren Weg. Steil fällt der Felsen, wohl 150 Fuß tief, zum schimmernden Spiegel der Düna ab. An einigen Stellen ist er von den Frühjahrswoogen des Stromes unterwaschen und ragt mit seinem wirren Buschwerk weit über die eigne Sohle in den Fluß hinein. Ein Sturz aus der Höhe bedeutet den Tod, aber die Jungen sind kaum vom äußersten Rande der Felsplatte fern zu halten. Allmählich senkt sich das Ufer sanft zu einer Wiese hinab, um gleich wieder jäh aufzusteigen. Der Andreasfelsen ragt massig aus dem Tale hervor und eröffnet dem auf ihm Stehenden einen entzückenden Blick auf die um seinen Fuß sich herumwindende, silberne Riesenschlange. —

Unten wartet das Boot, um uns weiter zu tragen zur nächsten Haltestelle am kurischen Ufer, beim Gute Stabben. Wieder steigen wir aus und betreten den prächtigen Park. Die Erlaubnis zur Besichtigung der alten, mit Statuen und einem Aussichtstempel geschmückten Anlagen, wird uns in Abwesenheit des Besitzers bereitwilligst von der stellvertretenden Dame des Hauses, dem Fräulein Baronesse Behr, erteilt. Wie warm umweht uns der Hauch der herzlichen, aller Pose abholden Gastfreundlichkeit des „Gottesländchens“! Bei aller Feinheit der Umgangsformen beengt kein steifer, konventioneller Zwang den Verkehr. Ungeniert treten wir ruppigen Wanderbrüder ins glasüberdachte Gewächshaus, das die Zimmerflucht des Gutsgebäudes abschließt, und nehmen den Trunk frischer Milch ebenso gern wie er uns von zarter Hand gereicht wird, dankend entgegen. Von der Freitreppe an der Südfront des Herrenhauses blicken wir unter frohem Geplauder auf die stilvollen Gartenarrangements vor uns und durch die schmale, aber lange Pflanzung zu unserer Linken auf „das rote Haus“, das sie abschließt. Stände an seiner Stelle die zinnengefrönte Wartburg, so genössen wir den bekannten Blick von der „Hohen Sonne“ auf die alte Lutherburg. —

An einer munter aus dem Felsen sprudelnden Quelle, deren klares Wasser von einem steinernen Becken aufgefangen wird, vorüber, gelangen wir nach kurzer Wanderung durch den Stabben'schen Park zu einer Treppe, die zum Fuß des sagenumwobenen Kalkfelsens Stabburags hinabführt. Zwei riesige, fast haus hohe Steinblöcke haben sich vom überhängenden, teils mit versteinertem, teils mit grünendem Moos bedeckten Felsen losgelöst und am Wasser der Düna fast aufeinander getürmt. Als hätten die Olympier sie im Kampf gegen die anstürmenden Titanen von oben herabgeschleudert, so liegen die Steinkolosse zu Füßen ihrer Mutter, welche Tränenströme auf die von ihrem Busen gerissenen Kinder ergießt. Aus tausend verborgenen Quellen rieselt das kalksteinhaltige Wasser über die mit allerlei Pflanzen und Moosen bewachsenen, schmerzdurchfurchten Wangen des Mutterfelsens herab und wandelt alles Leben im Antlitz der schönen

Matrone allmählich zu todesstarrtem Gestein. Wie anschaulich führt uns dieses Phänomen die zugleich zerstörende und erhaltende Arbeit der Mutter Natur vor die Augen! Die Ausführungen L.s geben uns den erläuternden Text zu diesem lehrreichen Bilde.

In malerischen Gruppen lagern wir uns auf den Felsblöcken und schauen sinnend bald zur bewaldeten Höhe hinauf, bald zum blinkenden Wasser des Flusses hinab. Es ist, als raunten uns die lispelnden Blätter der Bäume über unseren Häuptern, und die wispelnden Wellen zu unseren Füßen die Sage vom Ritter aus Kokenhusen, der ein Stabbenisches Burgfräulein geliebt, aber auf seiner Fahrt zu ihr vom Feinde an des Stabburags Ufer erschlagen ward, ins Ohr. In den schönen Felsen habe sich darob die Geliebte verwandelt und weine nun ihre Tränen auf des Buhlen Gruft.

„Drum weint noch heut' aufs Wellengrab
Der greise Riesenfels herab.
Und ob's geschah vor grauen Jahren,
Er wollt' den Schmerz sich treu bewahren.
Auf daß der Gast, der zu ihm wallt,
Und trinket aus dem Felsenspalt,
Wie er, der treuen Lieb' gedenke,
Wie er, ihr eine Träne schenke.“ — —

Wir müssen uns losreißen, denn schon weist der Zeiger der Uhr die vierte Nachmittagsstunde. Der Kaffee soll an dem livländischen Ufer im entzückenden Grütershof getrunken werden. Die Fahrt dorthin dauert nur kurze Zeit, fast zu kurz, um die am Felsen des Stabburags zerrissenen Hosen eines jungen Freundes von dem gewandten „Schneider“ in unserer Mitte ausbessern zu lassen. Noch steht der leicht Blessierte in der schimmernden Weiße seiner unteren Hülle da, als schon von der hohen Estrade der Pension Fink in Grütershof die Damen uns den Willkommengruß mit wehenden Taschentüchern zuwinken. Der breite Rücken P.s muß die eilige Vollendung der Toilette ihren Blicken entziehen.

Auch diese Klippe wird glücklich umschifft, und schon schreiten wir züchtig über die schwante Bretterbrücke, die eine tiefe, wild romantische Schlucht überdeckt. Nachdem wir sie im Gänsemarsch

passiert, geht's ebenso die steile Treppe zur Pension hinan. Der duftende Kaffee und das schöne Backwerk munden uns vortrefflich, aber was Grütershof bietet, das lernen wir doch erst kennen, als wir von den Vorsteherinnen der Pension lebenswürdigst die Treppen im stattlichen Sommerhause hinaufgeleitet werden und von der offenen Estrade hinausblicken auf das tief, tief unter uns liegende Stromgelände. Was wir bisher in engem Rahmen nur stückweise geschaut, das öffnet sich nun weit dem erstaunten Blick. — — —

Unser Boot ist eine Strecke weiter stromabwärts gefahren und erwartet uns an einer romantischen Stelle, am Fuß der hoch oben auf dem Ufer gelegenen Mühle des blinden Müllers. Dorthin wandern wir von Grütershof und betreten den stillen Hof. Auf einer Bank vor dem Hause sitzt der greise Besitzer dieses idyllischen Anwesens und schaut mit erloschenen Augensternen in die Ferne. Ein wehmütiger Anblick! Freundlich begrüßt er seinen Pastor und geleitet die Gäste tastend ins niedrige Gemach seines Heims, aus dessen Fenstern wir einen bezaubernden Blick auf den, wohl aus einer Höhe von 100 Fuß tosend herabstürzenden Gießbach haben, dessen reizendes Wasser die klappernden Räder der Mühle treibt. Die Sonnenstrahlen brechen sich in jedem Tropfen des am Steingeröll ausspritzenden Gischts, und Millionen diamantener Perlen in allen Farben des Regenbogens streut der Wasserfall verschwenderisch aus. Von unten gesehen ist's, als gieße eine neckische Najade in tollem Übermut perlenden Wein aus grüner Schale in das große Becken der Düna. — —

Wieder gleiten wir stromabwärts, vorbei an der aus starrem Felsen herauswachsenden Mühle, am tosenden Gießbach und an der Ruine der Burg Altona auf dem kurischen Ufer. Immer belebter wird das Bild auf dem Fluß. Warenbeladene Rähne segeln langsam stromaufwärts an uns vorüber; große Flöße klimmen mit unsäglichen Anstrengungen von seiten der Schiffer und unter beständigem Zurufen und Schelten der sich auf dem Balkengerüst und am Ufer mühenden Menschen den Strom hinan. Wir sind nicht mehr weit von unserem Endziel Kosenhufen. Da

spiegeln sich schon die aus dem Grün schöner Baumgruppen hervorspringenden, ziegelgedeckten Gebäude des liebreizenden Klauenstein in der blanken Flut des Stromes. Eine düstere Sage, die der heimische Dichter Alexis Adolphi in hübsche Verse gekleidet hat, umspinnt diesen herrlichen Edelhof.

Dort, wo in der Nähe von Kokenhusen, an der Düna zwischen Klauenstein und dem Kalnakrug ein großer, jetzt in zwei Teile gespaltener Felsblock liegt, stand einstens eine kleine Hütte, in der eine böse Wittib hauste. Sie neidete in Herzensbosheit ihrem glücklichen Nachbar, dem frommen Ritter Grütther, seinen stattlichen Hof und schloß mit dem Teufel einen schwarzen Pakt. Der Gottseibeius verspricht der Wittib ein Schloß zu bauen, weit prächtiger als das des Ritters, sie aber muß ihm ihre Seele verschreiben. Doch Herr Grütther hat den Handel belauscht und wendet sich hilfesuchend an einen frommen lettischen Klausner, dessen einsames Hüttchen im Persetal steht. Dieser rät ihm mit einem Hahn unter dem Mantel um Mitternacht zu seiner Klausen zu kommen. So geschieht's. Als vom Schloßthurm zwölf dumpfe Schläge die mitternächtige Stunde verkünden:

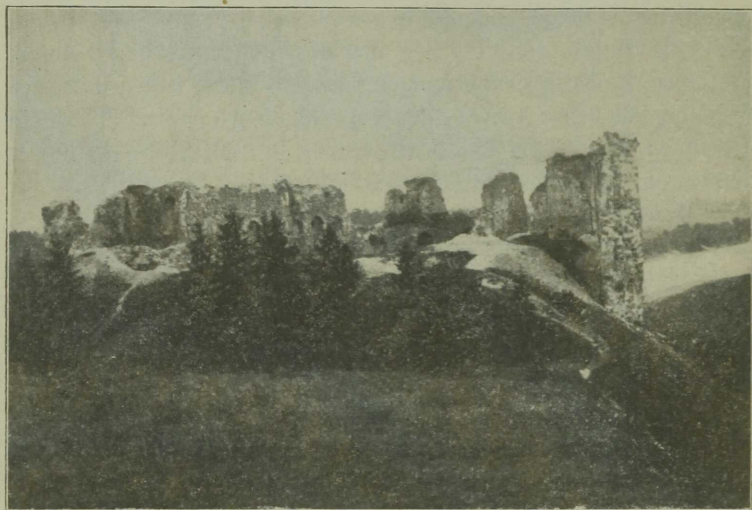
„Da! plötzlich über Kurlands Feld erglüheth
Der Himmel rot von einem Feuerthal,
Es wird zur feurigen Gestalt und ziehet
Langsam heran quer übers Dünatal.“

Leicht wie einen Kiesel trägt der Schwarze einen gewaltigen Steinblock in den Krallen, doch wie er, durch die Lüfte saugend, gerade über Frau Wesselings Haus ist, da lüftet Ritter Grütther nach des Klausners Rat den Mantel, und der erwachende Hahn kräht dreimal laut in die Nacht hinein. Starr vor Entsetzen ob dieses Anzeichens nahender Morgenstunde, läßt der Teufel den Felsblock seinen erschlaffenden Händen entgleiten, und donnernd stürzt er mit fürchterlichem Falle, so daß das Land rings umher erbebt, zur Erde nieder, unter sich das Häuschen mit der bösen Wittib begrabend.

„Und wo es sonst gestanden, sah man ragen
Den Steinkloß, gewaltig anzuschau'n,
Und in den Fels sind tief hineingeschlagen
Zehn Furchen scharf — wie von zehn scharfen Klau'n.“

Als man an der Witwe Sitz in Jahr und Tag ein neues
schmückes Haus zu bauen begann, nannte man es Klauen-
stein . . .

Wir folgen einer Biegung des Flusses, und — da ragen
auf felsiger, rasenbewachsener Warte, dort, wo die Perse aus
engem Flußbette in die Düna schäumt, die gewaltigen Ruinen



Ruine Schloss Kokenhusen. Phot. von Harry Jannsen.

des Schlosses Kokenhusen in den purpurnsäumten Abend-
himmel hinein.

„Es spiegeln sich im Dünaström
Die Trümmer einer feste;
Vom felsental steigt Waldarom
Und webt um Mauerreste.

Die Düna singt ihr altes Lied
Melodisch lind und leise;
Geräuschlos am Gemäuer zieht
Die fledermaus die Kreise.“ . . .

Es ist ein geradezu überwältigendes, von hehrer Schönheit
gesättigtes Bild . . .

Unser Rachen knirscht auf den Sand — die schöne Fahrt ist beendet. Sie hätte noch einmal so lange dauern können. —

Am Fuß der Ruine entlang und über das steinige Bett der Perse hinweg führt unser Pfad uns die steile, mit edlen Hölzern bestandene Höhe zum Gute Bilsteinshof mit seinem malerischen Schweizerhause hinan. Da stehen wir nun auf der, ungefähr 300 Fuß hohen Gartenterrasse dieses reizenden, kleinen Herrensitzes, auf dem sogen. Kaiserplatz, wo Kaiser Alexander I. lange, tief versunken in den Anblick der schönen Gegend, verharrete, — und betrachten das vor uns sich ausbreitende, herrliche Panorama.

„Tief unter uns“ — schreibt von Wangenheim — „windet sich zwischen schroffen Felsufeln der Dünaströmung wie eine große silberne Schlange; von seinen hohen Ufern schimmern der stattliche Edelholz Klauenstein zwischen Baumgruppen und rechts auf der kurischen Seite Bauerngesinde und andere Ansiedlungen aus der Ferne hervor. Stromaufwärts segeln eine Menge kleiner, mit Waren beladener Böte, Schwänen gleich eins hinter dem andern. Die kleinen lateinischen Segel, wie wir sie in den Schilderungen des Golfs von Neapel so oft sehen, und einige italienische Pappeln, welche die Anhöhe zur Linken hie und da bekränzen, geben der Landschaft sogar einen etwas südlichen Charakter. Gerade vor uns, der Terrasse gegenüber, liegt auf einem schroffen Kalksteinfelsen die alte ehrwürdige Ruine wie eine Sage der Vorzeit von Veit Weber — sie ist so nahe vor uns, daß wir jedes Steinchen der Trümmer ziemlich deutlich erkennen und ein stereoskopisches Gemälde vor uns zu haben glauben. Auf einem ferneren Felsenvorsprunge, hart am Ufer der Düna, erblicken wir die russische Kirche und Priesterwohnung, seitwärts aber blicken aus einem Walde von Obstbäumen und Laubhölzern die zahlreichen Gebäude des neuen Schlosses Kokenhusen hervor. Das ganze, von diesem Standorte aus betrachtete reizende Bild ist nicht allein romantisch schön, sondern auch voller Leben.“ . . .

An einer poesievoll am Waldessaum gelegenen, rußgeschwärzten Schmiede vorüber, wandern wir durch den parkartigen Wald singend dem Pastorate Kokenhusen zu. Von den Abhängen

schauen freundliche Sommervillen zwischen hohen Baumstämmen zu uns hernieder; am langen Bretterstege über die Perse, die zu dieser Zeit schon recht wasserarm ist, liegt eine reizende Mühle. Auch sie beherbergt im Sommer erholungsbedürftige Großstädter. — Bald treten wir aus dem Wald und schreiten zwischen Wiesen und Feldern dahin. Nach dem Gang durch den Obstgarten steht, von hohen Linden, Eichen und Rüstern umfriedigt, das stattliche Pastorat vor uns. O du liebes, trautes Haus, wie viele schöne, erinnerungsreiche Stunden habe ich schon in dir verlebt!

Da begrüßen uns die mir alle so wohl bekannten, lieben Menschen! Das Freundeshaus öffnet seine gastlichen Türen weit und nimmt die baltischen Jungen so herzlich auf. Kürzlich erst hat hier die Sprengelsynode getagt, und noch stehen die Betten für die Pastoren auch zu unserer Aufnahme in den Zimmern des oberen Stockwerkes bereit. Sogar ein Teil der Jungen darf sie benutzen — das ist das Höchstmaß der Verwöhnung! —

Die Abendnebel brauen gespenstisch über dem tiefen Perse-
tal; der helle Tag hat seine Lichter ausgelöscht; die Natur schlummert in seligem Frieden . . .

* * *

Letzte Eindrücke in Kokenhusen.

Mittwoch, den 9. Juni.

Ein feiner Sprühregen rieselt auf uns herab, als wir spät am Morgen auf die breite Steintreppe des Pastorates hinaustreten, um nach dem Wetter zu schauen. Wie gut, daß es gestern nicht so war!

Ebenso ausgerüstet wie in Festen, unternehmen wir unseren Vormittagsspaziergang, zunächst zum sogen. „Kaiserpavillon“. Voran marschirt in hohen Wasserstiefeln der Pastor und sein Töchterchen; wir folgen ihnen durchs nasse Gras. Bald wölben die alten Bäume des Kokenhusenschen Parkes ihr schützendes Dach über uns. Da wir auf dem Hochplateau geblieben sind, müssen

wir einige Stufen zum Kaiserpavillon herabsteigen. Das von einem Balkengerüst getragene Bretterdach des Aussichtstempels bietet uns Schutz gegen den immer dünner werdenden Regen, und wir schauen hinab in das enge und tiefe Persetal. Wohl mehr als 300 Fuß stehen wir über dem eilig zur Düna dahinstürzenden, flachen Wasser der Perse. Uns gegenüber erhebt sich die Uferwand; sie ist von unten an bis oben hin dicht bewaldet und schließt die Szenerie wie ein grüner Vorhang ab. Rechts braust der Persefall über breite, wirr über einander gelagerte Kalksteinplatten, links, tief unter uns, ragt die Ruine aus dem hügelgekrönten Dreieck hervor, das von der Düna und der Perse gebildet wird. Wenn die Sonne ins enge Tal hinein scheint und alles: die felsigen grünen Ufer, den Wasserfall, die Ruine und den Dünastrom mit ihrem Lichte übergießt — dann kann man sich ein wechselvolleres Bild kaum denken und meint in eine der anmutigsten Partien des Harzgebirges versetzt zu sein. „Es ruht auf der ganzen lieblichen Landschaft ein so milder Lebenshauch, daß man wohl mit Recht das Aatal bei Treiden den herrlichen Schatten, die Gegend von Kofenhufen die liebliche Lichtseite in dem Bilde Livlands nennen könnte.“ — —

Der Kaiserpavillon verwandelt sich in einen Hörsaal. Die Blicke auf die Ruine geheftet, folgen wir mit Spannung den Ausführungen Pastor Hillners, der uns ein lichtvolles Bild von den bedeutsamen Vorgängen an dieser geschichtreichen Stätte zeichnet.

Der russische Fürst Wseslaw beherrschte als König von Kufenois vor der Ankunft der Deutschen das umliegende Land. Dort, wo sich jetzt die Ruinen des Schlosses erheben, stand auch sein kleiner Königspalast aus Holz. Kufenois wurde er wohl genannt, weil er auf dem „Vorgebirge der Kofna“ — so hieß früher die Perse — lag. Bischof Albert suchte mit dem fürstlichen Nachbar Frieden zu halten und sandte ihm auf seine Bitten tapfere Mannen zum Schutz wider die umwohnenden Völker. Als aber Wseslaw die Freundschaft mit schändem Undank lohnte und die Deutschen bei friedlicher Bauarbeit meuchlings ermorden ließ, da machte sich der empörte Bischof von Riga auf, um den

Treulosen mit des Schwertes Schärfe zu strafen. Doch dieser floh, um nicht wiederzukehren, nachdem er zuvor sein Schloß in Asche gelegt.

Schon 1208 wuchsen an der wüsten Stätte die mächtigen Mauern eines neuen Schlosses aus der Erde empor. Mit festen Werken wurde der hohe Burgberg versehen, und eine starke Schuzmannschaft unter dem tapferen bischöflichen Befehlshaber Rudolph von Jerichs zurückgelassen; ein Drittel der Feste aber wurde dem vor kurzem gegründeten Orden der Schwertbrüder, einer Übereinkunft gemäß, eingeräumt.

Von nun an wird Schloß Rokenhusen der wichtigste Vereinigungspunkt für die kriegerischen Unternehmungen der Deutschen, besonders gegen die räuberischen Litauer. Es bleibt unbestritten das bedeutendste unter den Schlössern des Kirchengebiets. Die nachmaligen Erzbischöfe von Riga wählen es zu ihrer Residenz und halten schirmend ihr Szepter auch über die Stadt, die bald unweit der Feste entsteht. Zu einer größeren Blüte ist letztere freilich, trotz der erzbischöflichen und später königlichen Privilegien, die sie genoß, nie gelangt.

Obgleich der Orden schon im Jahre 1211 sein Recht auf den dritten Teil des Schlosses zu Gunsten Bischof Alberts abgegeben hatte, beginnen doch schon bald die blutigen Kämpfe zwischen den Bischöfen von Riga und den Herrmeistern des Ordens auch um den Besitz Rokenhusens. Der selbstmörderische Zwist dauert dann durch Jahrhunderte fort und führt unser Heimatland unaufhaltsam dem Untergang entgegen. Als der Erzbischof Sylvester Stodewescher gar zum Schuz gegen den Orden 1478 die Schweden ins Land ruft, da will der Herrmeister Bernd von der Borg von keiner Schonung mehr wissen. Er nimmt dem Erzbischof binnen 14 Tagen 24 Schlösser weg und belagert ihn in Rokenhusen, das sich bald ergibt. Stodewescher aber wird als Landesverräter bis an sein Lebensende vom Orden in der eigenen Residenz gefangen gehalten. Ein ähnliches Schicksal bereitet fast ein Jahrhundert später der Ordensmeister Fürstenberg dem letzten Erzbischof von Riga Wilhelm von Brandenburg und dessen Coadjutor, dem

Herzog Christoph von Mecklenburg. Nur Polens Vermittelung verdanken diese beiden geistlichen Regenten die Freiheit nach längerer Gefangenschaft.

Die weitere Geschichte des Schlosses ist mit Strömen von Blut geschrieben worden. Des Herzogs Magnus von Holstein, späteren Königs von Livland, elende Schaukelpolitik zwischen Polen und Rußland hatte zur Folge, daß der wutentbrannte Zar Johann der Schreckliche 1577 ein entsetzliches Blutbad unter der schuldlosen Besatzung Kopenhagens anrichten ließ. Im 17. Jahrhundert haben dann Polen und Schweden hier abwechselnd wahrhafte Orgien der Grausamkeit gefeiert, bis das Schloß endlich im Jahre 1700 den zum polnischen Heere gehörigen Sachsen zufiel, die es im folgenden Jahre bei der Annäherung Karls XII. von Schweden in die Luft sprengten. Seitdem liegt der einst mächtige Bau in Trümmern, während die ehemalige Stadt schon längst vollständig vom Erdboden verschwunden ist

Ein Schaudern erfaßt uns beim Gedenken jener wilden, bösen Zeitläufte, in deren Erinnerung der Dichter von Grotthuß ausruft:

„O Baltensland
Du armes Land,
Du liebe Flur am Ostseestrand,
Du Land, das seiner Blüten Zier
Zertreten sah von fremder Hier;
Dem Polenlist und Schwedentrug
Wohl manche tiefe Wunde schlug;
Wo manche rote Rose glüht,
Auf blutgetränkter Flur erblüht:
Du seiest nun und alle Zeit
Gebenedeit, gebenedeit!“ — —

Zwischen alten Grabdenkmälern auf einer Schwedenschanze hindurch führt uns der Weg zur Ruine. Der Regen hat aufgehört, und die Sonne bricht für eine kurze Zeit durch die Wolken. Inmitten des alten Gemäuers orientieren wir uns nach einem vorzüglichen Situationsplan des Schlosses von K. v. Löwis über die Anlage des Baues und seiner Bastionen. Auch hier

sind die Jungen vom Klettern nicht abzuhalten, und als ihnen das Erklimmen der Mauern untersagt wird, sausen sie wenigstens den Abhang zur Düna hinab, um sich auf die sieben riesigen, alten Kanonenrohre zu setzen, die noch heute von einer Schanze aus drohend ihre Schlünde der Düna und Perse zukehren. —

Noch einen langen Blick senden wir der Düna zu und machen uns dann auf den Weg zur Kopenhagenschen Kirche, die auf einem Hochplateau ihren schönen Standort gefunden hat. Der kunstverständige Pastor ist unablässig bemüht, sein Gotteshaus zu verschönern. Wie stilvoll sind die kleine, eichenpaneelte Sakristei und die Altarhalle ausgeschmückt! Das Juwel aber ist das Altarbild von unserem Landsmann Eduard von Gebhardt, unstreitig einem der bedeutendsten zeitgenössischen Maler heiliger Geschichte. Es stellt die Verkörperung Christi in höchst origineller Auffassung dar. Man muß sich erst hineinsehen und hineindenken in dieses Bild, soll es wirken. Mein lieber Freund Hillner kommentiert es uns in geistvoller und doch populärer Weise, wobei er die, besonders für die religiöse Malerei, so schwierige Kostümfrage eingehender erörtert. Wir lauschen seinen Ausführungen, die von feinem Verständnis für die Künstlerindividualität Gebhardts zeugen, mit verhaltenem Atem. —

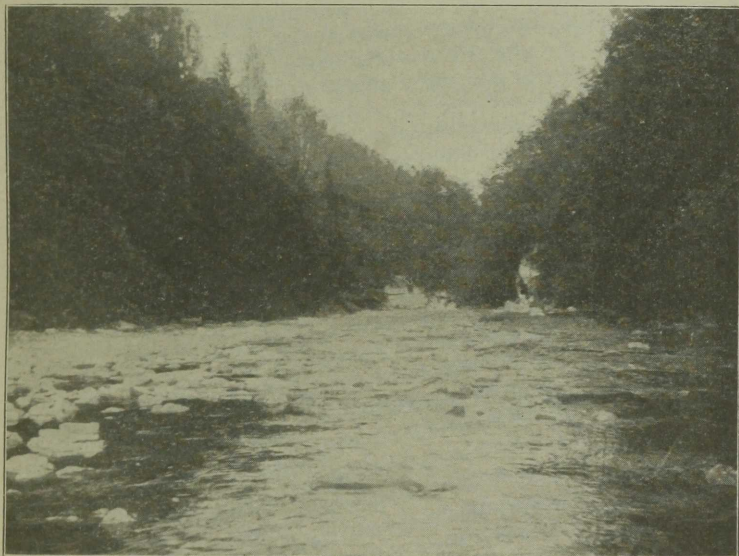
Bei so reichem Natur- und Kunstgenuß ist die Zeit im Fluge vergangen, und die Mittagsstunde schon überschritten. Wir eilen darum dem zwei Werst entfernten Pastorate zu, unterwegs wieder von einem kurzen Regenschauer überrascht. — —

Der Spätnachmittag führt uns noch einmal zum Kaiserpavillon. Diesmal nehmen wir unseren Weg durch das Tal der Perse.

Es ist ein hochromantisches Bett, das sich das reißende Wasser dieses Flusses geschaffen hat. In wilden Kaskaden stürzt die leidenschaftliche Tochter der Mutter in die Arme. Mit aufgeschürztem Kleid springt sie über die unzähligen Hindernisse hinweg, die ihr den Weg verlegen wollen, und silberhell lachend oder unmutig grollend setzt sie über große Steine und breite Felsplatten — immer ihrem Ziele zu. Mit flüchtigem Fuß streift sie die bewaldeten Ufer und die knorrigen Wurzeln der Bäume. Wie ein Kobold zaust sie der Birken blonde Locken,

die ihr ins Antlitz hängen, oder reißt abgebrochene Zweige in wildem Wirbel mit sich fort. Einmal stürzt sie krachend von einer ziemlich hohen Felsplatte zu Boden, hat sich aber bald wieder aufgerafft und tänzelt fröhlich weiter.

Wir schauen ihrem neckischen Spiele lange zu und freuen uns an ihren tollen Sprüngen. —



Das Persetal.

Phot. von Harry Jannsen.

Dann sammelt uns Pastor Hillner noch einmal im Kaiserpavillon um sich und führt uns mit sicherer Hand durch die vielverschlungene Entwicklung der agraren Verhältnisse in unserer Heimat. Mit scharfen Strichen zeichnet er die Charakterprofile der Führer im Kampf für die persönliche Freiheit und agrare Selbständigkeit der Bauern: eines Schoulz von Ascheraden, Friedrich von Sivers, Reinhold von Samson und Hamilkar von Fölkerjahm. Wir erleben erregte Landtage mit und lernen die Schwierigkeiten kennen, die sich den

edelgesinnten Männern bei ihrer Arbeit für des Volkes und Landes Wohl in den Weg stellten. Bis ans Ufer der Gegenwart branden die Wogen der Bewegung, die in den Tagen dieser Patrioten anhub . . . Es ist ein ehrenvolles Blatt baltischer Geschichte, das uns der Vortragende aufgeschlagen. —

Mit dem Dank für diese Darbietungen verbinde ich noch ein kurzes Mahnwort an unsere Jugend. Es gipfelt in der dringenden Bitte an sie, das mühsam errungene Erbe der Väter treu zu wahren, und in gewissenhafter, ernster Arbeit für der Heimat Wohl und Gedeihen ihres Lebens höchste Aufgabe zu erblicken. Nur so allein könne sie halten, was wir noch haben. — —

Das sind die letzten Eindrücke im lieblichen Kopenhafen . . . Zu den schönsten unter ihnen gehörten für mich der lebendige Gedankenaustausch mit dem treuen Freunde und die warmen Beziehungen zu seinem lieben Hause. — —

* * *

Die Rückkehr über Riga.

Donnerstag, den 10. Juni.

Es muß geschieden sein — geschieden von dem gastlichen Pastorat, geschieden nun auch von dem fröhlichen Wanderleben! Lacht auch die Sonne wieder so freundlich auf uns hernieder, dieser Gedanke stimmt uns doch alle recht wehmütig. Aber, weg mit den Grillen! — lautet unsere Wanderparole. —

Zum letztenmal wird Appell geblasen, zum letztenmal der Rucksack auf den Rücken geschnallt. Die Eisenbahnstation Kopenhafen ist auf dem Wege längs den Schienen nach kaum halbstündigem Marsch erreicht, aber der Zug verspätet sich um eine ganze Stunde. Das ist fatal, denn für die Besichtigung Rigas bleiben uns auf diese Weise nur 6 Stunden bis zum Abendzug, der uns nach Dorpat zurückbringen soll.

Doch die Zeit läßt sich nützlich mit Singen und Scherzen vertreiben. Das Baby in unserer Mitte — unser wackerer „Podrettmaler“ — feiert seinen 14. Geburtstag; ihn gilt's in

kühnen Knüttelversen besingen. U. schmiedet sie eifrig für sich und für ein Duzend poesieloser „Büblein“, diesmal die Wasser- tonne auf der Station als Schreibtisch benutzend, — und dann sausen alle die Knüttel unbarmherzig aufs Haupt des Geburtstagskinds hageldicht herab. Wir haben viel lachen müssen . . .

Schon dampfen wir Riga zu. Lustig geht's in unserem Eisenbahnwagen her. Mit unserem Frohsinn stecken wir sogar eine schalkhafte Reisegefährtin an, die mit hellem Sopran in unseren Singsang einstimmt. — — Auf der Station Dger be- willkommenen uns die Familienglieder unseres lieben G., die für den Sommer im schönen Dgertal leben. Wir geben ihnen unsere Turnerlieder zum besten und bringen ihnen Grüße vom Vater, der noch nicht heimgekehrt ist. Eine Stunde später bremst unser Zug in Riga. —

Wer nun eine Beschreibung alles dessen erwartet, was wir in der von Jahr zu Jahr sich verschönernden Metropole unserer Heimat, leider nur flüchtig, geschaut haben, der sieht sich arg getäuscht. Es gehört diese Schilderung nicht mehr zu meiner Aufgabe und ist schon vielfach von andern besser geliefert worden, als ich es vermag. Zudem wird den meisten Lesern dieser Tagebuchblätter Riga bekannt sein, und schon beim bloßen Namhaftmachen der Stätten, die wir besuchten, wird deren Bild ihnen lebendig vor das geistige Auge treten.

Unter der Führung von zwei Dorpater Musensöhnen, deren Scheitel die Farben ihrer schönen Vaterstadt decken, der Studioji Hellmann und Schnakenburg, statten wir nacheinander dem Dom und seinem Museum, dem Pulverturm und dem Ritterhause unseren Besuch ab. Über die Düna setzt uns ein Dampfboot nach Ilgezem, wo wir vom Ruckuts-Berge den prachtvollen Blick auf die Stadt mit ihren Türmen und ihrem Häusermeer genießen. An den stilvollen Bauten in der Altstadt, dem Schwarzhäupterhause und den beiden Gildenhäusern spazieren wir bewundernd vorüber und weiden unsere Augen an den Meisterwerken Kuphalds, den einzig herrlichen Gartenanlagen Rigas. Am Schützengarten vorbei gehen wir ein Stück in die

Elisabethstraße mit ihren modernen Palästen hinein und freuen uns über den Fortgang der Arbeiten an den großartigen Esplanadebauten, der Kommerzschule und dem Museum. Die leibliche Stärkung hat uns der Mittag in der Bürgerküche gewährt, und die Wegkost für die Heimfahrt bietet uns das üppige Souper im Wöhrmannschen Park. Für gute Tafelmusik sorgt eine deutsche Marinekapelle. Noch haben wir Geld in der Börse, und unser Kassenmeister ist bald aller Sorgen enthoben. Nur eins fängt an, uns in seiner Minderwertigkeit zum Bewußtsein zu kommen — unsere Toilette. Daß da nicht alles in Ordnung, verraten die Blicke der vielen Besucher des Parks. Doch sieht's uns nicht an. —

Es ist Zeit zur Abfahrt. Unser Kreis schmilzt auf 14 zusammen — die andern bleiben zurück, teils um sich Riga noch genauer anzusehn, teils um von hier aus ihre Sommerreisen anzutreten. Den Rest der jungen Schar müssen stud. M. und ich nach Hause geleiten. — —

Die harten Bänke im Eisenbahnwagen dritter Klasse werden zum Schlafen belegt. Ein Teil der Jungen bettet sich oben auf den Gepäckhaltern zur Ruhe.

Ich liege auf einer Bank und träume vor mich hin. Wie schön, wie einzig schön waren die Tage, die wir durchlebten! Was haben wir alles gesehen, was alles gehört und empfangen!

Meine Finger blättern im Tagebuch, und meine Blicke fallen auf die Zahlen, die unser Kassenmeister P. so gewissenhaft zusammengestellt hat.

Wie billig hat sich die Fußwanderung gestellt! Nur 477 Rbl. haben wir im ganzen ausgegeben, das macht 17 Rbl. pro Person. Und wie sind wir für dieses Geld doch weit herumgekommen in unserer Heimat! Insgesamt haben wir 801 Werst zurückgelegt, davon 171 zu Fuß, 130 mit Pferden, 467 mit der Eisenbahn und 33 mit Wasserfahrzeugen. Das war nur möglich, weil wir in den Edelhöfen und Pastoraten so gastliche Aufnahme fanden. Ja, die Menschen waren lieb! . . .

Ich bin eingeschlummert und besuche im Traume noch einmal die schönen Stätten der Heimat. . . . Ein unsanfter Ruck

weckt mich aus leichtem Schlaf — Station Dorpat! Die kühle Morgenluft macht mich frösteln. . . .

Unterwegs haben uns, während ich schlief, noch einige Wander-
genossen verlassen und sind zu ihren Familien nach Berro und
Elwa geeilt. Die Schar ist auf 7 zusammengeschrumpft

Der Vater unseres „Generalvergessers“ schaut nach seinem
Sohne aus — Gott sei Dank, er ist da!

In den leeren Straßen hallen unsere Tritte wieder.
Die beiden letzten jungen Freunde verabschieden sich von mir. . .
Wir drücken uns kräftig die Hand. . . .

„Wann machen wir wieder eine solche Tour?“ —

„Will's Gott — übers Jahr!“



Anhang.



Winke für Fusswanderungen durch die Heimat.

Bei längeren Fußwanderungen durch unsere Heimat ist vor allem im Auge zu behalten, daß der Weg die Wanderer nicht durch ein Touristenland führt, in dem für Herberge und Verpflegung aufs beste vorgesorgt ist. Dieser Umstand bedingt neben dem Reiz, den es hat, nicht auf den Heerstraßen professioneller Touristen sich dahinzuwälzen, doch auch mancherlei Schwierigkeiten, die beseitigt sein wollen. So muß für größere Gruppen von 20—30 Personen die Quartier- und Verpflegungsfrage vor Antritt der Tour bis aufs einzelste geregelt sein. Die frohe, frische Stimmung leidet entschieden, wenn die Wanderer nicht wissen, wo sie nach strammem Marsch ihren Löwenhunger stillen können und Nachtquartier finden werden. Über diese Schwierigkeit hilft die weitbekannte baltische Gastfreundschaft hinweg. Wir haben sie in geradezu beschämender Weise erfahren. Die mannigfachen brieflichen und mündlichen Verhandlungen wegen unserer Verpflegung

mit Rittergutsbesitzern und Pastoren in dem Teil unserer Heimat, den wir aufsuchen wollten, haben mich um die schöne und erhebende Erfahrung reicher gemacht, daß alle Bestrebungen, die der Bildung und Pflege unserer Jugend dienen, ein so allseitiges, opferfreudiges Entgegenkommen finden, wie ich es denn doch nicht zu erwarten gewagt hatte. Die gastfreien baltischen Höfe und Pastorate werden bei unserer jungen Schar und ihren Führern fürs Leben in dankbarer Erinnerung bleiben.

So wußten wir denn schon vor unserem Ausbruch auf das genaueste, wo wir an den einzelnen 11 Tagen unserer Tour auf leibliche Stärkung rechnen durften und gute Herberge finden sollten. Die 5 Pastorate, die wir berührten, bildeten gleichsam die Kraftzentren, von denen aus der ganze, doch recht komplizierte Mechanismus unserer Verpflegung geräuschlos in Bewegung gesetzt wurde.

Es versteht sich von selbst, daß die Reiseroute bis aufs einzelne von den Leitern der Exkursion vorher festgesetzt sein und dann auch eingehalten werden muß. Dabei ist darauf Bedacht zu nehmen, daß die Marschleistungen sich in aufsteigender Linie, von einer Tagestour von 10—15 Werst am Anfang bis zur Höchstleistung von 25—30 Werst während der zweiten Hälfte der Wanderung, bewegen. Unnütze Strapazen und forcierte Märsche sind unbedingt zu vermeiden. Den Ruhm, möglichst weite Strecken in kurzer Zeit zurückgelegt zu haben, überlasse man ruhig den globe trotters oder „Kilometerfressern“, die durch ihr Hasten und Hetzen um alle tieferen und bleibenden Eindrücke für Herz und Gemüt gebracht werden. In Gegenden, die landschaftlich wenig bieten, benutze man die Post oder Eisenbahn, um für den Marsch durch schönere Parteen die volle körperliche und geistige Frische zu bewahren. Überhaupt ist dafür zu sorgen, daß die Wanderer nicht mit Gepäc belastet sind, sondern möglichst leicht marschieren, um kleinere Abshwenkungen von der Landstraße zu schönen Aussichtspunkten unbehindert machen zu können. Es empfiehlt sich zu dem Zweck, von Station zu Station einen Wagen mitfolgen zu lassen, der unter der Obhut eines Troßnechtes die Gepäcstücke mitnimmt. Endlich muß die Tour unter

dem Gesichtspunkte möglichst reicher Abwechslung ausgearbeitet sein. Variatio delectat. Nichts ermüdet so sehr wie die Einförmigkeit des Landschaftsbildes, während wiederum nichts die Genuß- und Aufnahmefähigkeit auch bei längerer, ermüdender Wanderung so erhält, wie ein reicher Wechsel in den vom Auge, von Herz und Gemüt aufgenommenen Bildern und Eindrücken. Aber auch hierin nur ja kein Zuviel und kein Zulange!

Wesentlicher jedoch als all' das Gesagte ist eine glückliche Zusammensetzung der Wandergesellschaft. Alle Elemente, von denen ein störender Einfluß nach irgend einer Richtung hin zu befürchten ist, sind von der Teilnahme auszuschließen. Um da richtig zu sichten, ist freilich eine gute Personalkennntnis der Jugend, die für die Tour in Betracht kommt, erforderlich. Uns leistete in dieser wie in vielen anderen Beziehungen Freund G. unschätzbare Dienste. Wenn wirklich kaum ein Mißton die Harmonie in unserer Wanderbruderschaft störte, so verdanken wir das nicht zuletzt seiner Umsicht bei der Auswahl der Genossen. Als Altersgrenze hatten wir die Zeit zwischen dem 14. und 18. Lebensjahr festgesetzt.

Ohne jegliche Instruktion für die jugendliche Schar wird man nicht auskommen. Die Führer werden sich über diese einigen müssen. Als Grundsatz gelte: Möglichste Freiheit bei unbedingter Folgsamkeit gewissen Forderungen gegenüber. Unseren kurzen „Podrettkommment“ bildeten folgende Punkte: 1. Es wird möglichst geschlossen marschiert; Abschwenkungen vom Wege auf eigene Faust sind unerlaubt; das Hornsignal zur Sammlung muß ohne Verzug beachtet werden. 2. Alle haben gute Kameradschaft unter einander zu halten, Kliquenbildung ist verboten. 3. Während des Marsches darf nur nach eingeholter Erlaubnis getrunken werden; alkoholische Getränke sind im Prinzip ausgeschlossen. 4. Rauchen dürfen alle, denen es zu Hause gestattet ist. 5. Jedes Unwohlsein oder jede Verletzung ist sofort beim „Podrettapotheker“ zu melden. 6. Summa: wer nicht pariert, dem geht es gemein.

Diese Sätze wurden den versammelten Jungens schon einige Zeit vor dem Aufbruch eingeprägt. Zugleich mußten sie sich notieren, was sie an Equipierung mitzunehmen hatten. Die ein-

zelnen Stücke brauche ich nicht aufzuführen, nur darauf möchte ich das Augenmerk richten, daß zu den unentbehrlichen Requiriten gehören: doppelsehliche, und zwar gespeilte Stiefel, am besten Schnürstiefel, neue wollene, nicht baumwollene Strümpfe, da letztere leicht hart und brüchig werden und dann reiben, ein Plaid, das zugleich als Bettdecke dienen kann, und ein Gummi- oder Lodenmantel für Regentage. Zum Unterbringen der Sachen empfiehlt sich der „Rucksack“. Er faßt nicht nur viel, sondern wird auf dem Rücken getragen, was erfahrungsgemäß weit weniger ermüdet als das Tragen einer Tasche in der Hand oder an der Seite.

Unerläßlich ist das Mitnehmen einer kleinen Apotheke. Unser vorsorglicher Reisegefährte, Herr P., hatte sie in geradezu muster-giltiger Weise ausgestattet und sie wurde recht ausgiebig zur Behandlung von Sonnenstichen, Hautabschürfungen, Halschmerzen, Erkältung usw. benutzt. Wie wichtig die rationelle Pflege der Füße bei einer solchen Tour ist, liegt ja auf der Hand. Die bewährtesten Mittel für die Fußpflege sind: der Hirschtalg und das Fußbad in zimmergestandenem Wasser; mit ersterem bestreiche man die Füße am Morgen vor dem Ausmarsch, und das letztere nehme man am Abend vor dem Schlafengehen. Diejenigen unter uns, welche diese Vorsichtsmaßregeln beobachteten, haben während der ganzen Wanderung über keine Blasen, abgeriebenen Stellen, Ermüdung u. dergl. zu klagen gehabt. Freilich, das alles hilft nichts, wenn man in dünnsohligen Stiefeln oder Schuhen tagelang auf der hartgetretenen Landstraße marschiert, oder wenn das Schuhwerk nicht bequem sitzt.

Unser vorsorglicher Apotheker war zugleich unser gewissenhafter Schatzverweser. Ihm mußten von jedem Teilnehmer 20 Rbl. eingezahlt werden, und die Ausgaben wurden dann alle aus der gemeinsamen Kasse bestritten. Für Extraausgaben hatten die Jünglinge ihr kleines Taschengeld, das auch beim Schatzmeister eingezahlt werden konnte und über das er gesondert Buch führte. Wahrlich keine interessante, aber alle Teilnehmer zu wärmstem Dank verpflichtende Arbeit!

Brauche ich noch zu erwähnen, daß frohe Wanderlieder und

Volksweisen auf einer solchen Tour nicht fehlen dürfen? Auf dem Lagerplatz am schattigen Waldesfaum, an schönen Aussichtspunkten auf lustiger Höhe oder im Kahn auf blauer Wasserfläche, beim Marsch in sengender Sonnenglut, wenn die Ermüdung droht, oder in der Abendkühle, wenn am Firmament das letzte Rot erbläzt — immer gibt ein passendes Lied der Stimmung den rechten Ausdruck, macht frisch und froh, erhebt und belebt mit seiner Töne Wundermacht. Wie ist uns das Marschieren leicht geworden, wenn unser alter Sangesmeister, Kantor L., eine fernige Weise anstimmte, etwa: „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang“, „Ich hatt' einen Kameraden“, „Wo frei sich wölbt des Himmels lichter Bogen“ usw. oder wenn, der Stimmung angepaßt, die nimmer veraltenden Volksweisen „In einem kühlen Grunde“, „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“, „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ u. a. m. aus kräftigen Kehlen erklangen! Damit es mit dem Gesang einigermaßen gehe, müssen die Kernlieder einige Mal vor Antritt der Wanderung im Chor durchgesungen werden. Dafür hatte unser lieber L. gesorgt. Ging's auch nicht immer kunstgerecht, die Begeisterung fehlte nie, und durch stete Übung hatten wir uns bald die gebräuchlichsten Weisen so angeeignet, daß auch, die uns hörten, Freude an unserem Gesang hatten. Dem Gedächtnis half ein Büchlein mit 312 Liedertexten nach, das den hübschen Titel „In dulci júbilo“ führt und das sich jeder zur Wanderung für einige Kopfen erstehen und zu sich stecken mußte. ●

Wie schon angedeutet, waren unter den Führern der Jugend die Rollen verteilt. Neben dem Apotheker oder Schatzverweser und dem Sangesmeister standen Freund G. und ich als die ersten Chargierten der fröhlichen Verbindung. Um allen Kompetenzstreitigkeiten zwischen uns aus dem Wege zu gehen, hatte ich nach dem Rezept eines findigen Amtsbruders mit G. abgemacht, daß einen Tag um den andern umschichtig einer von uns beiden in allen Fragen Recht haben und behalten sollte. Ich kann nur sagen, daß sich diese sinnige, wenn auch etwas gewaltsame Methode durchaus bewährt hat. Daß wir uns die beiden Musensöhne als Jugendwächter attachierten, mag manchem Leser gewagt er-

scheinen, hat sich aber auch glänzend bewährt. Die Bildungsträger sollten unbestritten Freund G. und Vater L., jener für die heimatliche Geschichte und dieser für die baltische Flora sein. Was ich etwa noch wußte, durfte ich mittheilen. Im übrigen sollte ein jeder von uns nach bestem Vermögen für fröhliche Wanderstimmung sorgen — und so war wohl alles gut und glücklich vorbereitet. — — —



Herbstmorgen.

Die Hähne krähen dem Licht entgegen,
Aufblitzt verschämt der erste Strahl,
Weissgrauer Tau blinkt auf den Wegen
Und majestätisch dampft das Thal.

Die Elster schwinget flügelkräftig
Laut schwatzend sich von Baum zu Baum,
Die Spinne hängt vielgeschäftig
Gewebe aus am Waldessaum.

Um Eichenwipfel kreist der Krähen
Und Hähner ruhelose Schar,
Wie in Gedanken sinnend stehen
Im Kleefeld Kühe Paar an Paar.

Geruch von Obst und Duft des Mostes
Entströmt der Flur am Gartenrain,
Und wie von Ahnung nahen Frostes
Durchschauert's den entlaubten Hain.

Carl Hunnius.



Herr Mehlhose und die heilige Petersilie.



Eine Schelmengeschichte

von

Eugen Bergmann.

Lebte da einmal vor Zeiten im Paradiese ein Heiliger, dem nichts lieber war, als auf dem Bänkehen vor dem goldenen Himmelstor zu sitzen und dem Läuten der Kirchenglocken auf Erden zuzuhören. Und daran tat er nicht unrecht, denn all die tausend und abertausend Glocken gaben im Zusammenhang eine viel wunderschönere Melodie, als wir es uns hier auf Erden in unserer törichtten Menschenweisheit träumen lassen.

Vor allem aber waren es die Hochzeitsglocken, die es ihm angetan hatten und denen er nicht müde ward mit behaglichem Schmunzeln zu lauschen. Und unter diesen gab es wieder einzelne, die er besonders ins Herz geschlossen hatte und deren Ton er allen anderen vorzog. Er war seiner Zeit ein Glockengießer gewesen und auf die Verwendung einer vielvermögenden Äbtissin, die mit dem Papste Sixtus in weitläufiger Verschwägerung gestanden, unter die kleinen Heiligen versetzt worden. Erst hatte der Papst allerdings garnicht daran wollen, da jedoch die Äbtissin nicht nachgelassen hatte, ihn mit Vorstellungen und Hinweisungen zu plagen, wie Meister Rochus, so hieß der Glockengießer, mehr als einer Kirche und Kapelle die Glocken ohne Entgelt gegossen, hatte er zum Schluß etwas ärgerlich gesagt: „Meinetwegen, einer

hin oder her. Viel Freude wird er in seinem neuen Stande auch nicht haben.“

So war er denn unter die kleinen Heiligen gekommen. Wenn aber der Papst geglaubt hatte, der gute Rochus würde sich seiner neuen Würde nicht genugsam freuen, so hatte er sich gröblich getäuscht. Mit stets erneuter Freude putzte sich der täglich seinen dünnen Heiligenschein blitzblank, trug ihn mit vielem Anstand und nahm es auf die leichte Achsel, wenn ihn die großen Heiligen ein bischen von oben herab behandelten. Auch störte es ihn in seinem Behagen nicht, als Heiliger zweiter Größe mehr auf die Vorhallen und Borräume des Himmels angewiesen zu sein — ein bescheiden Gemüt weiß eben aus jeder Blüte Süßigkeiten zu saugen.

Die Hochzeitsglocken aber klangen seinem Ohr deshalb so lieblich, weil er den Ehestand als den größten Freudenstand erkannt und sieben Frauen auf Erden gehabt hatte. Natürlich nacheinander, denn er war ein gar frommer Christ gewesen und alt und wohlbetagt gestorben. Auch seinen sieben Gattinnen konnte man kein übles Wort nachsagen, sie hatten ihn alle herzlich lieb gehabt, — natürlich nacheinander — und oft sehnte er sich nach ihnen und freute sich schon auf den Augenblick, da er sie den Weg zur Himmelpforte heraufkommen sehen würde. Sie saßen nämlich noch alle sieben im Fegefeuer, weil die Weiberseelen einer längeren Gluthitze ausgesetzt werden müssen, ehe sie von allen Schladen und Unreinigkeiten geläutert sind.

Nun begab es sich aber, daß unser Heiliger, der sonst ein Scherzwort für jede des Weges kommende Seele hatte, zusehends seine gute Laune verlor, täglich verdrossener und mürrischer wurde und dasaß wie einer, dem die Hühner das Brot weggefressen haben. Mehr als einmal schlug ihn der heilige Petrus mit seinem großen Torschlüssel lächelnd auf die Schulter und fragte teilnehmend, wo ihn der Schuh drücke, doch da ihm nur ein Brummen und Knurren als Antwort zu teil wurde, ließ er schließlich den Sauertopf stehn.

Groß war nun sein Erstaunen, als eines schönen Tages der Alte mit dem Wanderstab und Ranzen vor ihn hintrat und

also anhub: „Es geht nicht länger, guter Freund: ich muß wieder einmal auf die Erde und selber nach dem Rechten Umschau halten. Seit einem halben Jahr siehst du mich von Tag zu Tag in größere Mißlaune sinken und heute will ich dir den Grund derselben nicht vorenthalten: ist mir da meine Lieblingsglocke in Verro stumm geworden, und kein einziges Hochzeitsläuten ist in all diesen Monaten von dort her an mein Ohr gedrunken, ganz als hätten sie dajelbst dem Heiraten abgeschworen. Und sie war mir die schönste im ganzen Lande! Klingt sie einmal, so gibt's nur Totenläuten und du weißt — Hochzeitsglocken sind mir lieber.“

Der heilige Petrus lachte über den sonderbaren Schwärmer, der verlorenes Hochzeitsläuten suchen ging, wünschte ihm eine glückliche Reise und sah ihm noch kopfschüttelnd nach, bis er seinen Blicken entschwunden war.

Es war ein warmer Frühlingsabend und dämmerte bereits, als St. Rochus sich dem Ziel seiner Wanderung näherte. An den Hecken blühte der erste Flieder, die Frührosen standen in Knospen und die Luft war voll würzigen Wohlgeruchs, so daß es dem heiligen Alten befiel, es sei das irdische Jammertal am Ende so übel nicht. Wie er nun so seines Weges dahinschritt, Mauern, Dörfer und Kirchtürme immer deutlicher aus der Dämmerung hervortreten sah und dem Vogelgesang lauschte, hörte er auf einmal ein leises Weinen vom Grabenrande her.

Mitleidig wie er war, trat er näher und gewahrte ein rundliches, wohlgekleidetes Weibchen mittleren Alters, das auf einem Stein saß und dem die hellen Tränen über die Backen liefen.

„Was bedrückt Euer Herz, gute Frau?“ fragte er voller Theilnahme und stützte sich auf seinen Bambusstöcken, sie mit freundlichem Blick musternd.

Der ehrwürdige Wanderer mochte ihr Vertrauen einflößen, denn sie trocknete sich das Salzwasser aus den Augen und sagte: „Ach, lieber Herr, Ihr könnt mir doch nicht helfen, und unnütz Geschwätz ist meine Sache nicht. Aber Euer Gesicht gefällt mir, denn Ihr seht aus wie ein Apostel. Ein Reiseprediger seid Ihr zum mindesten, und wenn Ihr meine Geschichte hören wollt,

wäre es übel Ziererei, wenn ich sie Euch böswillig vorenthielte, zumal ein Schwächlein zur gehörigen Stunde das Herz erleichtert. Soll ich Euch die Sache vom ersten Anfang erzählen oder“ —

Der heilige Rochus, der die Erfahrungen, so er im Punkte des Plauschens mit seinen sieben verbliebenen Ehegattinnen — natürlich nacheinander — gemacht, nicht vergessen hatte, winkte milde abwehrend mit der Hand.

„Nein, beste Frau, beginnt mit der Mitte und hört dreiviertel vor dem Ende auf.“

„Mir auch recht“, seufzte sie, „denn wie ich schon sagte: helfen könnt Ihr mir doch nicht. Ich bin eine arme Wittib, ehrlicher Leute Kind aus dem Walfschen, mein Urgroßvater mütterlicherseits —“

„Mit der Mitte, mit der Mitte beginnt.“

„Ganz recht, guter Herr, die Mitte war mein Seliger. Mit sechs Töchtern ließ er mich einsam in der Welt zurück, und es war kein leicht Stück, die sechs Würmer groß zu ziehen. Und nun, frommer Vater, wo sie zu gebildeten Mädchen herangewachsen sind, denn sie tragen weiße Kleider und spielen Klavier, und es sich bei den drei Ältesten langsam zu machen beginnt — nun kommt der Mehlhose und hält all die Reden, eine immer schrecklicher als die andere, eine immer galliger als die andere, nun“, hier brach sie wieder in neues Schluchzen aus, „nun ist die Sache natürlich zu Ende. . .“

„Was machte sich denn? Und welche Sache ist zu Ende?“ fragte er.

Sie trocknete sich eilig die Wangen und begann zu lachen.

„Ihr müßt weit her sein, Alterchen, daß Ihr den Sinn so klarer Rede nicht begreifen könnt. . . Was soll sich denn anders machen, als eine Heirat, und was soll anders zu Ende sein, als ein Verlöbniß? Ja, alter Mann, die drei waren so gut wie verlobt, und das könnt ihr mir ehrlich glauben: sauer genug ist es mir geworden, und manchen Groschen habe ich draufgehn lassen müssen, um die Freier einzufüttern und an mein Haus zu fesseln, zumal der eine nur Sardinen in Öl aß, und die kosten was, denn die zwölf Schachteln, so unser werter Herr Bürgermeister

in den Städtkanal zur Zucht gelassen, wollen nicht fortkommen. Ja, seht, und nun kommt der Mehlhose und“ —

Hier brach sie wieder in Tränen aus und schluchzte so herzbrechend, daß es schier einen Stein hätte erweichen können. Der heilige Rochus wippte ein bischen ungeduldig seinen biegsamen Stab hin und her und sagte: „Ja, aber was ist's nur mit diesem Mehlhose? Schon zweimal erwähntet Ihr dieses Mannes, der mit so seltsamem Namen gekennzeichnet durch die Welt geht, und noch immer weiß ich nicht recht, was er Euch Böses getan.“

Die Witfrau wischte sich von neuem die Augen und hub abermals an zu lachen: „Ei, du grundgütiger Himmel, Ihr müßt aus einer andern Welt sein, wenn Ihr nichts von dem Mehlhose gehört habt. . . Wißt Ihr's, warum meine drei Prachtkinder ihre Freier verloren haben? Weil Ambrosius Mehlhose die Frauen schlecht macht! Wißt Ihr's, warum in Berro keine Hochzeitsglocken mehr läuten? Weil Ambrosius Mehlhose die Ehe blamiert! Wißt Ihr's, warum unserem hochwürdigen Herrn Pfarrer die Butter zum Brot fehlt? Weil ihm Ambrosius Mehlhose durch sein Satansmaul die Hochzeitsgebühren stiehlt, und dabei vor Freude alle Tage dicker und fetter wird und sich behäbig auf den Magen schlägt und triumphierend sagt: „Gelt, Mehlhöschen, nun hast du es deinem seligen Freunde Arthur Schopenhauer“ — sie schrieben sich Briefe, werter Herr — „recht gemacht und einem Mannsmann wieder das Freien verleidet.“ Doch was nützt's darob zu reden! Wenn nicht ein Heiliger selber vom Himmel kommt, um Berro von Mehlhose zu retten, Menschenhilfe kann hier nichts ausrichten. Das haben sogar die Herren vom Magistrat gesagt. Geht lieber Eures Weges und stört mich in meinem Jammer nicht.“

Und wieder hub sie an, wo sie aufgehört und weinte in derselben Tonart weiter, während der Heilige in tiefen Gedanken fürbaß schritt.

„Also da liegt der Hase im Pfeffer“, dachte er bei sich. „Ambrosius Mehlhose ist's, der mir meine Glocke stumm gemacht hat! Nun, lieber Freund“, und er hob drohend seinen Stock,

„nimm dich in acht: mit dem heiligen Rochus ist nicht gut Kirjchen essen, er wird dich lehren, wo Bartel Most holt.“

Er mochte aber kaum fünf Minuten gegangen sein, als ihm zwei dürre Männlein begegneten, die eine Miene aufgesetzt hatten, als hätte ein Reiffrost alles Hoffnungsgrün in ihren Gärten zu Schanden gemacht. Auf dem Rücken trug jeder ein festgeschwürtes Bündel, aus dem gar betrüblich ein Geigenhals hervorshaute, und mit Seufzen und Stöhnen hielten sie auch nicht haus.

Einer gutmütigen Seele fällt es schwer, seine Nebenmenschen mit solchen Gesichtern an sich vorüberziehn zu lassen, ohne ihnen einen Segenspruch mit auf die Wanderschaft zu geben, daher blieb unser Heiliger stehen und sagte:

„Gesegneten Weg, Ihr Herren! Seht mir auch nicht danach aus, als ob Ihr vom Hochzeitsbraten kommt.“

„Hochzeitsbraten“, riefen beide wie aus einem Munde. „Will Er uns hänseln?“ Dann fuhr der Dürre fort: „Nein, Fremdling, danach seht Ihr nicht aus. „Hochzeitsbraten“ — lieber Himmel, wer spricht hier noch davon? Nur Totenfeiern gibt's noch und es läßt sich bereits vorausberechnen, wann man den letzten Bürger Werros zu Grabe trägt. Zacharias Bachhänel heiß ich, und städtischer Kapellmeister war ich, und dies da war mein erster Geiger, und ein auskömmlich Leben hatte ich, so lange die Leute noch ans Heiraten dachten, denn was war ein Hochzeitsfest ohne Bachhänel? Aber da seht Ihr's nun mit eigenen Augen: die Musika wandert aus, dieweil Kunst nach Gunst geht, und noch ferne Zeiten werden dem einen Fluch nachsenden, der Werro um seinen Bachhänel gebracht hat und Ambrosius Mehliose heißt.“

Damit schulterte er seinen Rucksack und ging mit trübem Kopfnicken von dannen.

Dem Heiligen jedoch schwoll das Herz vor ehrlichem Zorn und er zerquälte seine Seele, wie er dem Bösewicht wohl am ehesten beikäme.

Bald hatte er das Städtchen erreicht und stand vor einer Herberge, die auf weißem Grunde in blauen Buchstaben die Inschrift trug: „Zum Schopenhauer“.

Hier trat er ein und fand sich in einem behaglichen Raum, allwo an allen Wänden blinkende Flaschen gestellt waren und dazu Humpen und Becher und Krüglein und was alles noch von Handwerkszeug dazu gehört, um sich die Grillen und Sorgen vom Leibe zu halten. Inmitten all der Herrlichkeiten hantierte ein appetitlich Mädchen, dem es jedoch, trotz all des Schönen, das es umgab, nicht wohl in seiner Haut zu sein schien, denn es fuhr sich bei seinem Eintritt eilig mit ihrem Tuch über die Augen und fragte dann mit etwas verschleierter Stimme nach seinem Begehr. „Auch ein Opfer Mehlhoses!“ sagte er zu sich, forderte ein Schöppllein vom Besten, setzte sich sittig auf einen Stuhl und fragte drauf, da das hübsche Kind noch immer schnuckte und schnuckte: „Was trübt deine Jugend, meine Tochter?“

Sie blickte ihn tränenden Auges an, wie ein schuldlos Reh, dem der Todespfeil im Herzen sitzt und deutete dann nach oben, auf die Zimmerdecke.

„Hört Ihr's“, fragte sie. Und da er nun hinzorchte, war es ihm, als wären über ihren Häuptern alle Bienen und Bremsen und Hornissen des Städtchens untergebracht: es summt und brummt und schwärmt und zirpt und nach einem Weilchen des Stilleseins erklang plötzlich ein Händeklatschen, daß die Lampe, die an einer Schnur von der Decke herabhing, in leichtes Zittern geriet.

„Der Mehlhose hält eine Rede“, sagte sie, „eine Rede „Über die Weiber“, frei nach seinem verstorbenen Freunde, dem entseßlichen Arthur Schopenhauer. Und ein Denkmal wollen sie ihm setzen, hier auf dem Marktplatz, und mein Karl ist auch darunter. Anfangs sträubte er sich, wollte nichts hören von Mehlhoses Teufeleien und versicherte mir einmal über das andere: „Viesel, zwischen uns bleibt's beim alten, und wenn keine Menschenseele in ganz Berro ans Heiraten denkt, wir heiraten.“

Aber nun, — ach, gütiger Vater, welcher Mann widerstände dem Mehlhose? Wie der Magnetberg zieht er sie alle an und wie dem Rattenfänger von Hameln laufen sie ihm alle nach, und seit Wochen wendet mein Karl kaum noch den Kopf nach mir. „Schmalbrüstig“ nennt er mich: „breithüftig“ schimpft er

mich; eine Karrikatur auf das Ideal der Schönheit“ soll ich sein. . . . Und seht mich nur einmal an, ehrwürdiger Fremdling, bin ich denn wirklich so garstig?“

Dabei stellte sie sich vor ihm hin und kehrte sich nach rechts und links, daß dem heiligen Rochus nichts übrig blieb, als zu sagen: „Bildsauber bist du wie ein frischer Apfel und dein Karl ist ein Dummkopf.“

Aber schon legte sie den Finger auf den Mund. „Sie kommen. Der Vortrag ist zu Ende, und der den Zug führt, ist Mehlhose selber.“

Da ward die Tür auch schon aufgerissen und dem lebhaft redenden Schwarm voran schritt ein feister Junggeselle mit Hängebäcken und freudig blitzenden Augen, sauber gekleidet, in Schnallenschuhen und Spizchemisett, einen frischgrünen Lorbeerkranz auf dem Arm, dessen weißseidenes Band in goldenen Lettern die Worte trug: „Ihrem großen Mehlhose seine überzeugten Getreuen.“ — alles in allem: ein Prachtexemplar seiner Gattung, und hinter ihm her, Kopf an Kopf, alles was ledig war männlichen Geschlechts in Werro, vom verhußelten Sechziger bis zum grünsten Ladenbuben.

Als der Schritt des letzten verklungen und die Stube wieder rein war, trat der Heilige einen Schritt an das Mägdlein heran, fuhr ihr mit der Hand freundlich über die blonden Zöpfe, denn sein Herz war der Schönheit zugetan, und sprach: „Weine nicht mehr, Du hübsche Kleine. Dem Mehlhose wollen wir die Sache einbrocken“. Sie schüttelte ungläubig das Haupt. „Ach, guter Herr, es ist schon alles versucht bis auf eins: wir unverehelichten Frauen der Stadt haben eine berühmte Kartenlegerin aus Riga kommen lassen, die heute um Mitternacht eintrifft, und unter deren Vorsitz wir im Rathausaal eine Versammlung abhalten und die Karten befragen wollen.“

Da lächelte der Alte insgeheim in seinen grauen Bart und gedachte der Kartenlegerin zuvorzukommen; ließ sich Straße und Hausnummer des unseligen Mehlhose nennen und sich dann ein stilles Zimmer für die Nacht anweisen.

Etliche Stunden nachher, da alles im Hause in festem Schlaf

lag, verließ er sein Lager und ging hinaus auf die Straße, die ein silberner Mondenschein überstäubte.

Nur in den Lindenwipfeln wiegte sich der Nachtwind und ein Brunnen rauschte leise, sonst war es ringsum still. Mit unhörbarem Schritt ging der Alte seines Weges, bis er an das gesuchte Haus gekommen war. Lautlos sprang die schwere Eichentür auf, als er mit seinem heiligen Finger an das Schloß getippt hatte; er durchschritt einen hohen Vorraum und trat in ein geräumiges Gemach, das der Mond nur spärlich erhellte. Doch sah man trotzdem, daß es von einem bewohnt war, der sich nichts fehlen ließ: kostbare Bilder hingen an den Wänden, weiche Teppiche bedeckten die Diele und auf einem schön geschnitzten Postament stand eine Marmorbüste Arthur Schopenhauers, die den grünen Lorbeerfranz trug.

Aus einem Nebenzimmer aber klang gesundes Schnarchen. Das kam von Herrn Mehlhose, der dort den Schlaf der Gerechten schlief, ohne Anfechtung und Sorge.

St. Rochus trat jetzt vor einen Spiegel und zog den Heiligenschein aus der Tasche, den er sich über das Haupt stülpte. Zum erstenmal jedoch ärgerte es ihn ein wenig, daß der Papst ihn nicht unter die großen Heiligen versetzt hatte, denn das Scheinchen, das sich um seinen Scheitel wölbte, war dünn und unansehnlich und schimmerte nur schwach. Als er so mit seinen Vorbereitungen zu Ende war, griff er nach seinem Bambusstecken und trat vor das Lager des Weiberhassers.

„Wache auf, Ambrosius Mehlhose“, rief er mit tönender Stimme, „wache auf, der heilige Rochus steht vor Dir und hat mit Dir zu reden.“

Der also Angerufene regte sich ein wenig, öffnete die Augen und blinzelte ihn mit listigem Augenzwinkern von der Seite an.

„Wisse, Ambrosius Mehlhose, Deine Taten schreien zum Himmel und ein übler Ruf geht vor Dir her. . . Verlasse den Weg, den Du wandelst, kehre um und besinne Dich, ehe es zu spät ist. Anstatt die Ehe zu verfolgen, tritt in ihren geheiligten Tempel ein, denn ich, der heilige Rochus, der Schutzpatron sämtlicher Hochzeitsglocken, befehle es Dir“.

Herr Mehlhose zwinkerte wieder mit den Augen, gähnte laut ein-, zweimal und sagte dann, sich auf die andere Seite wendend: „Wer krachelt da?“ Darauf begann er wieder zu schnarchen, als stünde Hinz oder Kunz vor seinem Bett und unser Rochus merkte betrübten Herzens zum anderen Male, daß er doch nur ein kleiner Heiliger war! Und da konnte er sich nicht länger halten: mit beiden Händen hub er seinen Bambus und ließ ihn so wuchtig auf den weichen Mehlhose niedersinken, daß es nur so klatschte. Im nächsten Augenblick aber war er in einer leichten Nebelwolke aus dem Zimmer verschwunden, und als der verstockte Sünder nach Licht und Streichholz griff, war alles öde und einsam und es blieb ihm nichts übrig, als in stillem Ingrimme die schmerzende Stelle zu reiben und bei sich zu denken: „Das Podagra hat böse Träume im Gefolge, war mir doch, als schwächte jemand.“

Unser Heiliger hätte nun seine Nebelgestalt benutzen und sich wieder direkt auf sein Bänkchen vor der Paradiesespforte bringen lassen können, wenn ihm nicht als ehrlicher Haut die unbezahlte Zeche im Wirtshause am Herzen gelegen. So ließ er sich denn zuvörderst auf sein Gasthospbett nieder und trat am nächsten Morgen in stiller Wehmut seiner Machtlosigkeit wegen jenem Bösewicht gegenüber, abermals vor das Liesel, um sein Mäzchen von gestern bei Heller und Pfennig zu bezahlen.

Hatte die schmuße Dirn nun gestern mit verweinten Augen vor ihm gestanden, so schaute sie heute so fröhlich wie ein junger Frühlingmorgen in die Welt, und da er sie nach dem Grunde solchen Wetterumschlages fragte, entgegnete sie: „Ach, fremder Vater, es ist ein altes Wahrwort: gute Gedanken kommen über Nacht. Wenn sie auch diesmal nicht selber gekommen, sondern in den Karten gelegen — was tut's?“

Wißt, jene weise Frau, die mit Hilfe der bunten Blätter die Zukunft durchdringt, sprach: „Ich kann's nicht ändern, aber vernagelter als ein Paar Bergschuhe seid Ihr alle zusamt gewesen, Ihr Töchter Werros! Habt im Himmel eine Schutzheilige, die nur den kleinen Finger zu rühren braucht, um Eurer Not ein Ende zu machen und schreibt ihr kein Bittgesuch und sendet ihr

nicht das kleinste Schriftstück Habt Ihr die heilige Petersilie ganz vergessen?“ Und da, ehrwürdiger Mann, ist's uns wie Schuppen von den Augen gefallen! Hier“ — sie zog ein gefaltet Pergament aus dem Busen — „haben wir auf sieben Ellen Mehlahoses Schandtaten verzeichnet, und es reichte noch nicht; dreihundert Unterschriften sind darunter gesetzt, und unsere Seelen in die Bitte gelegt. Und nicht wahr, frommer Vater, Ihr werdet's besorgen, denn Ihr seht mir jaust so aus, als stündet Ihr mit allen Heiligen auf gutem Fuß.“

Da lächelte St. Rochus während und sprach: „Gib her.“ Im stillen aber gab es seinem Herzen doch einen kleinen Stich, sich so von einer Kartenlegerin den Rang abgelaufen zu sehen und er sah ein, es sei im Grunde kein groß Glück, den kleinen Heiligen beigezählt zu werden.

Dann gab er dem Viesel einen herzhaften Kuß auf die Wange, denn er war dem Ewig-Weiblichen noch lange nicht erstorben, und zog seine Straße, bis er wieder vor dem Himmels- tor stand. Dem heiligen Petrus, der neugierig nach dem Wie und Was fragte, winkte er nur abwehrend zu, ließ sich eilig die goldene Pforte aufschließen und schritt dann spornstreichs auf eine Tür zu, von der er wußte, sie führe in das Gemach der gesuchten Heiligen.

Wie es nun oft auf Erden zu gehn pflegt, daß man sich ganz unzureichende Vorstellungen von himmlischen Dingen macht, so muß der Erzähler dieser durchaus wahrhaften Geschichte hier gleich bemerken, es spiegelt sich ein total falsches Bild der heiligen Petersilie in Menschenköpfen. Wer da glaubt, hinter jener Tür hätte eine schwarzgekleidete, mürrische, angejahrte und von Eßig- wolken umgebene Person gesessen, irrt ganz gewaltig. Auf das bescheidene Klopfen des heiligen Rochus rief ein fröhliches Stimmchen „Herein“ und da die Tür aufging, stund er so viel Holdselig- keit gegenüber, daß ihm schier die Augen übergingen.

Auf einem von bunten Blumen und zartgrünen Petersilien- blättern gebildeten Thron saß die lieblichste Jungfrau mit freund- lichen Zügen und blauen Augen, und über ihren blonden Köpfen schwebte ein so hellblinkender Streif, daß er gleich daran

merkte, wie tief seine mühsam erworbene Heiligkeit unter dieser stand!

Eine goldene Harfe ruhte auf ihrem Schoß und ein Stieglitz, der sich's auf ihrer Schulter wohl sein ließ, guckte den Weißbart neugierig an.

In wohlgefügtten Worten erzählte er ihr seinen Kummer und verschwieg auch nicht die geringste Einzelheit seines mißglückten Versuches, die schwarze Seele jenes Ehefeindes auf den Pfad der Tugend zu führen. Als sie ihn gehört und die Pergamentrolle flüchtig durchflogen, beschattete eine Wolke des Unmuts ihre reine Stirn. „Ein Weh und Ach über solche Verblendung!“ rief sie. „Wenn von jemandem das Wort gilt: „sie wissen nicht, was sie aufgeben“, so von jenen Kaltherzigen, die da können, aber nicht wollen . . . Es ist Zeit, diesem sündhaften Treiben ein Ende zu machen. Ich danke Dir für alles, was Du getan und gelobe Dir mit meinem heiligen Worte: Deine Hochzeitsglocke soll Dir wieder erklingen, und diesem Mehlhose sollen die Giftzähne ausgebrochen werden.“

Darauf verabschiedete sie ihn huldvoll, um noch einmal in Ruhe die Schrift zu studieren, und er ging getröstet an seinen Ort.

* * *

Einige Tage nachher hatte Herr Ambrosius Mehlhose abermals einen Vortrag vor allen Ehelosen der Stadt gehalten und in glänzender Rede ein Langes und Breites nachzuweisen versucht, es sei der Stand der Junggesellen direkt dem Stande der Erzengel nachgebildet, es sei die Ehe die kostspieligste Form der Liebe und was dergleichen dumme und sündhafte Redensarten noch mehr sind.

Abends saß er nun, wohlgelaunt und selbstzufrieden, nach wacker vollbrachtem Tagewerk in einem blauweidenen Schlafrock gehüllt auf weichem Stuhl und dachte über ein mehrbändiges Werk nach, das er zu schreiben gesonnen war und das den Titel „Nur nicht heiraten!“ führen und dem Andenken seines Freundes und Fettschs Schopenhauer gewidmet sein sollte, als

etwas Wunderbares geschah: ein bläulicher Schein erfüllte plötzlich das Gemach, ein würziger Duft nach frischem Petersilienkraut verbreitete sich und vor ihm stand auf einer silbergesäumten rosigen Wolke in weißem, sternbesäetem Gewande die Schutzpatronin aller ledigen Jungfrauen. Und Mehlhose, der wohl wußte, wie Schönheit aussah, sagte nichts weiter als: „Poż Bliż!“

Die heilige Petersilie sah ihn erst eine kleine Weile mit einem Lächeln an, das aus Spott und Mitleid gemischt war, hub dann ihre goldene Harfe und, nachdem sie ein paar Griffe in die Saiten getan hatte, begann sie mit glockenheller Stimme folgendes Lied:

„Böse alte Junggesellen,
In den Himmel kommt Ihr nicht,
Denn es wird kein Grethchen voll Erbarmen hier
Bitten für Euch Arme an der Gnadentür.

Böse alte Junggesellen,
In die Hölle kommt Ihr nicht!
Eure Seelen, die auf Erden dürr wie Sand,
Würden auch nicht brennen in der Höllen Brand.

Böse alte Junggesellen,
Herzensstarre, nach Verdienst,
Werdet Ihr einst — —“

Hier brach sie ab.

„Mehlhose“, sprach sie drauf mit milder Stimme, „ich kenne Dein schwarzes Herz, Deinen verstockten Sinn und weiß, es vermögen Worte nichts über Dich. Aber Du dauerst mich, Armster, und in Dir Deine Gesinnungsgenossen und die von Dir Irregeleiteten. Retten möchte ich Euch . . . Setze Dich her zu mir auf den Rand dieser Wolke, auf daß Du mit eigenen Augen siehst, was Eurer harrt.“

Wie es nun kam, wer weiß das — jedoch setzte sich Mehlhose gehorsam auf den ihm angewiesenen Platz, und ehe er sich's versah, erhob sich die Wolke und schwebte langsam mit ihren Insassen aus dem Zimmer.

Und höher und höher stieg sie — vorüber den Nebeln, die als Nachtwolken am Himmel schwammen, vorüber den Sternen,

die als farbige Kugeln ihre ewigen Bahnen wandelten, immer hinauf, hinauf in eine grenzenlose Stille. Und wenn Mehlhose einen Blick auf die Erde hinabwarf, kam ihn fast ein Schwindel an, denn wie ein Pünktchen lag sie unter ihm, kaum sichtbar, kaum erkenntlich.

Endlich hielten sie vor dem Himmelstor. Der heilige Rochus konnte ein heimliches Lachen kaum verbeißen, als er den wohlbeleibten Mehlhose wie einen armen Sünder hinter der schlanken Heiligen einherwatscheln und hinter den schimmernden Türflügeln verschwinden sah!

Unterdessen waren die beiden in eine stille Halle getreten. Riesenpfeiler stützten sie, und viele, viele Türen gingen von ihr aus nach allen Richtungen.

Die heilige Petersilie deutete auf eine, über der in diamantenen Lettern: „Himmel der Eheleute“ zu lesen war.

„Gehe bis an das Schiebfenster, Mehlhose, und wirf einen Blick herein“, sagte sie langsam und feierlich und er gehorchte.

Es war ein gar lieblich und wunderbar Bild, das er schaute: auf blumiger Wiese unter fruchtbeladenen Bäumen saßen in Gruppen die Eheleute; zu ihren Füßen spielten anmutige Kindlein und herzige Engel flatterten durch die Luft und schlangen zierliche Gewinde aus blaßroten Rosen um die in Liebe Vereinten. Himmlische Harfenweisen erklangen und über dem allen lag Friede und Ruhe. Ehe er sich noch recht an dem schönen Bilde satt gesehn, deutete die Heilige auf eine zweite Tür, über der aus Dornen und Disteln die Buchstaben zusammengefügt waren: „Himmel der Junggesellen“.

„Hebe das Schiebfenster, Mehlhose, wirf einen Blick hinein und — wähle.“

Und er gehorchte abermals. Aber das Herz erschauerte ihm und sein Atem drohte zu stoßen: er sah eine weite, eisbedeckte Fläche; ein bleigrauer Himmel hing über ihr und ein heulender Wind fegte über die nackte Einsamkeit dahin. Kein Baum, kein Strauch, nur Todesgrauen und Öde . . . und auf dieser Ebene, die sich endlos, endlos vor ihm auszudehnen schien, standen vereist und erstarrt in unabsehbaren Reihen mit auf der Brust ge-

hefteten Pappschildern seine Fahrenbrüder, die Junggesellen . . .
Gesondert und für sich, in einem Eisblock wie eine Spinne im
Bernstein, aber als der Schlimmsten einer — sein Götze, sein
Idol, sein Abgott — — Arthur Schopenhauer . . .

Mit einem Wehruf sank Mehlhose zu Boden, während die
Heilige ihren Schluppers also absang:

„Böse alte Junggesellen,
Herzensstarre, nach Verdienst
Werdet Ihr einst auf dem Nordpol jener Welt
In vereistem Zustand büßend kalt gestellt.“

*

*

*

Die gelbgewordenen Blätter des Kirchenbuches, dem ich diese
Geschichte nacherzähle, schließen den wahrheitsgetreuen Bericht mit
folgenden Worten:

„Also ward, wie weiland ein Saulus zum Paulus, der
Mehlhose befehrt und ehelichte die ehrsame und viel tugendreiche
Jungfrau Emerentia Bösebüttel, Tochter Heinrich Bösebüttel und
seiner Eheliebsten Amanda. Hernach aber kunnt das Pfarrstübel
die Menge derer nit fassen, so sich zum heil. Sacrament der Ehe
drängten, und der Arm des Glockenläuters lief blau an, dieweil
er bei Tag und Nacht am Strang zog und frigt erst sein ehrlich
weiß Fell wieder, da der Pfarrherr über den letzten, des Kuh-
buben Sohn, den Heiratsseggen sprach.“

Sollte jedoch unter denen, die diese Geschichte lesen, einer
sein, der auf Mehlhoses bösen Wegen wandelt, so befehre er
sich und warte nicht bis ihm die Heilige selber erscheine.

Er könnte am Ende lange warten!



Die Bergkirche unseres Erlösers zu Wang.



Eine Skizze

von

Mag. theol. **J. Frey.**

Wer auf der schlesischen Gebirgsbahn der deutsch-österreichischen Grenze sich naht, dem grüßt schon von ferne der mächtige Bergkamm des Riesengebirges entgegen. Je näher man kommt, desto gewaltiger wächst die gigantische Gebirgsmauer empor. Sie wirkt um so imposanter, als sie auf dieser Seite — im Norden — fast unmittelbar aus der weiten Talebene emporsteigt. Scharf heben sich die Konturen des Grates vom hellen Himmel ab, bewundernd folgt der Blick der vielgestaltigen Linie und bleibt auf der schöngeformten Pyramide der höchsten Spitze haften. Es ist die Schneekoppe, die Königin des ganzen Sudetenzuges und des gesamten deutschen Mittelgebirges (1605 m). —

Zu ihren Füßen breitet sich gen Norden ein reiches Kulturland aus. Blühende Ortschaften, zahlreiche Einzelgehöfte blicken überall aus dem frischen Grün der Wälder und Fluren hervor.

In Hirschberg verlassen wir den Schnellzug, der uns von Schlesiens Hauptstadt hergebracht, und besteigen die zierlichen Wagen der Gebirgsbahn, die uns zum Fuße der Schneekoppe bringt. Es ist eine fröhliche Fahrt. Zuerst geht's zwischen blühenden Wiesen und wogenden Feldern hin, dann umfängt uns schattiger, dunkler Hochwald, doch nur auf kurzen Strecken, überall

blicken uns freundliche Ansiedlungen entgegen, Bauerngehöfte, Villen und manch schmuckes Schlöflein. —

„Station Zillertal!“ — Zillertal? Ja, sind wir denn in Tirol und nicht in Schlesiens? Wahrhaftig, die Häuser dort mit ihren weit ausladenden, steinbeschwerten Schindeldächern und den umlaufenden Galerien, das ist echte Tiroler Bauart. Wir täuschen uns nicht. Tiroler sind's, Zillertaler, die hier leben. Um ihres evangelischen Glaubens willen aus der geliebten Alpenheimat vertrieben, haben sie hier eine zweite Heimat gefunden und ein neues, evangelisches „Zillertal“ gegründet, jetzt — nach 70 Jahren — ein blühendes Gemeinwesen, das durch seine großen Flachspinnereien und Webereien weithin bekannt ist.

Keuchend und seufzend schleppt die kleine, starke Berglokomotive den Zug den steilen Hang hinan. Immer weiter öffnet sich auf der einen Seite der Blick über die lichte fruchtbare Talebene, und immer gewaltiger und massiger wächst auf der anderen die dunkle Wand des Riesenkammes empor. Jetzt sind wir in Krummhübel, dem Endpunkt der Bahn. Weit verstreut liegen am Hange des Gebirges die schmucken Villen und Gehöfte des belebten Ortes, von blühenden Gärten und grünenden Wiesen umgeben, ein überaus freundliches und malerisches Bild.

Horch, wie hell das Glöcklein tönt über das Tal! Dort oben zwischen den dunklen Bäumen des Waldes glitzert ein goldenes Kreuz in der Sonne, das ist unser Ziel. Noch eine Wendung der Straße, da liegt es vor uns. Aber wie seltsam! Wädhnten wir uns drunten in Zillertal in die Tiroler Alpenwelt versetzt, so hier plötzlich an die nordischen Fjorde, die meerumrauschten Felsen des norwegischen Hochlandes. Das dunkelgebräunte Gebälk, das hohe Giebeldach mit dem zierlichen Dachreiter und den weit hervorragenden Schiffschnäbeln, — es sind die charakteristischen Eigentümlichkeiten der norwegischen Stabkirchen, die wir vor uns sehen. Und in der That, wie drunten in Zillertal, so ist's auch hier nicht eine Nachahmung fremdländischer Bauweise, sondern ein aus seiner Heimat vertriebener Fremdling, der hier in Schlesiens Bergen seine Ruhestätte gefunden. Derselbe König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen,

der jenen tirolischen Glaubensbrüdern so liebevolle Aufnahme auf seinem Grund und Boden gewährt, hat auch dieses nordische Kirchlein, das in seiner Heimat dem Tode geweiht war, hierher versetzt, auf daß aufs neue in ihm evangelische Predigt erschalle.

Viele, viele Jahrhunderte hatte die Kirche in ihrer ursprünglichen Heimat am Wanger See bei Drontheim in Norwegen gestanden. Der anwachsenden Gemeinde zu klein geworden, sollte sie durch einen größeren modernen Bau ersetzt werden und wurde zum Abbruche als „altes Brennholz“ ausgeben. Der kunstsinige König von Preußen erstand sie für den „teuren“ Preis von ganzen 80 Spezies-Talern, ließ sie von einem kunstverständigen Architekten auf das Vorsichtigste abbrechen, nach Deutschland hinüberschaffen und genau nach ihrer ursprünglichen Anlage an der Stelle wieder aufrichten, an der sie heute steht. Er hätte in seinem ganzen Königreich keinen passenderen und schöneren Platz für dieses echte rechte Bergkirchlein finden können, als an dem waldumrauschten Hange des mächtigen schlesischen Gebirgsstockes. Das altehrwürdige, kunstreiche Gotteshaus inmitten der majestätischen Gebirgswelt, — es ist wie ein edles Kleinod in kostbarer Fassung. Und in der That, ein edel Kleinod hat der kunstsinige König in diesem Denkmal nordischer Holzkunst uns erhalten. Einzigartig in deutschen Landen, hat diese Kirche auch in ihrer nordischen Heimat verhältnismäßig nur noch wenige Seitenstücke. Eine um die andere sind zahlreiche alte Holzkirchen der Vernichtung anheimgefallen, und welche wertvolle Denkmäler mittelalterlicher Kunstgeschichte damit verloren gegangen sind, davon zeugen die reich geschnitzten Portale, die in der Sammlung nordischer Altertümer der Universität Christiania aufbewahrt werden. Hier und da im norwegischen Lande verstreut finden sich noch einige wenige derartige Kirchen, zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten, zum Teil aber auch durch moderne Umbauten entstellt. Auch die in den Park von Schloß Oskarshall bei Christiania übertragene Kirche hat bei ihrer Wiederaufrichtung eine starke Restaurierung erfahren.

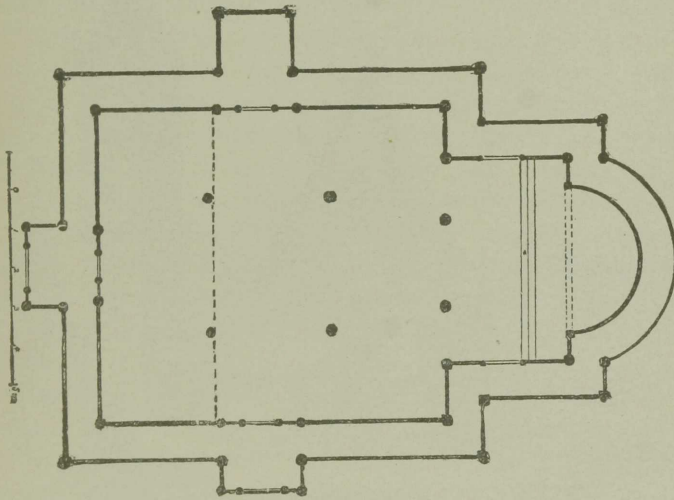
Und wenn auch das schlesische Kirchlein zu Wang bei seinem Wiederaufbau in manchen Teilen hat erneuert werden müssen,

So ist doch das Charakteristische der ganzen Anlage glücklich gewahrt und das Schadhafte durchaus im Stil des Alten ergänzt worden. So kann dieses ehrwürdige kirchliche Denkmal aus altersgrauer Vorzeit ein ganz hervorragendes kunstgeschichtliches Interesse beanspruchen, und das um so mehr, als es eine der ältesten Kirchen dieser Art ist. Urkundlich wird sie zuerst in den Rechenschaftsberichten der päpstlichen Nuntien 1327 erwähnt. Sie ist aber noch älter. Der eigentümliche Charakter der Ornamentik läßt erkennen, daß sie der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehört, jedenfalls vor 1250 erbaut ist.

Aus dem norwegischen Bauernhaus hervorgewachsen, tragen diese Kirchen in Anlage und Ausführung den Charakter dieser Holzbauten. Zum Teil sind sie nach Art der Blockhäuser aus horizontal geschichteten, an den Enden sich überschneidenden Balken gebaut. Die Fugen sind mit Moos verstopft und die Baumstämme vielfach mit Brettern und Bohlen benagelt. Andere dieser Bauten, die sogenannten Reiserk- oder Stabkirchen (Stav), sind aus aufrecht stehenden Bohlen errichtet, die eingespundet sind. Dieses ist die ausgesprochen nationale Bauweise Norwegens, während die meisten schwedischen Holzkirchen der Blockhauskonstruktion vor dem Stabwerke den Vorzug geben. So gehört denn auch die Kirche Wang der echt norwegischen Gruppe der Stab- oder Reiserkkirchen an.

Den Mittelpunkt der ganzen Anlage bildet ein von Holzsäulen getragenes, nahezu quadratisches Langhaus, dem östlich ein nur wenig schmalerer Vorraum mit halbkreisförmiger Altarapside sich anschließt. In der Kirche Wang beträgt die Zahl der Hauptstützen nur vier, zwei weitere trennen den Chorraum vom Langhaus, bei anderen Kirchen ist die Zahl der Stützen oft viel größer. Diese mächtigen mastbaumartigen Holzsäulen sind durch horizontal eingezogene Bohlen, Kreuzhölzer und Kopfhölzer versteift, um die Last des Dachwerks tragen zu können. In diesem ganzen Strebewerk treten uns die den romanischen Rundbögen ähnlichen geschweiften Formen der Schiffszimmerkunst entgegen, wie denn überhaupt der enge Zusammenhang dieser ganzen Holzarchitektur mit den handwerklichen Gewohnheiten und

Traditionen eines Seefahrenden Volkes nicht zu verkennen ist. Hierher gehören auch die eigentümlichen weit emporragenden Dachverzierungen, die dem Beschauer durch ihre Größe und drachenähnliche Gestalt so befremdlich in die Augen fallen. Diese Ausläufer an den Dachenden mit ihren dreihöckerigen Rücken und dreizipfligen Spitzen sind nicht willkürliche Schnitzwerke, wie man vielfach in oberflächlicher Vergleichung mit den Giebelschnitzereien der Schweizerhäuser behauptet hat, sondern fraglos Nachbildungen von Schiffsnäbeln. Ganz ähnliche, sich aufbäumenden Drachengleichende Verzierungen schmückten die Schnäbel der alten Wikingerschiffe.



Grundriss der Kirche Wang.

Noch charakteristischer, als das Innere, wirkt das Äußere der Kirche. Den rechteckigen Hauptraum überdeckt ein hoch emporragendes steiles Satteldach, auf dem sich ein gleichfalls viereckiger Dachreiter, durch ein kleineres Türmchen überhöht, erhebt. Den ganzen Kirchenbau umgibt eine kreuzgangartige Säulengalerie, die von den Portalvorbauten in malerischer Weise unterbrochen wird. Es ist der sogenannte Lopp- oder Svalegang. Dieser gegen die Unbilden der Witterung vollkommen geschlossene Raum

dient im Winter als natürliche Schutzwehr gegen Kälte und Schneestürme, bei überfüllter Kirche auch als Aufenthaltsraum. Kleine zum Aufschieben eingerichtete Fenster in der inneren Kirchenwand ermöglichen es den in diesem Umgange Stehenden am Gottesdienste teilzunehmen.

An der Nordseite erfährt dieser Umgang eine Unterbrechung durch eine kleine vorgebaute Sakristei. An der Südseite entspricht ihr ein Portalvorbau, an den sich ein verdeckter Säulen-

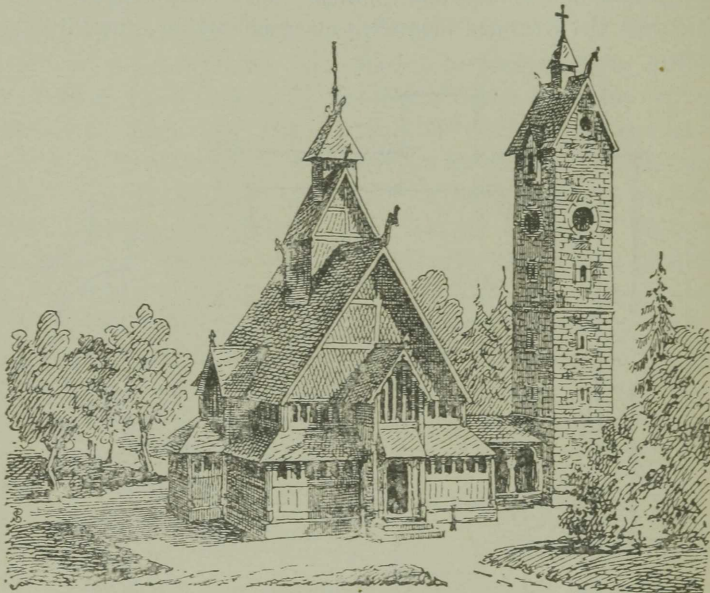


PHOTO STUDDERS & SÖHN. REUDITZ

Kirche Wang. Äusseres.

gang schließt, der zum freistehenden, aus Granitquadern errichteten Glockenturm hinüberführt. Auch dieser trägt als Abschluß ein Satteldach mit kleinem Dachreiter und drachenförmigen Verzierungen.

Die Giebel sind mit schuppenartig geschnitzten Brettern verkleidet, die die kreuzförmig sich überschneidenden Hauptstrebebalken sichtbar werden lassen. Bei den Portalvorbauten ist die Wand

in schmale Fenster aufgelöst, die zur Mitte ansteigend einen überaus zierlichen Eindruck machen.

Insbesondere reizvoll und originell sind aber die kunstreich geschnitzten Ornamente, die besonders ausgezeichnete Stellen wie Portale und Säulentapitäle schmücken. Uralte Band-, Schlangen- und Drachennotive finden hier eine ebenso malerische wie kunstvolle Verwendung. In seltsam phantastischer Verschlingung überspinnen sie die Säulen und Wandflächen und erinnern mit ihren eigenartigen Arabesken vielfach an Schriftschnörkel in alten Manuskripten. Der Stilcharakter ist durchaus der der nordisch-germanischen Kunst. „Man dürfte — so heißt es in einem Spezialwerke über die Holzbaukunst Norwegens — diese Verzierungen mit ihren eigentümlichen Bandverschlingungen und Tieren mit zwei, wohl auch vier Füßen, mit hinten rund, vorn spitz gebildeten Augen, mit Zopf und geschwungenem Mund wohl am besten zu der irischen (keltischen) Ornamentik rechnen. Die Schlingen der Planken sind rhythmisch angeordnet und bewegen sich von unten aufwärts in regelmäßig rückkehrenden Wellenlinien, zwischen welchen sich in wildphantastischer Freiheit fabelhafte Tiergebilde bewegen. In den ältesten Denkmälern sind diese Tierbilder (aus der Heidenzeit) fast allein ornamental verwertet. Später kommt das vegetabilische Ornament hinzu, bis dieses das animalische ganz verdrängt. Dieses Überwuchern des Pflanzenornamentes deutet die Verfallzeit der nordischen Holzschnitzereien an. Daraus geht hervor, daß die Schnitzereien unserer Kirche noch aus der Blüteperiode der altnordischen Holzschnitzkunst, also aus etwa 1250, stammen müssen. Im allgemeinen entwickelt sich bei den Planken aus einem Drachentopfe die aufsteigende Ornamentik in sogenannten Rebenschlingen und endigt in zwei mächtigen Eckdrachen, welche sich in ein geflügeltes, mit dem Kopf nach unten gerichtetes, ebenfalls drachenartiges Tier festbeißen“ (vgl. die nächste Abbildung).

Beim Eintritt durch das westliche Hauptportal fallen uns gleich die beiden mit tierartigem Ornament überzogenen, das äußere Portal flankierenden Halbsäulen ins Auge, sowie die auf den Kapitälern stehenden merkwürdigen Tierfiguren. Es sind

stilisierte Löwen mit hochauferichteten Köpfen. Interessant ist die Behandlung der Haare, die sich wie Bandstreifen um den Körper legen, sowie die eigentümliche Gestaltung der Pfoten. Mit leicht nach vorn gewendeten Köpfen blicken diese grimmigen Torwächter zähnefletschend dem Beschauer entgegen. Solche Löwen-



Ornament am Inneren des Südportals
in der Kirche Wang.

auffätze, umgeben von reichster Ornamentik, weist auch das innere Portal auf, das aus dem Laufgange in das Kirchenschiff führt. Ähnliches, womöglich noch reicheres Schmuckwerk zeigen uns im Inneren der Kirche die Einfassungen der nördlichen und südlichen Tür. Die letztere überspannt ein dreiteiliger, sogenannter Kleeblattbogen. Das Eintreten dieser Bogenform ist ein weiterer Beweis dafür, daß die Herstellung der Schnitzereien in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts fallen muß. Etwa um diese Zeit, bald nach 1200, tritt der Kleeblattbogen in den Stein-

bauten Norwegens auf, und erst von hier aus ist er in die Holzbauten übergegangen. An diesem Portal, wie auch sonst, fallen uns unter dem Schnitzwerk eigentümlich in das Ornament hineingezogene Menschenköpfe auf, die an den Halbsäulen angebracht sind.

Das diesem Portal gegenüberliegende Nordportal, das zur

Sakristei führt, ist von einem Rundbogen überspannt. Beachtenswert ist derselbe auch noch durch eine dort eingeschnittene Runenschrift. Diese wird gedeutet: „Einarði ríkte mich. St. Olaf.“, d. h. „Von Einarði zu St. Olafs Ehren geschnitzt“. Gemeint ist König Olaf II., der Heilige (1017—1030), der das Christentum in Norwegen zur endgiltigen Herrschaft brachte und als Schutzheiliger Norwegens angerufen und in der Folge von allen nordischen Völkern verehrt wurde. Ihm zu Ehren hat König Oskar 1847 den norwegischen Orden des heiligen Olaf gestiftet. Ihm ist auch die St. Olafkirche in Reval geweiht.

Wie die Türeinfassungen, so sind auch die Säulenkapitäle mit kunstreichen Schnitzereien verziert, und auch hier finden wir die gleichen Bandverschlingungen mit den schlangen- und drachenartigen Gebilden und mythologischen Tiergestalten. Aus der alten norwegischen Kirche stammen jedoch nur die vier Hauptsäulen des Langhauses. Die Säulen an dem Eingang in den Chor sind neue Arbeiten, die sich in ihrem Stile den alten Darstellungen anpassen. Auch sie zeigen eine hohe Kunstfertigkeit ihres Meisters. An dem Kapital der südlichen Säule, neben welcher die alte Kanzel steht, ist der Sieg Davids über Goliath, an dem der nördlichen Daniel in der Löwengrube dargestellt. Von der Hand desselben Meisters stammt auch das mächtige Kreuz hinter dem frei in der Apsis stehenden Altare. Es ist aus Eichenholz geschnitzt und mit den altchristlichen Symbolen des heiligen Abendmahles, Ähren und Weinreben, und den Attributen der vier Evangelisten geschmückt. Besonders fein ist der aus Lindenholz geschnitzte Körper des gekreuzigten Heilandes gearbeitet. Eine weitere Zier des Altarraumes bilden zwei aus Holz geschnitzte Kandelaber die zu beiden Seiten des Altars auf gleichfalls hölzernen, kunstreich gearbeiteten Postamenten stehen. Auch die beiden auf dem Altar stehenden kleineren Leuchter sind aus Lindenholz geschnitzt.

Weitere neue Schnitzereien enthält auch die kleine Sakristei. In ihr stehen auf kleinen Postamenten die Statuen Luthers, Melancthons und des Kurfürsten Friedrich des Weisen, sowie eine Darstellung der Gefangennahme und Wegführung Luthers

auf die Wartburg. Diese Stücke sind insofern interessant, als sie dem Holz der Lutherbuche bei Altenstein entstammen, bei der Friedrich der Weise 1521 Luther gefangen nehmen ließ. Sie sind Geschenke des Königs Friedrich Wilhelm IV.

Vom südlichen Portal der Kirche führt ein gedeckter Bogen- gang zu dem Glockenturme, in dem die beiden großen Glocken hängen. Eine dritte kleinere Glocke hängt in dem Türmchen über der Kirche. Diese Glocken sind gleichfalls Geschenke des Königs, der selbst die Namen und Inschriften ausgewählt hat, die auf den Glocken stehen. Die größte Glocke, die $3\frac{1}{2}$ Zentner wiegt, heißt „Lob Christi“ und trägt als Inschrift die vier ersten Verse des 103. Psalmes. Auf der zweiten Glocke ($1\frac{3}{4}$ Zentner) steht außer ihrem Namen „Vater unser“ das ganze Gebet des Herrn. Die kleinste Glocke ($\frac{3}{4}$ Zentner), die im Kirchtürmchen hängt, heißt „Lamm Gottes“ und hat als Inschrift die Worte Joh. 1, 29: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt“.

Nun treten wir wieder hinaus auf den stillen kleinen Fried- hof, der die Kirche umgibt. An der Felswand im Schatten der hohen Waldesfichten fällt uns ein eigenartig schönes Denkmal ins Auge. Unter einem auf polierten steinernen Säulen ruhenden Frontispiz ist eine Marmortafel mit einem Medaillonrelief an- gebracht, ein edles Frauenangeßicht zeigend, darüber ein schön gemalter Christuskopf. Es ist das Grabmal der Gräfin von Reden, deren Anregung zufolge die Kirche gerade an dieser Stätte errichtet worden ist. Der König Friedrich Wilhelm IV. hat ihr das Denkmal setzen und auf demselben eine von ihm selbst ver- faßte Inschrift anbringen lassen. Es heißt darin: „ . . . sie war eine Pflegerin der Ansiedelung der um des Evangelii willen auswandernden Zillertaler; im Jahre 1815 stiftete sie mit ihrem Gemahl den Bibelverein in Schlesien und stand demselben vor bis an ihr seliges Ende; die Hirschberger Bibel entzog sie argem Vergessen zu neuer Verbreitung, die uralte Kirche von Wang in Norwegen, vom Untergange gerettet, wurde auf ihren Rat hier neu aufgerichtet, die Pfarrkirche der Bergbewohner . . .“

Waldesruhe, Abendfrieden . . . Noch einmal lassen wir von

der zinnenumkränzten Brustwehr der Friedhofsterrasse unsere Blicke über das Tal und die Berge schweifen. Rotglühend versinkt die Sonne hinter dem fernen Horizont, mit ihren letzten Strahlen vergüldend die ragenden Kuppen. Nun ist sie verschwunden. Dunkle Schatten decken die Talgründe, in verdämmerndem Grau verschwimmt die Ferne, nur über die Berge lagert sich ein eigentümlich satter violetter Duft, sie wie mit geheimnisvollem Märchenschleier umwebend. Leise verhallt der letzte Glockenton. Und während wir wieder talabwärts unsere Straße ziehen, tönen in unserem Ohr die Verse des schlesischen Dichters:

Der Mond ging auf im Walde,
Ich kam zur Kirche Wang,
Da war's, als ob ein Skalde
Mit dumpfer Stimme sang:

„Vom Nordlandssee geschwunden,
Du Werk des Eginhart,
Hab ich dich doch gefunden
Nach langer Irrfahrt.“

Verachtet und verhandelt
Zur Schmach des Vaterlands,
Seh ich dich umgewandelt
In königlichem Glanz“.



Skizzen aus der Wirksamkeit Prof. D. Wilhelm Volcks*).



Von

Paul Willigerode.

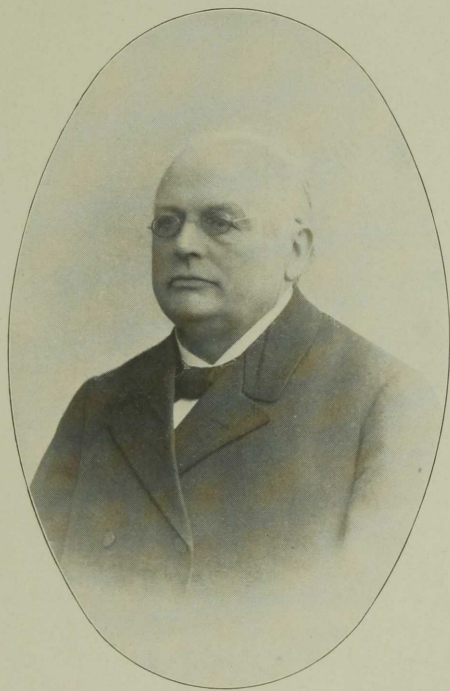
„Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.“ (Ps. 103, 16.)

Wie bald verblaßt das Andenken eines Menschen, wie schnell vergißt ihn seine Stätte, wenn der Wind darüber ging, der Tod ihn fortnahm! Die Geschichte duldet keine leeren Stätten, die leergewordenen Stätten auch der hervorragendsten Menschen werden bald wieder ausgefüllt.

Ja, schon zu seinen Lebzeiten wird gar mancher vergessen und leise beiseite geschoben, wenn er alt und gebrechlich wird, oder wenn ihn der Wechsel des Lebens seiner derzeitigen Wirkungsstätte und Umgebung entrückt. Wehmütig klingt's manchem Veteranen durch die Seele: „meine Stätte kennet mich nicht mehr!“

War das vielleicht mit Wilhelm Volk auch der Fall? — Er war uns ja seit 6 Jahren entrückt, der unmittelbare Einfluß seiner Theologie und Persönlichkeit war nicht mehr vorhanden. Da fiel es in den Pfingsttagen dieses Jahres wie ein zündender Funke in unser aller Herz und Gemüt, das Bild Wilhelm Volcks trat uns lebendig vor die Seele, beleuchtet von der Flamme im-

*) Diese Skizzen wurden vom Verfasser auf der Livländischen Provinzial-Synode im Jahre 1904 vorgetragen und gelangen hier zum Abdruck, weil sie für weitere Kreise baltischer Leser von Interesse sind.



Prof. S. Wolok

pulsiver Liebe und Verehrung; es war die Trauerkunde eingetroffen: Wilhelm Vold ist tot!

Es war ein schönes Lebensende, mit dem dieser unser am 18. November 1835 zu Nürnberg geborener Lehrer am 29. Mai dieses Jahres aus der Welt gegangen ist; es tut wohl, dieses Ende anzuschauen. Ich entnehme darüber einem mir zur Verfügung gestellten Briefe seiner Gattin folgenden schlichten Bericht:

„Freitag war er sehr schwach, und als ihm der Arzt gegen Mittag Champagner gegeben hatte, wurde er bedenklich und sagte zu unserem Schwiegersohn: ‚Es steht wohl sehr ernst mit mir?‘ Auf die Antwort: ‚Ja, Papa, Dein Herz ist sehr krank‘ sah er mich lange an und sagte: ‚Es ist hart, sehr hart; ich hätte so gern noch gewirkt‘. Als ich kurz nachher einen Liedervers betete, faltete er die Hände und sagte die zwei schönen Verse: ‚Wenn ich einmal soll scheiden‘ und ‚Erscheine mir zum Bilde‘. Er traf allerlei Bestimmungen, schrieb auch noch sein Testament und verlangte das heilige Abendmahl. ‚Die Beichte werde ich selber sprechen‘ sagte er mir, ehe der Pastor kam, und tat es auch mit lauter, fester Stimme.

Nachher segnete er unser Brautpaar ein. — ‚Da ich Euch nicht trauen kann, will ich Euch jetzt meinen Segen geben‘ sagte er; es wird eine traurige Hochzeit werden! Seine letzte Freude war das Kommen seiner Tochter Anna, mit der er Sonntag Abend noch ganz klar sprach. In der Nacht war er sehr unruhig, sprach rastlos, hielt ordentliche Kollegien, hebräisch, syrisch, lateinisch, über Dogmengeschichte, über das Gebet. Er ließ viele grüßen, sagte noch einmal, wie gerne er noch gewirkt hätte; als er immer unruhiger wurde, machte ihm Otto eine Morphinum-Injektion. Von 6 Uhr an wurde er ruhiger, von 7 Uhr an sprach er nicht mehr, lag mit geschlossenen Augen, tief und laut atmend, ohne Röcheln — es wurde immer langsamer — um 11 Uhr 35 Minuten war der letzte Atemzug.

Wir brachten sein Bett ins Studierzimmer, das schwarz ausgeschlagen wurde; in seinem Dorpater Talar und Bässchen lag er, ein Bild des Friedens, ohne jegliche Todesfarbe; er wurde von Tag zu Tage schöner!“ — — —

So war sein Ende. In seinem Dorpater Talar liegt er da — war ihm der wohl das liebste und eigenste Kleid? „Wir haben das Recht, ihn als den Unseren zu betrachten“, heißt es im Maiheft der „Mitteilungen und Nachrichten“; ein wahres Wort! Dieses Recht haben wir und diese Pflicht!

Wer sind denn diese „wir?“ Gar manche Kreise unserer Heimat mögen es auf sich beziehen: die theologische Fakultät, der Freundeskreis, die gebildete Gesellschaft Dorpats und Umgebung; vielleicht am meisten, jedenfalls nicht weniger als irgend ein anderer Kreis haben wir Synodalen, wir Pastoren, Recht und Pflicht, ihn den „Unsere“ zu nennen; in unserer Gemeinschaft, in unserem Arbeits- und Herzensleben hat Wilhelm Vold gar tiefe Wurzel gefaßt, seinem ganzen Denken und Empfinden nach wurde er immer mehr der „Unsere“; der lebensstarke Sproß fränkischer Erde, der gelehrte Professor, hatte doch ein rechtes schlicht-warmes livländisches Pastorenherz.

Wie wurde er, wie war er der Unsere? In Beantwortung dieser Frage will ich einige Striche zur Skizzierung seiner Persönlichkeit zu zeichnen versuchen, womit denn auch schon gesagt ist, daß ich kein vollständiges biographisches Bild, auch keine Einzelbeurteilung und Wertung seiner wissenschaftlichen Werke beabsichtige; das überlasse ich passenderer Gelegenheit und geeigneteren Personen, soweit es nicht schon in den zu einem „Gedächtnis“-Büchlein zusammengefaßten Erinnerungsworten, so wie im Maiheft der „Mitteilungen“ geschehen ist. —

* * *

Ich rufe Euch auf kurze Zeit in vergangene Tage zurück, in die Tage des beginnenden Universitäts-Studiums.

Der junge Student geht zu dem derzeitigen Dekan der theologischen Fakultät, zu Professor Wilhelm Vold, um mit ihm einiges zu besprechen. Er geht mit etwas beklommenem Herzen hin — wie wird er mich behandeln, der hohe Herr? Ein urgelehrtes Haus — er hat ja ein ganzes hebräisches Lexikon geschrieben — aber gegen Studenten soll er im Privatverkehr

nicht gerade sehr leutselig sein, namentlich wenn er Migräne hat, was gar nicht selten vorkommen soll.

Der Student ist eingelassen, angemeldet, tritt beim Dekan Volk ein. Der erhebt sich von einer Arbeit und schiebt die auf die Stirn hinaufgerückte goldene Brille auf die Nase zurück: eines von jenen Gesichtern, die durch die Brille nicht verlieren, sondern gewinnen; eine hohe breite Stirn, ein rundes glattrasiertes Gesicht, doch kein nichtsagender Vollmond, sondern ein in festen, charaktervollen Linien das Gepräge von Geist und Willen tragendes Antlitz, klare Augen, ein energisch-selbstbewußter Mund.

Mit weit ausgestrecktem Arm wird dem Studenten die Hand gereicht, mit der Aufforderung, Platz zu nehmen; eine klare klangvolle Stimme fragt ihn in scharf accentuierter bayrischer Mundart nach seinem Anliegen. Eine kurze Besprechung, vielleicht noch ein kurzes Wort über die Bedeutung theologischen Studiums nebst einer kurzen Aufmunterung, in welcher flüchtig ein sonst nicht zur Schau getragenes Wohlwollen hervorlugt.

Es folgt die Verabschiedung, bei welcher Volk nur schwach sein Wohlbehagen über glückliche Beendigung des Besuches verbirgt; der Student kann gehen.

Der Student geht. Recht kurz angebunden war er und eigentlich wenig entgegenkommend und leutselig, viel weniger, als man es anderweitig erleben kann; ist das vielleicht einer von den hochmütigen und unnahbar hohen Gelehrten? Nein, offenbar nicht; es lugte doch einmal auch das Wohlwollen ganz deutlich hervor, und im übrigen lag etwas eigentümlich Anziehendes in Volks Wesen, das sich der junge Student vorläufig noch nicht recht erklären kann. Nachher ist er sich darüber klar geworden: der Meister des Verkehrs im größeren Kreise ist ungeschickt und schüchtern im Einzelverkehr mit nicht ganz vertrauten Personen und versteckt sich unbewußt hinter eine barsche Umgangsform; der geschickte und gewichtige Würdenträger und Vertreter der Universität im offiziellen Verkehr kann doch den halb-offiziellen Verkehr des Vorgesetzten mit dem Studenten gar nicht recht leiden, hat einen Widerwillen gegen solche Begegnungen

und wartet nur darauf, daß er dem Studenten ohne störenden Zwang einfach als Mensch begegnen könne; der Meister der Form kann dabei die rechte Form schwer finden.

Es ist das einer jener Widersprüche im Leben und Wesen eines Mannes, die seine Persönlichkeit warm und anziehend machen, die dem Charakter jene Haken und Kantent geben, an denen das Gemüt anderer Menschen viel besseren Anhalt findet als an der runden Glätte eines gleichmäßig abgetönten Wesens, das durch keine inneren Widersprüche gestört oder unterbrochen wird.

* * *

Bald darauf geht's zum erstenmal ins Kolleg zu Volk. Da sitzt er auf dem Katheder über sein Konzept gebeugt; er trägt nicht frei vor, sondern liest emsig ab, und seine Zuhörer schreiben ebenso emsig nach; das ist wohl nicht so anziehend, wie ein freier Vortrag, wo Lehrer und Schüler nicht mit den Augen an den Heften kleben, sondern sich einander ins Auge schauen und einander dadurch zu wachsendem Interesse anfeuern.

Und doch, trotz dieser nicht gerade animierenden Art, liegt etwas Anziehendes und Anregendes in Volcks Kollegien-Vorlesung: die sorgfältig ausgefeilte, knappe Diktion, die wohlklingende, mit Geschick verwertete Stimme, die selbstbewußte Sicherheit, die schon im Tonfall sich ausdrückt.

Dazu kommt der den denkenden Studenten bald mehr und mehr fesselnde Inhalt: wie lebendig treten die altbekannten Gestalten der biblischen Geschichte oder die Psalmen- und Prophetenworte vor die Seele; wie fügt sich organisch eins ins andere, wie einen sich die einzelnen Teile zu einem wunderbaren Ganzen, in dem alles zielstrebig ist und jedes einzelne seine Aufgabe erfüllt, in dem nicht ein Stück zu viel oder zu wenig ist; eine gewaltige Entwicklung, deren Schlußstein das vollendete Heil Gottes in Christo Jesu ist. Alles geschlossen, einheitlich, abgerundet, die Vorgeschichte und Geschichte des Volkes Israel, der urkundliche Niederschlag dieser Geschichte in den Worten der

heiligen Schrift, die Zusammenfassung dieser Worte in dem biblischen Kanon.

Das ist die heilsgeschichtliche Betrachtungsweise Hofmanns, dem Böld bis auf wenige Ausnahmen bis ins Detail folgt — alles wirklich reale menschliche Geschichte und Entwicklung, nicht nur Summierung supranaturaler Geschehnisse; und doch in allem die zum Endziel leitende wunderbare Einwirkung Gottes tätig. Wie gestaltet sich so der Stoff lebendig, wie schön verarbeitet er sich, und die eine oder andere kleine Bergewaltigung im Dienste des Systems geschieht gewiß nicht zu Unrecht.

Diesem groß angelegten System gegenüber verblassen die meisten Ansichten anderer, und es ist gewiß am sachgemähesten, diese nur selten zu erwähnen, und die Aufstellungen etwaiger Gegner, namentlich Wellhausens und seiner Schule, recht kurz abzutun. — — —

Den jungen Zuhörer packt es zu wachsendem Interesse. Das ist also die Hofmannsche heilsgeschichtliche Theologie! In der That, so lebendig sind ihm die Gestalten und Geschehnisse des alten Testaments bisher nicht geworden; eine solche Betrachtungsweise hat er wohl andeuten, nicht aber konsequent aus- und durchführen hören.

Hier und da hat er gehört, Hofmann sei nicht so ganz orthodox, etwas modern und den Negativen zugeneigt; das hat aber gerade für das junge Gemüt einen Reiz; auf der anderen Seite ist doch Böld gerade so bekenntnistreu, so freudig und zuversichtlich im Abweisen aller bekenntniswidrigen und negativen Richtungen und Aufstellungen. Ja, er sagt es immer und immer wieder: es gibt keine voraussetzungslose Theologie; wollen andere pietätlose Wunderleugnung zu ihrer Voraussetzung machen, so soll seine Voraussetzung treues Bewahren des Glaubens und Bekenntnisses der Kirche sein. Und diese Voraussetzung vertritt er bei aller blendenden Wissenschaftlichkeit mit der ganzen Freude kindlichen Glaubens.

Hier kann man lernen, lebendig-geschichtlich und wahrhaft wissenschaftlich denken, ohne das zopfzeitige Geklapper mit alten Formeln, und doch zugleich dem Bekenntnis der Kirche und der

positiven Theologie treu bleiben; ja es soll dem Hörer mit der Zeit scheinen, als ob alle bisherige Theologie im Grunde nur eine Vorarbeit gewesen sei für die Ausarbeitung dieses Systems, dieses System selbst aber der abschließende Schlußstein aller Theologie, nicht etwa selbst auch nur ein Stein neben anderen im Bau des Ganzen.

Gern läßt sich der Hörer von diesem System mitreißen; das ist doch etwas anderes, als der unsichere Gang durch endlose Meinungen und Kontroversen, durch Majuskeln und Minuskeln des Textes, bei dem man schließlich gar nicht mehr weiß, was denn eigentlich dabei herauskommt und was man von der Sache denken soll. —

So erhält Vold's Kolleg eine große Zugkraft für den Studenten, und er besucht es recht treu und regelmäßig. Das Alte Testament gewinnt dadurch für das theologische Bewußtsein des jungen Mannes eine hervorragende Bedeutung, und das heilsgeschichtliche Fundament des Neuen Testaments erlangt fundamentale Bedeutung auch für das Denken des neutestamentlichen Theologen.

Durch diese theologischen Einflüsse gewinnt Vold den jungen Studenten auch für die rein sprachlichen Arbeiten und Studien, dasjenige Gebiet, auf welchem seine hauptsächlichste Begabung und sein größtes Wissen liegt. Wie der Vold Hebräisch liest, das klingt ja wie die reine Musik! Dabei ist er auch des Arabischen und Syrischen mächtig, ein Meister des Griechischen und spricht Lateinisch wie seine Muttersprache! Ja, ja, Hebräisch muß man lernen, sonst bleibt ja der Weg in das volle theologische Verständnis verschlossen, und Vold klagt ja oft genug darüber, wie schwer den Studenten das Hebräische beizubringen ist und wie bald sie es nachher wieder vergessen. Nun denn, dem lieben theologischen Lehrer folgend auch hinein in das Dickicht hebräischer Grammatik und die Öde des Vokabellernens! Vielleicht versteigt sich der Student in späteren Jahren sogar zu einem arabischen Kursus und nimmt aus demselben ebenso nachhaltige Eindrücke mit wie Reinhold Seeberg. — — —

*

*

*

Der fleißige Kollegienbesuch des Studenten ist von Volk nicht unbemerkt geblieben, einzelne sonstige Beziehungen sind auch noch hinzugekommen, und das Ergebnis hiervon ist eine Einladung zum Mittag zu Volk. Darob ist der Student hoch erfreut und fühlt sich sehr geehrt.

Der betreffende Tag ist da. Neben ein paar älteren Herren finden sich einige Studenten bei Volk ein. Als sich der Professor anschickt, seine Hausherrnpflichten zu erfüllen, gibt es so etwas wie einen kleinen Ruck in seinem Wesen, bei dem er etwas unterschluckt: er ist nämlich ein guter Freund der Bequemlichkeit und würde lieber im Schlafrock und bequemen Studierstuhl bei seinen Büchern sitzen, als junge Mittagsgäste unterhalten. Als er aber den Entschluß gefaßt und sich in die Situation hineingezwungen hat, fühlt er sich doch recht wohl dabei: er hat ja die jungen Leute nicht zu examinieren, sondern nur zu unterhalten.

Und das tut er nun als ein Mann, der die Form in jeder Beziehung beherrscht, wenn er will, liebenswürdig, fein und anziehend. Es ist ganz klar, wenn der Mann bisweilen formlos ist, wie man sich erzählt, dann geschieht das nicht, weil er die Form nicht beherrscht, sondern weil er in gemütlichem Sichgehenlassen sich von ihr emanzipieren will; darum entwickelt er in solcher Situation auch den landesberühmten Humor.

Die Unterhaltung wendet sich zunächst theologischen Fachfragen zu: das theologische Studium, Wert und Bedeutung der Erlernung des Hebräischen; die Zeitströmungen, namentlich der unsinnig tendenziöse Geschichtsentsteller Wellhausen, der mit seinen Nachbetern sehr schlecht wegkommt. — — —

Es wird zur Tafel gerufen. Das ganze Arrangement der Tafel verrät eine Hausfrau, die wohl weiß, wie Speisen wohl-schmeckend bereitet und dabei appetiterregend und zugleich fein und distinguirt serviert werden, die mit höflichem, etwas zurückhaltendem Entgegenkommen die Gäste ihres lieben Mannes bewirtet.

Die Kinder werden offenbar recht stramm gehalten, sie haben bei Tisch nicht viel mitzureden. Man weiß aber, daß sie herzlich

geliebt und sorgfältig in ein vielseitiges Geistesleben eingeführt werden. Mit den Söhnen spricht Volk sogar morgens während der Toilette lateinisch.

Die Unterhaltung wendet sich Tagesfragen zu, bei denen Volk ein teilnehmendes Interesse an der Entwicklung Livlands bekundet, das ihm im vollsten Sinn zu einer zweiten Heimat geworden ist; und als von den über Livland und seiner Kirche sich zusammenziehenden Wolken die Rede ist, legt es sich unwillkürlich auch auf seine Stirn wie düstere Sorgenwolken. Er schätzt die baltischen Studenten und Männer, in scharfem Gegensatz zu manch anderem Beurteiler, hoch, vielleicht noch höher als die reichsdeutschen; auch der livländische Mangel an Disziplin ist dem alten fränkischen Bayern gar nicht so sehr unsympathisch.

Sehr lebendig wird Volk bei der Besprechung von Persönlichkeiten und persönlichen Angelegenheiten; er versteht gut zu beobachten und zu schildern, nicht ohne ab und zu auch ein scharfes Wort über die Schwächen anderer fallen zu lassen und dabei selbst in gehobenem Selbstbewußtsein emporzuschnelles; und doch will er nie verletzen, und das Wohlwollen gegen andere ist stets größer als die eigene Selbstgefälligkeit.

Die Tafel wird aufgehoben, es geht in den Saal zu einer Tasse Kaffee; die angenehm verbrachte Mahlzeit und ein Glas Wein haben den alten Herrn ganz warm gestimmt; er wird sehr gemüthlich und plaudert anziehend und anregend, von seiner eigenen Person, seiner deutschen Heimat, seiner Kindheit und seiner Jugendzeit, seinem Studium und seiner ersten Amtswirksamkeit.

Er führt uns in sein liebes Vaterhaus. Dort waltet ein edler Bürgerinn, schlicht und treu, fromm und ernst, innig und voll geistlichen und geistigen Lebens. Der alte Essigfabrikant lebte eifrig in seinem Beruf, außer ihm aber auch vielen geistigen und religiös-kirchlichen Interessen. Die 12 Kinder, darunter Wilhelm, wurden sehr sorgfältig und liebevoll, dabei äußerst streng erzogen, in schlicht lutherisch-kirchlicher Frömmigkeit; trotz der vielen über seinen Beruf hinausgehenden Bewegungen des häuslichen Geisteslebens wollte der alte Vater doch nur ein

schlichter Bürger bleiben und hat weder für sich noch für seine Kinder ein Hinausschielern in andere Sphären gekannt. Dieser Sinn hatte auch dem Gemütsleben unseres Volk sein Gepräge aufgedrückt; zwar ist ein gewisser geistesaristokratischer Zug seinem Hause nicht fremd geblieben, aber der durchschlagende Zug war doch der des ebenso geisteslebendigen wie schlichten Bürgerjohnes.

Dieser Zug ist ihm von großer Bedeutung geworden, namentlich auch in seinem Verkehr mit den Pastoren. Er hat stets freundlich mit ihnen verkehrt ohne jemals herablassend zu erscheinen; aus dem ihm eigenen Bewußtsein brauchte er nicht zu ihnen hinabzusteigen, sondern konnte schlicht und einfach an sie herantreten, und das hat wesentlich mit dazu beigetragen, ihre Herzen für ihn zu erwärmen. — — —

In sinniger und aufgeräumter Weise erzählt Volk weiter, von seinem Studium; wie er gerne Philologie studiert hätte aber auf Wunsch des Vaters in Erlangen Theolog wurde; wie er fleißig Theologie studierte, dabei aber auch eifrig philologische Studien trieb, namentlich bei dem von ihm immer nur mit der größten Verehrung erwähnten Nögelsbach. Nebenbei ist er übrigens auch ein ganz muntreter Bruder Studio gewesen, wie mir gelegentlich ein alter Pfarrer Bomhardt, dessen Leibfuchs er war, erzählt hat.

Volk plaudert weiter davon, wie er bei seinem Taufvater Löhe als Hilfsprediger während dessen Krankheit nach Löhes Diktat hat predigen müssen, was ihm sehr schwer gewesen ist und doch sehr viel genützt hat. Mit viel Verehrung spricht er von dem geistgesalbten Mann, dabei aber steht er doch größtentheils in einem Gegensatz zu seiner Auffassung von christlicher Bewahrung und Frömmigkeit.

Er erzählt sodann noch von seinen philologisch-theologischen Studien in Leipzig, von seiner kurzen pastoralen Tätigkeit in Neustadt, von seiner Freundschaft mit seinem auf das allerhöchste verehrten Lehrer Christian v. Hofmann, sowie mit Franz Delitzsch, welche beiden Männer den größten Einfluß auf seine theologische Richtung und Denkweise ausgeübt haben.

Nachdem Volk noch mit viel Humor einiges aus seinem

häuslichen und Familienleben zum besten gegeben, lenkt er endlich mit einer gewissen Feierlichkeit das Gespräch zurück zum theologischen Studium: aha, es ist Zeit zum Aufbruch! Und wirklich, die Zeit ist beim interessanten Geplauder unvermerkt gründlich vorgeschritten. Die Gäste verabschieden sich. Beim Abschied ist es, als ob sich bei Boldt wieder etwas von dem bekannten Unbehagen des Herrn Dekans dem Untergebenen gegenüber einschleicht, aber auf dem Heimwege sagt sich der Student: „Das glaub' ich Dir nicht mehr, jetzt weiß ich wie Du aussiehst, wenn Du Dich im freundschaftlichen Verkehr zeigst, wie Du wirklich bist.“ — — — —

Es ist eines der hohen Kirchen-Feste herangekommen. Der Universitäts-Pastor Hoerschelmann bittet nach alter Tradition einen der Kollegen, ihn durch eine Festpredigt zu entlasten; daß einer der Theologie-Professoren ihm und der Gemeinde diesen Liebesdienst erwies, galt in jenen Zeiten für selbstverständlich. Hoerschelmann wendet sich dieses Mal an Boldt.

Die Tatsache, daß Dettingen oder Boldt predigt, ist seit Engelhardts Tod für große Kreise der Gebildeten, namentlich der Damenwelt, ein Ereignis; durch diese Tatsache in eine gewisse gehobene Stimmung und Gemütsspannung versetzt, findet sich auch der junge Student in der Universitätskirche ein, um Boldt zum ersten Male in seinem Leben zu hören.

Boldt betritt die Kanzel. Wie im Kolleg, so liest er auch hier Wort für Wort ab. Die Predigt bringt keine durch Originalität frappierende Gedanken, keine mit großer Gewalt auf das Gefühl oder die Willensenergie der Hörer anstürmenden Abschnitte, keine besonders scharfen psychologischen Beobachtungen, auch keine sonderlich grelle Beleuchtungen der sozialen Zustände; sie bewegt sich in ruhig abgetönter Weise auf den Bahnen sorgfältiger Schriftexegese und naheliegender allgemein-christlicher Anwendung. Als einzige Gestikulation kommt ein gleichmäßiges Heben und Senken des rechten, auf dem Kanzelumlauf ausgestreckten Armes

zur Anwendung. Die Sprache und Diktion ist noch sorgfältiger ausgefeilt, als im Kolleg und bietet in ihrem knappen, klaren und ruhigen Fluß ein Beispiel klassischer, ebenmäßiger Schönheit. Die wohlklingende, von einem warmen Hauch durchzitterte und mit großem Geschick verwertete Stimme berührt mit ihrem hellen metallischen Klang außerordentlich sympathisch.

Durch den ganzen Habitus des Predigers geht ein freudiger Zug; es ist das zum Teil die Freude eines Mannes, der gern redet und sich durch das Bewußtsein, gern gehört zu werden, gehoben fühlt. Dazu kommt aber als Hauptmoment die Freude eines kindlich-frommen Herzens darüber, daß es seinen Glauben und das Bekenntnis seiner Kirche zum Heiland in der Gemeinde bezeugen darf; in dieser Freude rötet sich das Angesicht des Redenden, die Augen leuchten, es überträgt sich von ihm auf die Gemeinde eine gehobene Stimmung.

Volks persönliches Christentum war nach dem auch unter uns sehr verbreiteten Typus derjenigen lutherisch-kirchlichen Frömmigkeit gestaltet, welche vorsichtig und zurückhaltend in der Tiefe des Herzens bewahrt wird und es durchaus vermeidet, sich irgendwie in pietistisch-überschwänglicher oder aufdrängerischer Weise zu äußern und zu zeigen, welche die Entfaltung des natürlichen Menschentums niemals schablonenhaft einschränken, sondern im Gegenteil stets heiligend fördern will. Volk hat es aber auch empfunden, daß dieser Art der Frömmigkeit durch zu tiefes sich Zurückziehen in das innere Herzensleben und zu seltene Selbstbetätigung nach außen hin die Gefahr der Verkümmernng nicht fern liegt; in diesem Zusammenhang war es ihm eine besondere Freude, in den Predigten und auch Kasual-Reden von der gläubigen Frömmigkeit eines Herzens Zeugnis abzulegen.

Es sind auch einzelne Predigten und Reden von Volk gedruckt worden; erwähnt seien namentlich ein paar Predigten aus der Zeit seiner Jugendkraft, die in der Thomasius'schen Evangelienpostille Aufnahme gefunden haben und sich den Perlen Thomasius'scher Predigtkunst würdig an die Seite stellen.

*

*

*

Nicht lange Zeit nach der Predigt Volcks findet eine theologische Promotion statt. Volck befindet sich auch unter den ordentlichen Opponenten.

Die Aula ist dicht gefüllt. Man ist sehr gespannt auf die Promotion, namentlich auch auf Volcks Opposition, der noch vor einiger Zeit bei einer philologischen Promotion als Extra-Opponent aufgetreten ist und in glänzend fließendem Lateinisch durch allerlei Scherze das ganze Auditorium zu stürmischen Heiterkeitsausbrüchen gebracht hat.

Da sitzt er auf seinem Opponenten-Stuhl im schwarzen Frack, ein schmuckes Ordenskreuz um den Hals; und sogar einen Stern auf der Brust. Er fühlt sich, der Herr Professor, und so etwas Schmuck äußerer Auszeichnung ist ihm gar nicht unangenehm.

Vor Volck redet noch ein anderer Opponent; Volck lehnt sich etwas unruhig auf die eine und die andere Seite — ob wohl diese Opposition noch lange dauern wird? Aber sie dauert nicht lange, Volck kommt recht bald daran.

Er beginnt seine Opposition sehr höflich, etwas zurückhaltend und sehr vorsichtig; er will sich keine Blöße geben. Bald aber wird er lebhafter: er hat einen Angriffspunkt gefunden, von dem aus ein ausgesprochenes oder schweigendes *concedo* des Gegners in guter Aussicht steht, auch zu einer viel Heiterkeit erregenden humoristischen Wendung hat er bereits die Gelegenheit gefunden und beim Schopf erfaßt.

Jetzt wird seine Disputation ganz lebhaft und interessant. Eine Reihe streng wissenschaftlicher Auseinandersetzungen, darauf eine ernst-praktische Wendung: der lutherische Theologe dürfe bei aller Wissenschaftlichkeit doch den Glauben seines Herzens und das Bekenntnis seiner Kirche nie beiseite schieben; eine Theologie, die prinzipiell pietätlos vorgehe, habe kein Recht an unsere Herzen.

Aber der humoristische Kobold in Volcks Seele verlangt auch sein Recht, und das wird ihm in vollgeschütteltem und gerütteltem Maß zu Teil. Jetzt geht's los, man sieht es dem Spiel seiner Mundwinkel an; ein Witz jagt den anderen. Der Promovend tut das Seinige dazu, es müssen häufige Sprechpausen gemacht werden, um die Wellen fröhlichsten Gelächters vorüberauschen

zu lassen. Zum Schluß sagt Volck, er müsse auf ein Vorbringen aller seiner Einwände verzichten, denn sonst müßte er usque ad mediam noctem proferre, während er doch hungrig sei und mittag essen wolle.

Er schließt die Promotion mit einer von vollem Wohlwollen durchhauchten Anerkennung des jungen Gelehrten und einem herzlichen Segenswunsch zu dessen ferneren Arbeiten. — — —

* * *

Die Promotion hat nach einiger Zeit ein festliches Mittagessen im Gefolge, bei welchem neben einem auserwählten Kreise älterer und jüngerer Herren auch eine Reihe von Damen zugegen ist. Es geht recht festlich und fröhlich dabei her. Ein Glas guten Weines löst die Zungen zu manch ernstem und launigem Wort.

Volck hat auch schon einmal getoastet, es war ein schlichtes, ernstes Wort des wohlwollenden Lehrers. Jetzt erhebt er noch einmal sein Glas: richtig, er spricht hebräisch; aber mit launig ausgesprochenem Mißtrauen gegen die hebräische Sprachkenntnis der Menschen im allgemeinen und der Tischgenossen im besonderen fügt er jedem hebräischen Satze gleich die deutsche Übersetzung bei. Und die Sätze sind nicht nur hebräisch, sondern auch durch und durch humoristisch und witzig.

Ein urwüchsig fröhlicher Humor treibt sein neckisches Spiel und zieht die gern folgenden Gemüter der animierten Tischgenossen mit in seine Kreise. Wie richtig dabei das Hebräisch und wie genau die deutsche Übersetzung gewesen ist, das kann nur Mühlau wissen, und Mühlau sagt darüber nichts.

Der junge Student ist ganz fasziniert. Er hat auch noch das Glück, mit Volck in eine ausführliche Unterhaltung zu gelangen, und dabei findet er Gelegenheit, an ihm ein großes und vielseitig kenntnisreiches Interesse für die verschiedensten Gebiete des Wissens und der Kunst zu bewundern. Auch muß der Mann eine kolossale Arbeitsenergie besitzen, denn aus seinen Gesprächen geht hervor, daß er mit seinem Professorenamt die

verschiedensten Zweige sonstiger Tätigkeit verbindet: ist er doch Lehrer an einem wesentlich durch seine Initiative entstandenen deutschen Gymnasium, gibt noch viel anderweitige Privat-Stunden, wirkt im kirchlichen und sozialen Leben mit, hält Vorträge und dramatische Verlesungen. — — —

*

*

*

Die Studienzeit des jungen Mannes neigt sich ihrem Ende zu; es naht das Schluß-Examen.

Das erste hebräische Examen bei Volk ist mit einem kleinen blauen Auge, die späteren alttestamentlichen Examina sind ganz günstig überstanden. Daß Volk das Examinieren nichts weniger als gern hat, war schon damals zu spüren. Und jetzt das Schluß-Examen! Wie wird es gehen, wie wird Volk examinieren?

Im Examinations-Auditorium liegen mehrere hebräische Bibeln bereit; einzelne enthalten über dem hebräischen Text eine ziemlich leserlich geschriebene deutsche Übersetzung; es wird gemunkelt, man könne Volk mit Hilfe dieser Eselsbrücke täuschen; soll ich zu einem solchen Exemplar greifen? Nein, sagt sich der Examinand, denn er will mit ungeknicktem Gewissen sein Studium beenden und von seinen lieben Lehrern Abschied nehmen; er wählt sich daher ein unbeschriebenes Exemplar.

Volk tritt zum Examen ein, etwas verdüstert ist seine Stirn, das gar nicht geliebte und doch nicht zu umgehende Examinieren bringt ihm fast immer etwas Migräne und viel Unbehagen.

Er beginnt mit dem Examen und holt zunächst ein paar von seinen den Studenten wohlbekannten Steckenpferden hervor; die Antworten erfolgen prompt, die Übersetzung geht glatt; Volks Gesichtsausdruck wird merklich gemüthlicher. Er stellt noch einzelne vom Studenten nicht erwartete Fragen; auch hier besteht der Examinand gar nicht übel. Volk atmet erleichtert auf, aus diesem Examen braucht er keine seine Nachtruhe störenden Erinnerungen an unsinnige Übersetzungen, angstvoll bittende Augen und törichte Antworten mitzunehmen.

Er schließt das Examen, reicht dem Examinanden die Hand und bedankt sich bei diesem, — eine Schlußwendung, die den Examinirten in große Verlegenheit bringt, sodaß er sich, ohne gerade die wohlgesetztesten Abschiedsworte zu finden, verabschiedet.

Es war das der letzte Examinand in dieser Session; Volk geht fröhlich von dannen, klagt ein paar ihm begegnenden Freunden über die qualvollen Pflichten eines Examinators und eilt nach Hause, um sich durch freundliche häusliche Pflege von Erschöpfung und Migräne heilen zu lassen. — — — — —

* * *

Aus dem Studenten ist ein Kandidat und ein jungordinierter Pastor geworden. Nicht lange nach seiner Ordination führt ihn sein Weg bei einem Aufenthalt in Dorpat über den Dom. Da fühlt er plötzlich, wie sich der Arm eines ihm naheilenden Mannes vertraulich in den seinigen schiebt und hört zugleich ein paar biderb freundliche Worte in urgemütlichem Tonsfall und bayrischem Accent; es ist Volk.

Nichts mehr vom gestrengen Herrn Professor, kein Hauch mehr von der ungemütlichen Examinations-Stimmung; wie ein alter guter Kamerad redet Volk mit dem jungen Amtsbruder, schüttet ihm wohl auch sein Herz über ein paar ihm widerfahrene Widerwärtigkeiten aus, nicht ohne über die Person der betreffenden Urheber eine halb bissige halb wohlwollend-gemütliche Bemerkung zu fällen. Er plaudert noch etwas über einige Tagesfragen, mahnt den jungen Amtsbruder zu weiterem Studium des Hebräischen, allerdings mit einer etwas entsagend-ungläubigen Miene, und trennt sich wieder von ihm. —

Den kameradschaftlichen Ton aber behält er fürderhin stets bei und freut sich offenbar immer wieder darüber, daß er die zu Pastoren herangewachsenen Schüler niemals mehr als Vorgesetzter zu empfangen oder gar zu examinieren braucht. —

In diesem kameradschaftlichen Ton drückt sich ein wohlwollend teilnehmendes und aufgeschlossenes Gemütsleben Volks aus, das wesentlich dazu beigetragen hat, ihm zu seiner hervorragend

intimen und einflußreichen Stellung innerhalb der Pastorenschaft zu verhelfen. Es handelte sich dabei für Volk um einen lebhaften Austausch im Geben und Nehmen. Er war nämlich nicht, wie wohl mancher Fernerstehende gemeint hat, der starke Geist, der für sein Denken und Empfinden in sich selbst genügend Kraft besaß und anderer nicht bedurfte: im Gegenteil, er hatte für sein Gemütsleben wie auch für sein Urtheil eine starke Anlehnungsbedürftigkeit; er suchte und sammelte um sich Personen, auf die er sich stützen und in allen Schwierigkeiten des Lebens verlassen konnte. In der Fähigkeit aber, solche Personen an sich zu ziehen, entwickelte er ein großes Geschick, und in der Art, sich ihnen und sie wiederum sich zu erhalten, bewies er eine große Kraft warmen und innigen Gemütslebens, die tiefe Spuren namentlich in den Herzen seiner früheren Schüler unter den Pastoren hinterlassen hat. Hier lag seine Kraft und seine Schwäche, und umgekehrt seine Schwäche und seine Kraft auf derselben Linie, wie sich das ja bei der Analyse eines menschlichen Charakters immer findet.

Durch diese gemütsinnige und warme Stellung zu den Amtsbrüdern kam dann Volk auch in die Lage, seine reichen Geistesgaben im persönlichen Verkehr zu wachsendem und schließlich recht hervorragendem Einfluß zu verwerten, wobei er allerdings auch seinerseits in zunehmendem Maße von der Geistesart der livländischen Pastorenschaft beeinflusst worden ist, sodaß er ohne irgendwelche ruckhafte Verneinung des eigenen Wesens in ruhig organischer Entwicklung vollständig der unsere ward. Damit ist denn auch schon gesagt, welche Stellung er in der Gemeinschaft und den Versammlungen der Pastoren, namentlich auch in der Synode einnahm.

*

*

*

Volks Tätigkeit auf den Synoden ist nicht als ein Ausgangspunkt seiner Wirksamkeit unter den Pastoren zu betrachten, sondern eher als ein abschließendes Produkt seines Verkehrs mit den Amtsbrüdern. Wissenschaftliche Vorträge hat er der Synode nur selten geboten, wohl aber hat er häufig auf die brennenden Zeitfragen des praktischen Amtes biblisch-theologische Streiflichter

geworfen aus den Analogien heilsgeschichtlicher Entwicklungen und Wendepunkte im Leben des Volkes Israel und der neutestamentlichen Gemeinde: er hat dabei stets zu großer Vorsicht angeleitet, und einer ungeschichtlich-zelotischen Anwendung israelitischer Zustände, etwa aus der nachexilischen Zeit, auf unsere Zeitverhältnisse ist er stets entgegengetreten.

Die Erholungsstunden der Synodaltage fanden in ihm stets einen ganz vorzüglichen humorvollen Freund.

Da sitzt am Abend nach Schluß der Sitzungen eine zu strengem Denken müde, zu harmlosem Geplauder aber sehr wohl aufgelegte Gesellschaft am Theetisch beisammen; ein noch nicht aus Volk's Schule hervorgegangener Amtsbruder legt Volk mit oppositionsbereitem Herzen eine exegetische Frage vor; Volk beantwortet sie kurz in der von ihm einmal gewählten festen Formulierung, von der er nur äußerst ungerne abweicht, der Nötigung zu weiterer Diskussion begegnet er aber mit einem beinahe flehentlichen Blick, als wollte er sagen: wollt Ihr mir nicht lieber erlauben gemüthlich zu plaudern.

Ein junger Kandidat will diesem Wunsche entgegenkommen und fängt an, Volk mit gebräuchlichen Redewendungen zu unterhalten; Volk antwortet kurz, und aus seinem Gesicht liest sich unschwer die Klage: aus dem Regen in die Traufe gekommen! Da wendet sich ein Amtsbruder an ihn und fragt ihn in munterem Ton, wie er sich denn eigentlich unter den Pastoren so wohl fühlen könne, da diese doch so wenig hebräisch verstünden. Das war das richtige Register, jetzt taut Volk auf; mit schnurrigen Anekdoten über schlechtes Hebräisch guter Pastoren beginnt er, und ein gemüthlich plätschernder Strom sonstigen humoristischen Geplauders bildet die Fortsetzung. In harmonischer Stimmung geht man zur Nachtruhe auseinander, die Pastoren und Volk sind ganz kontent über einander. — — —

* * *

Dieses Wurzelschlagen in der Gemeinschaft unseres Lebens ließ denn Volk auch immer mehr in die schweren Sorgen und

Kämpfe mit hineinwachsen, die unsere Landeskirche so tief, tief bewegten. Mehr und mehr wurde sein Selbstbewußtsein auch in seiner akademischen Tätigkeit von hier aus geprägt, und Volk, der von Natur nicht grade leicht geneigt war, seine Person preiszugeben, reifte in solchem Zusammenhange zu einem Manne aus, der für die Ideen der Kirche Livlands sein Ich eingesetzt hat und als ein spezifischer und tatkräftiger Verfechter dieser Ideen zu stehn kam, und als er seine Lehrtätigkeit in Dorpat aufgeben mußte, da hat neben aufrichtiger und schmerzlicher Trauer ihn und Livlands Pastorenschaft ein Gefühl gottgeheiliger Genugthuung durchzittert: er hat seine Dorpater Lehrtätigkeit als der unsere beschloffen!

Es könnte vielleicht erwartet werden, daß ich auf den sogenannten Schriftstreit ausführlicher eingehe: doch eine genauere Besprechung dieser Epoche und ihrer wissenschaftlichen Fragen scheint mir hier nicht erforderlich oder angebracht, und ich will daher diesen Abschnitt nur kurz erwähnen.

Die Wandlung der supranaturalistischen Betrachtungsweise der heiligen Schrift in eine historische war eine notwendige Entwicklungsphase, die auch unsere Pastorenschaft durchleben mußte und noch durchlebt, denn sie ist zur Zeit noch gar nicht abgeschlossen, und wir befinden uns noch tatsächlich im Stadium des Suchens. Ein Träger und Vorarbeiter in dieser Bewegung mußte naturgemäß Volk werden und ist es auch geworden.

Ebenso naturgemäß und notwendig war es aber, daß die alte Inspirationslehre sich nicht ohne Kampf um ihr Dasein eliminieren lassen wollte und ihre kampfbereiten Verfechter unter den Pastoren gefunden hat. Das ergab den Schriftstreit. Daß bei menschlicher Unvollkommenheit sich in diesen Streit auch mancher Zug des Persönlichen und der Bitterkeit hineingemengt hat, kann nicht wunder nehmen.

Volk ist die ganze Sache ungemein nahe gegangen und hat zu Zeiten sehr an seinem Gemüt genagt. Namentlich war es ihm überaus bitter, als gelegentlich der Versuch gemacht wurde, ihn nicht nur in die Stellung des Irrenden, sondern auch des Pietätlosen zu rücken; das empfand der streng kirchlich erzogene

und gesinnte Lutheraner als ein bitteres Unrecht. — Nun, nicht nur die Synode Livlands, sondern auch die Pastorenschaft des ganzen Reiches hat gewiß das Nötige getan, um Volk diese Bitternis wieder zu nehmen. Zu seinem Professoren-Jubiläum hat er Worte und Zeichen der Achtung und des Vertrauens erhalten, wie kaum ein zweiter Professor der Theologie; es haben sich daran auch solche beteiligt, und zwar freudig und gern, die in den aufgeworfenen theologischen Streitfragen mit Volk nicht übereinstimmten.

Die Kundgebungen jener Tage haben ihm überaus wohlgetan, und zwar nicht etwa nur an der Oberfläche des Wohlbehagens über Anerkennung, sondern auch in der Tiefe seines in Livlands Kirche gewurzelten Herzens. — — — —

*

*

*

Zum Schluß noch ein kurzes Bild von Volk als einem Repräsentanten deutscher Treue.

Es bestand eine selten innige und bis zuletzt nie getrübtete Freundschaft zwischen ihm und meinem lieben Vater. Dieses Verhältnis kann wohl als Typus einer Vereinigung von Theologie und Kirche betrachtet werden; der greise Repräsentant der Kirche suchte den Theologen, der Theologe den Mann der Kirche.

Beide Männer trugen das Bewußtsein in der Brust, aus anderem Mutterboden entsprossen zu sein, und beide waren doch so tief eingewurzelt in der Liebe zu Livlands Erde, Volk und vor allem Kirche; beide hatten dabei bis zuletzt eine gewisse oppositionelle Stimmung gegen manche in Livland dominierenden Strömungen und Kreise.

Mein Vater war viel älter als Volk, das Verhältnis gestaltete sich daher wie das zwischen Vater und Sohn. Und mit einer Liebe und Pietät, wie sie ein Sohn nicht schöner haben mag, hat Volk meinem Vater bis zu dessen Todesstunde Treue gehalten. Keine Arbeitsheize, keine Migräne, keine eigene Sorge und Unruhe konnte ihn davon abhalten, den alten Freund regel-

mäßig zu besuchen und ihm feinfühlig in alle Gänge und Bewegnisse seines Herzens zu folgen.

In schlichter, kameradschaftlicher Weise ist er dem alten Freunde namentlich in den letzten Jahren und Tagen seines Lebens ein großer Trost gewesen. Als mein Vater in seinem wunderbar schönen Scheiden dasaß und im Kreise der Seinen seine Todesstunde erwartete, da war es wie selbstverständlich, daß Volk auch erschien, unangemeldet an des alten Freundes Sterbeseffel herzutrat und ihm, der sich keine Tränen, sondern glaubensfröhliche Gesichter zu seinem Sterben ausgebeten hatte, mit fester freudiger Stimme ein Sterbelied anstimmte. Damals hat der sterbende Greis ihm ein gesegnetes Weiterleben und ein seliges Sterbestündlein gewünscht. Und dieser Wunsch des Vertreters der Kirche und Pastorenschaft Livlands hat sich erfüllt: Volk hat nach seinem Scheiden aus Dorpat noch eine Reihe von Jahren in der deutschen Heimat wirken können, und dann ist er friedlich und selig gestorben, wie es ihm sein sterbender väterlicher Freund angewünscht hatte.

Und wie er nun daliegt, im Dorpater Talar und Bäckchen, das Siegel des Friedens auf dem verschönten Angesicht, so treten auch wir noch einmal an sein Sterbelager heran und es klingt durch unsere Herzen: er war der Unsere!! — — — — —



Übertragungen aus dem Russischen

von

E. Hunnius.



⌒ Aufs Land! ⌒

Halt fest dein Heim, das friedevolle,
Getreu der ländlich trauten Scholle,
Entflieh dem Lärm der Grossstadtpracht! —
Dort weisst du's nimmer
Im Kerzenflimmer
Ob's Tag und Nacht.

Gesund kann dort kein Herz gedeihen,
Viel Künsten gilt es sich zu weihen,
Das Leben sucht verkehrtes Ziel.
Die Stunden gähnen,
Man lacht der Tränen
Und Lieb' ist Spiel.

Die Freiheit wird zum leeren Scheine,
Es wandelt sich das Herz zum Steine
Und eng verknöchert dein Gefühl.

In nichts versanken
Dir die Gedanken
Ohn' Zweck und Ziel. —

Aufs Land lockt's dich mit stillem Grusse:
Sieh, wie im schlummertrunkenen Flusse
Verträumt der müde Hochwald winkt —
 Und gipfelschweigend
 Zur Flut sich neigend
 Im Bilde blinkt.

Rings regungsloser, tiefer Friede! —
Die Welt träumt mit gesenktem Lide,
Des Mondes blasse Scheibe ruht,
 Sich spiegelnd helle
 Im Nass der Welle
 Der Silberflut.

Leer stehn die Wiesen, taudurchquollen,
Die jüngst hier noch so blütenvollen,
Ihr bunter Reiz ist hingemäht.
 Von fernen Triften
 Nur in den Lüften
 Ein Heuduft weht. —

Cyanen, sich im Korn versteckend,
Die Köpftchen aus den Ähren streckend,
Blühn zahllos hier in blauem Glanz.
 Das sind die rechten,
 Sie froh zu flechten
 Zum schönsten Kranz.

Im Dörflein dort am Bergeshange
Aus letztem Hüttenfenster lange
Ein Feuerschein schon blitzend loht.

Die Netze rafften
Heisst's hier und schaffen
Mit Mast und Boot.

Sieh, wie sich Kind und Mutter mühen, —
Denn schon beginnt der Tag zu glühen
Und bleicher glänzt der Sternenschein

Der Sonn' entgegen
Das Netz zu legen
Gilt's im Verein

Und bald erwacht ist rings das Leben,
Die Glocken rufend sich erheben,
Zum Dorfe geht des Volkes Drang.

Mit Lerchen reisend,
Das Frührot preisend
Tönt ihr Gesang. —

So lenk' nun wiederum die Bahnen
Zur treuen Heimstatt deiner Ahnen
Wo so vertraut dir alles winkt —

Und wie im Meere
Des Kammers Schwere,
Der Gram versinkt.

Wladimir Markow.



Feuer im Walde.

Immer lustiger prasselt das trockene Reisig, das knisternde,
In gewaltig aufloderndem Drang.
Ins Gesicht schlägt die Flamme mir heiss und der Windhauch,
der flüsternde,
Wälzt den Rauch längs dem Bergeshang.
Leise harft der Wald, zwischen Birkenstämmen, den blinkenden,
Schwanken Schatten im leichten Tanz
Windbewegter Tag füllt die Wälder, die golden winkenden,
Ganz mit Rauschen und Sonnenglanz.
Doch im Tale ist's windstill, gelb schimmert die Hasel, die prangende,
Durch die freie Lichtung im Wald
Zieht sich Brandgeruch hin und Gewölkrauch, der niederhangende,
Der sich blau auseinanderballt.
Rings nur Steine, Gräben und Kraut und der Glutschein,
der sehrende,
Träumend ruh' ich unter dem Strauch
Wie im Goldglanze wundersam leuchtet das Tal, das betörende.
All' die Schlupfwinkel leuchten auch! —
Ferne Töne im Wind' ist es Hundegeläut', das ver-
schwimmende,
Stört melodisch ein Kuhhorn die Ruh? —
Nur das Sausen der Wipfel, das süß melancholisch mich stimmende,
Leise raunt es in einem fort zu! —

Twan Bunin.



In Segewold.

(Aus „Verse“. Riga. 1894.)

Ein Riesenwahngebild — die mittelaltersgrauen
Ruinen finsterkalt aus Nebelwolken schauen. —
Sie deckt kristall'ner Schnee, — mit Augen wie Gespenster
Herniederlugen ernst die Höhlungen der Fenster
Auf friedevolle Auen.

Ein Adlernest dort hoch, zerstört halb und verstreut, —
Flösst's Schrecken ein wie einst geheimnisvoll noch heut. —
Im stillen Sinnen stehn die Tannen hier geborgen,
Rotkehlchen schüchtern grüsst mit leisem Lied den Morgen —
Rings Gram der Einsamkeit.

Da lichtet sich das Meer der dichten Nebelschauer,
Der Hügel taucht empor, der Himmelsraum wird blauer, —
Es hellt sich freundlich auf und die Ruinen glühn,
Im Reifjuwelenschmuck erglänzt der Tannen Grün,
Zerronnen ist die Trauer

Dem Menschenschwarm entrückt, gefürchtet weit im Rund,
Gleichmutgepanzert wie mit Eis der Seele Grund,
So schaut der Dichter hier — sein Bild, die dunklen Mauern,
Gespenstisch überkommt ihn überirdisch Trauern

Da lächelt still sein Mund! —

Wsewolod Tscheschichin.



Eine Reise auf die Insel Patmos.



Von

Mag. theol. **Alexander Berendts.**

I.

Von Jahr zu Jahr wird das Gebiet größer, das dem Touristenverkehr zugänglich ist. Nicht nur Europa und die Vereinigten Staaten von Amerika begreift es jetzt in sich, — auch die anderen Welttheile sind bereits in vielen Theilen verhältnismäßig leicht und sicher zu bereisen. Und doch, — gar nicht fernab von den großen Touristenstraßen gibt es noch Punkte, die nur selten der Fuß eines Fremden berührt, wo es keinerlei Veranstaltungen zur Erleichterung des Verkehrs oder der Aufnahme von Reisenden gibt, ja von denen sogar Baedeker, Meyer usw. gänzlich schweigen. Wer an den Schätzen und Vorteilen der Kulturwelt sich übersättigt hat, dem erscheint eine solche unberührte Gegend ganz besonders lockend und anziehend. Es ist nur zu befürchten, daß die Schwärmerei für solche Reiseziele sich bei vielen sofort ermäßigen würde, sobald sie wirklich genötigt wären, auf fast alles, woran sie sich im Leben gewöhnt, was ihnen zum Bedürfnis geworden ist, zu verzichten.

Jedenfalls muß ich offen gestehen, daß ich nicht gerade sehr erfreut war, als ein wissenschaftlicher Auftrag mir vor drei Jahren die Insel Patmos an der Küste von Klein-Asien als Ziel setzte. Es lag keinerlei Verpflichtung vor, diesem Rufe zu folgen: es handelte sich darum, eine Handschrift, die in der Bibliothek des St. Johannis-Klosters zu Patmos aufbewahrt wurde, zu ver-

gleichen. Diese Handschrift, aus dem 10. Jahrhundert, ist die älteste, die von einem der Werke des griechischen Kirchenvaters Methodius von Olympos in Lycien (Kleinasien, † 311 nach Christi Geburt), dem sogenannten „Gastmahl der 10 Jungfrauen oder von der Reinheit“, in der Art der Platonischen Dialoge gehalten, sich bisher hat nachweisen lassen. Das große Unternehmen der Berliner Akademie, die ältesten griechischen Kirchenväter neu herauszugeben, verlangt nun, daß möglichst alle, zumal die ältesten, Handschriften der betreffenden Werke verglichen würden. Es hatte sich bisher noch niemand gefunden, um dieser Handschrift wegen die Reise nach Patmos zu unternehmen. So glaubte ich der Wissenschaft diesen Dienst wohl leisten zu können, da ich für ein ganzes Semester eine Abkommandierung ins Ausland erlangt hatte und unabhängiger war als irgend einer der anderen Mitarbeiter an der Berliner Kirchenväter-Ausgabe.

Aber nur dann, wenn wirklich niemand anderes der Aufgabe sich unterziehen würde, wollte ich an diese Unternehmung gehen. In Athen sollte sich das entscheiden: Athen ist nämlich das Zentrum für die die Levante bereisenden deutschen Gelehrten.

Nach vierwöchentlichem Warten erfuhr ich denn hier auch mit Gewißheit, daß in nächster Zeit kaum jemand nach Patmos gehen würde. Diese Wartezeit in Athen war nicht unfruchtbar für mich gewesen; ich hatte an der National-Bibliothek arbeiten und manchen nicht unwichtigen handschriftlichen Fund machen können. Doch so recht wohl ist mir dort nicht geworden. Die Betrachtung der großartigen Ruinenwelt der Akropolis und ihrer Umgebung hinterließ wohl tiefe Eindrücke, auch das moderne Athen und das Königreich Griechenland überhaupt gewannen durchaus meine Sympathien. Es ist wohl jetzt vielfach Brauch, besonders seit dem Kriege von 1897, Griechenland auf Kosten sogar der Türkei herabzusetzen, doch muß ich sagen, daß man in Griechenland bei aller Armllichkeit und Bescheidenheit der Verhältnisse allezeit das Gefühl hat, in einem geordneten, streng gesetzesgemäß regierten Lande sich zu befinden. Mit den Finanzen mag es allerdings schlecht stehen, — daher auch der Zorn aller derer, die Geld in griechischen Papieren angelegt haben (in Geldsachen

hört ja bekanntlich die Gemütlichkeit auf), — auch das Parteitreiben mag recht unerquicklich sein, dennoch macht sich ein eifriges Vorwärtstreben bemerkbar, ganz besonders lebhaft auf dem Gebiet des Schul- und Bildungswesens. — Es hätten also die Eindrücke des Athener Aufenthalts nur befriedigend sein können, aber neben manchem anderen war es die südliche Landschaft, die ganze südliche Natur, die so wenig Anziehendes und Unheimelndes hatte, daß sie keine Stimmung der Behaglichkeit aufkommen ließ. — Es mag überkühn erscheinen derartiges zu äußern gegenüber all der Schwärmerei, die sich in unzähligen Reisebeschreibungen, angefangen von so vollkommenen und einflußreichen, wie Goethes italienischer Reise, gerade an diesem Punkt entfaltet. Dennoch muß es gesagt werden, um den Mangel an Begeisterung für das Geschaute, der im folgenden Bericht vielleicht auffallen könnte, wenigstens zum Teil zu erklären. Es mag vielleicht künstlerische Anlage dazu gehören, um den Reiz besonders der südlichen Farben zu verstehen. Indes glaube ich aussprechen zu können, daß ein gut Teil dieser Begeisterung auf Tradition beruht und besonders durch das Studium oder auch nur die Bewunderung der großen italienischen Maler der Renaissance hervorgerufen worden ist. Aber es liegt auch noch ein tieferer Zug dem zu Grunde: das uralte Sehnen der deutschen Völker nach dem Süden, ursprünglich durch die Anziehungskraft des römischen Reiches und seiner Kultur hervorgerufen, dann, als Reich und Kultur längst in Trümmer gesunken waren und aus diesen Trümmern die römische Kirche sich ihre Macht erbaut hatte, durch die religiöse Gewalt eben dieser weiter genährt. Auch die Reformation hat diese geheimnisvolle Macht nicht zu brechen vermocht: so tief hat sie sich leider in das deutsche Gemüt eingesenkt.

Doch darf das hier nicht näher ausgeführt werden. Es sollte aus dem Gesagten nur hervorgehen, daß die Begeisterung für den „sonnigen Süden“ nicht etwas Selbstverständliches ist. Die unendlich zahlreichen Schattierungen von Grün, die unser nordischer Wald aufweist, wiegen schon allein die braune Grundfarbe einer südlichen Landschaft, zumal der Umgegend von Athen,

völlig auf, und auch das wechselnde Farbenspiel, das Meer und Himmel an der Ostsee bieten, habe ich am Mittelländischen Meere kaum je so schön wiedergefunden.

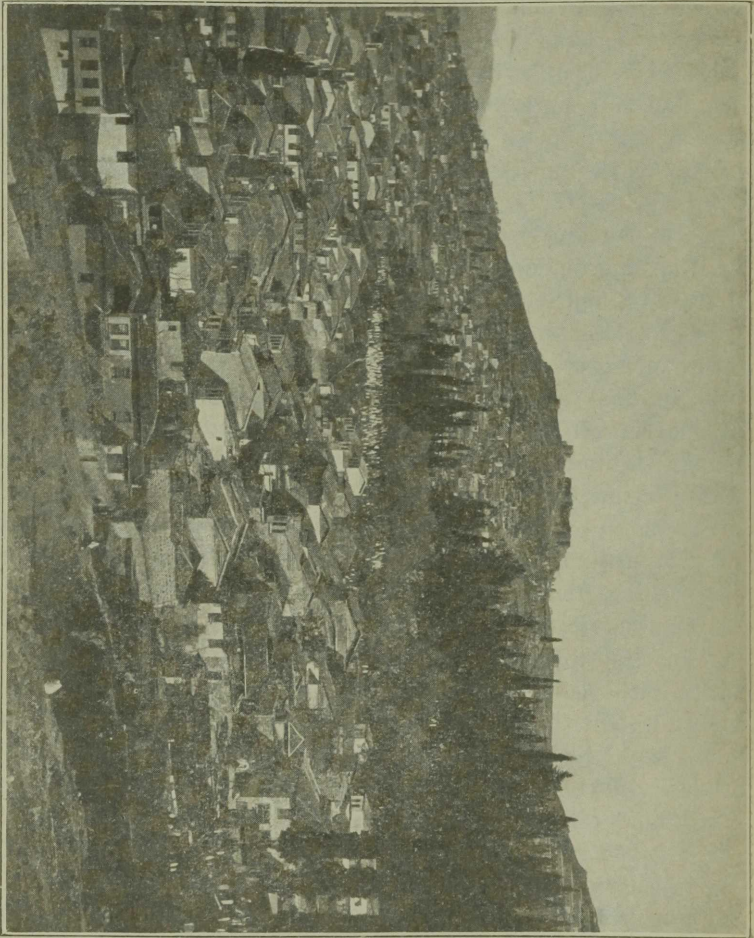
Der in Aussicht stehende Aufenthalt in der freien Natur Kleinasiens konnte somit auch nicht die Reise nach Patmos anziehender machen; viel mehr Reiz hatte es, an Stätten zu kommen, die nicht nur durch große Ereignisse der Weltgeschichte, sondern ganz besonders durch die Geschichte der christlichen Kirche geweiht waren. Das war schon in Athen eine Freude, auf demselben Areopagfelsen stehen zu können, auf dem wahrscheinlich Paulus seine Rede (Apostelgesch. Kap. 17) gehalten hat. —

Um nach Patmos zu gelangen, mußte zunächst die Reise nach Smyrna angetreten werden. Dort erst war die Möglichkeit gegeben, Näheres über Patmos in Erfahrung zu bringen. Die Reisehandbücher versagten hier völlig. Zwischen Athen (d. h. dem Piräus) und Smyrna besteht rege Dampferverbindung; Schiffe der verschiedensten Nationen vermitteln den Verkehr. Die schönsten und bequemsten Dampfer sind die der Hamburger Levante-Linie, nur machen sie die Fahrt recht selten. Doch auch die russischen Schiffe der Handels- und Dampfschiffahrtsgesellschaft in Odessa sind gut eingerichtet und gut geführt. Eines von ihnen, die „Königin Olga“, brachte mich nach Smyrna hinüber in kaum mehr als 17 Stunden. —

Die Fahrt geht zuerst an der Küste Attikas entlang, die an dieser Stelle ganz besonders wüst und öde ist, fast vegetationslos erscheint. Die Südostspitze, das Vorgebirge Sunion wird gekrönt von den 12 Marmorsäulen des Poseidontempels, die weithinaus leuchten und das sonst recht traurige Bild lebhafter machen. Denn auch die Küste der Peloponnes, Aegina, Salamis und die andern Inseln ringsumher bieten dasselbe einförmige Bild einer steilen, nackten, leblosen Küste. Auch weiterhin bleibt das Bild dasselbe. Das Schiff steuert durch den Kanal d'Oro zwischen Euboea und Andros hindurch, zugleich werden die Inseln der an Andros sich schließenden Cycladen-Kette sichtbar, alles graubraune Felsen. Endlich gewinnt man das freie Meer. Es war Nacht, als wir dieses erreichten. Am nächsten Morgen sah man sich

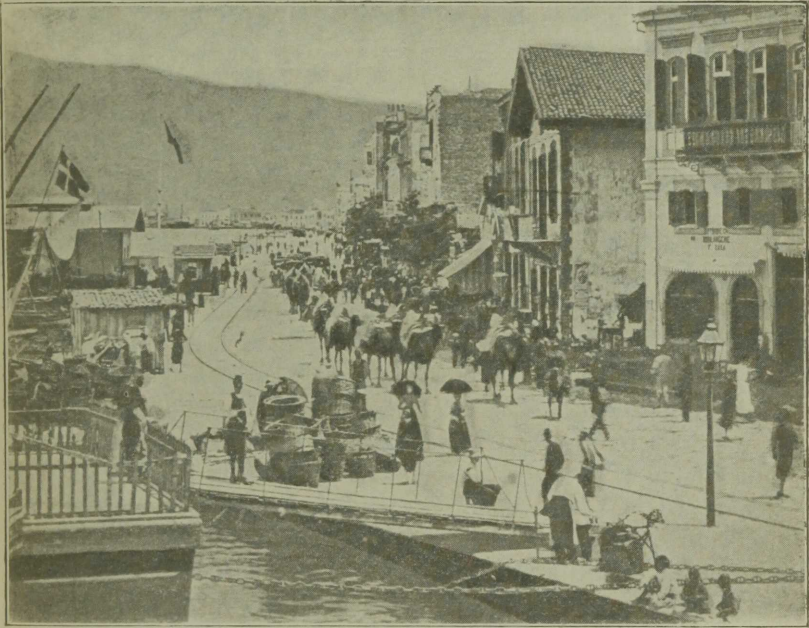
schon der kleinasiatischen Küste gegenüber, am Kap Kara Burun, das sich quer vor den Eingang in den Golf von Smyrna lagert.

Smyrna. Gesamtansicht von Südwest aus.



Die Gegend erscheint viel belebter: die Felsen sind zum Teil wenigstens bewachsen und zahlreiche Dörfer sind auf dem ansteigenden Gelände verstreut. Der Golf von Smyrna wird seiner

Schönheit wegen gerühmt, und in der That bieten die Gebirge, die nördlich (der Siphlos), gerade vor uns über der Stadt (der jonische Olymp) und südlich (Mimasgebirge) ansteigen, durch ihre schönen Formen und ihre wenigstens teilweise Bewaldung ein fesselndes Bild. In der Tiefe der Bucht erscheint schon eine lange weiße Linie von Häusern, es ist der Quai von Smyrna, dem



Smyrna. Der Quai.

wir uns rasch nähern; über ihm und den Winkel des Golfs nach rechts zu ausfüllend erhebt sich der Hauptteil der Stadt, an dem Hügel Pagos, der von einer alten Citadelle gekrönt ist, emporklimmend, dazwischen kleine Gehölze von Cypressen, — die mohammedanischen und jüdischen Kirchhöfe.

Nicht leicht ist es dem Fremden gemacht, ins türkische Reich hineinzukommen: schon im Piräus hat der Paß im türkischen

Konsulat visitiert werden müssen, jetzt wird er bei der Landung abgefordert und erst am folgenden Tage zurückerstattet. Dabei nützt einem die Eintrittserlaubnis nur für Smyrna: für jede Reise ins Land muß noch ein besonderer türkischer Paß, ein sog. teszkerêh mit vieler Mühe beschafft werden. Davon später.

Um so leichter ist es, über die Zollschwierigkeiten hinwegzukommen, d. h. nur wenn man sich sofort an den Kommissionär des Hotels, in dem man absteigen will, gewandt hat. Dann wird mit Hilfe des „Bakschisch“ alles leicht erledigt.

So war denn auch ich glücklich nach Smyrna gelangt. Eine große Freude war es, das deutsche Element hier viel stärker vertreten zu finden, als in Athen. Gleich das Hotel Huck, das mich aufnahm, war ganz auf deutschem Fuße eingerichtet; man war hier in jeder Hinsicht gut aufgehoben. Dann aber fand ich in dem Evangelischen Pfarrhaus bei Herrn Pastor E. Steinwald und Frau Gemahlin, sowie bei mehreren deutschen Familien eine so liebenswürdige gastliche Aufnahme, daß die Tage der eigentlichen Vorbereitung auf die Patmos-Reise mir bedeutend erleichtert wurden. Auch eine Stätte reichgeegneter evangelischer Wirksamkeit, das Diakonissenhaus, lernte ich kennen; es ist mit einer Elementar- und einer höheren Töchterschule verbunden; in ersterer werden vor allem armenische Waisen unterrichtet. Es war eine Atmosphäre inniger Frömmigkeit, aber auch fröhlicher Tätigkeit, die mich hier für eine kurze Weile umfing.

Diesen angenehmen und erquickenden Eindrücken des Smyrnaer Aufenthaltes stehen nun allerdings andere gegenüber, die die Stadt selbst mir auch in der Erinnerung nicht zu vergolden vermögen.

Sobald man nur den Quai verläßt und ins Innere der Stadt eindringt, sieht man sich sofort in den vollen Orient versetzt: im Frankenviertel gibt es noch einigermaßen ordentliche Straßen und Häuser, sonst aber ist es ein wirres Durcheinander von Gassen und Gäßchen, Höfen und Durchgängen, in dem sich der Fremde nur wie durch Zufall zurechtfindet. Von Schmutz und von Unordnung im Orient überhaupt zu sprechen, ist überflüssig. Schlimmer ist die entsetzliche Armut und Verkommenheit,

die man vielerorts bemerkt; die verstümmelten und verlumpten Bettlergestalten prägen sich der Erinnerung tief ein. Das Treiben in den Straßen, das bunte Gewühl aller möglichen Menschentypen und Trachten mag den Ethnologen, vielleicht auch den Maler interessieren. Der Reiz dieser Buntschedigkeit geht aber verloren, wenn man an das Elend und die Unbildung denkt, worin diese Menschen größtenteils hilflos stecken. Es sind auch viele höchst unzuverlässige Elemente darunter: die Sicherheit selbst in den besten Teilen der Stadt läßt zu wünschen übrig. Die Bevölkerung macht den Eindruck eines unheimlich brodelnden, vulkanischen Kraters; die hier vereinigten Völkergegenätze sind allerdings die allerschärfsten: Griechen, Juden, Türken, Armenier, Westeuropäer, Tataren, Neger u. a. leben zwar meist in getrennten Vierteln, aber Gelegenheit zu Reibungen gibt es natürlich übergenug. Das meiste für ihre Volksgenossen tun (abgesehen von den Westeuropäern, den sog. Franken) die Griechen; ihr Volkscharakter mag ja durch die lange Unterdrückung gelitten haben, manche der ihnen nachgesagten üblen Eigenschaften mögen davon herrühren, aber im ganzen haben sie sich ihre geistige Spannkraft bewahrt und das zeigt sich wiederum in ihrem Schulwesen, dessen Mittelpunkt die sog. Evangelische Schule bildet, ein Bildungsinstitut, verbunden mit Bibliothek und Museum. Doch — Smyrna ist eine uralte Stadt, hat sie doch um die Ehre ringen können, Homers Geburtsort zu sein; an ihrem jetzigen Platz wurde sie unter den nächsten Nachfolgern Alexanders des Großen begründet. Und welche Bedeutung eignet ihr erst in der frühesten Geschichte der christlichen Kirche! Der Brief in der Offenbarung Johannis (Kap. 2, 8—11), die Namen des Ignatius und Polycarp zeugen davon. Aber wie wenig ist von der großen Vergangenheit zu merken! Nicht einmal einigermaßen erhebliche Ruinen können dem Besucher gezeigt werden: einige Mauerreste von einem Theater und das Oval des alten Stadions, der Rennbahn. Hier kann man wenigstens noch die Stätte erkennen, da der greise Polycarp seinen Glauben und seine Liebe zum Herrn, dem er 86 Jahre gedient, ohne je Unrecht von Ihm zu erfahren, mit dem Tode besiegelte. Nicht weit davon

zeigt man das angebliche Grab des Polykarp: eine einsame Cypresse weist schon von weitem den Weg dorthin. Die Mohammedaner haben übrigens den Polykarp als einen der ihren reklamiert. So ziert denn auch ein grüner Turban seinen Grabstein und Spuren von Opfergaben lassen sich darauf und daneben bemerken. — Sonst gibt es in Smyrna selbst keine wesentlichen Reste des Altertums mehr. Reicher daran ist freilich die Umgegend; lange, noch wohlerhaltene Bogenreihen römischer Aquädukte überspannen das Thal des Meles, besonders das sogenannte St. Anna-Thal. Es ist ja auch nicht so sehr schwer, mit der Bahn nach Magnesia am Sipplos, Sardes, Tralles und vor allem nach Ephesus zu gelangen, von welchem später die Rede sein soll. —

Doch genug von Smyrna, es war ja nicht mein eigentliches Ziel, es galt hier nur ziemlich lange auf den Abgang des Dampfers nach Patmos warten und zugleich die nötigen Vorkehrungen für eine erfolgreiche Lösung meiner Aufgabe treffen. Dazu gehörte vor allem die Beschaffung des türkischen Passes, des teszkeréh. Dank der Liebenswürdigkeit der russischen Konsulatsbeamten wurde mir der Kawas des Konsulats beigeellt. Mit seiner Hilfe gelang es, wenn auch unter zahlreichen Weitläufigkeiten, den Paß zu erhalten: ein genaues Signalement meiner Person wurde aufgenommen sowie verschiedenes andere türkisch hineingeschrieben, dessen Sinn ich nicht habe ergründen können. Sehr viel Interesse zeigten die türkischen Beamten für die Konfession, der ich angehörte, und beruhigten sich erst bei der Antwort, daß nicht nur ich, sondern auch mein Vater und meine Vorfahren Protestanten seien resp. gewesen seien. Die Unterhaltung wurde in französischer Sprache geführt, mit der man überhaupt in der Levante fast überall sehr gut auskommt.

Doch nicht nur den Türken, auch den Griechen mußte ich gut empfohlen sein. Für die Empfehlung an diese hatte die Liebenswürdigkeit des hervorragenden Byzantinologen, Geh. Hofrat Professor D. Dr. H. Gelzer in Jena gesorgt, indem ich von ihm eine Empfehlungskarte an den Erzbischof Basilius von Smyrna bei mir hatte. Der Erzbischof, ein würdiger alter Mann von sehr freundlichen Umgangsformen, empfing mich auf jene Empfehlung hin

aufs beste. Die Unterhaltung wollte freilich nicht recht vom Flecke, obwohl wir fünf Sprachen zu Hilfe nahmen: französisch, deutsch, russisch, alt- und neugriechisch. Doch der Hauptzweck wurde erreicht: ich erhielt ein großes, sehr freundlich gehaltenes Empfehlungs-schreiben an den Abt des Klosters auf Patmos.

Auf diese Weise ausgerüstet, außerdem noch durch die Dampfer-agentur dem Kapitän des Dampfers und dem Agenten auf Patmos empfohlen, konnte ich die Reise antreten. Über Patmos etwas Näheres in Erfahrung zu bringen, war mir nicht gelungen. Selbst in Smyrna wußten nur wenige etwas von der Insel zu erzählen. Mit dem Verkehr dorthin ist es recht merkwürdig bestellt: zwei Dampferkompagnien lassen Küstenschiffe, die die Inselwelt an der Küste Kleinasiens befahren, auch in Patmos landen, doch fürs gewöhnliche nur auf der Hinreise nach Rhodos, nicht auf der Rückreise. Dabei machen sich die beiden Dampferlinien erbitterte Konkurrenz; sie lassen ihre Dampfer genau an demselben Wochentage, genau zu derselben Stunde von Smyrna ausgehen. Unterwegs gibt es dann eine Art Wettfahren, das sich recht unheimlich gestalten kann. Ich vertraute mich der griechischen „Pantaleon“-Gesellschaft an und sollte von deren Dampfer „Samos“ nach Patmos befördert werden.

II.

Auf den ersten Anblick machte der Dampfer „Samos“ durchaus keinen Zutrauen erweckenden Eindruck: er war nicht größer als etwa die Dampfer, die von Dorpat nach Pleskau fahren, seine innere Einrichtung blieb aber weit hinter diesen zurück. Die Passagiere der ersten Klasse waren auf einen engen, länglichen Raum angewiesen, an dessen beiden Längswänden die Kabinen sich hinzogen, d. h. Gestelle von 2—3 Lagerstätten übereinander, nach dem Mittelraume zu durch Vorhänge geschlossen. Es machte, wie schon von einem anderen Reisenden bemerkt worden ist, den Eindruck, als ob die Passagiere in Schubfächern einer Kommode schlafen müßten. Den Mittelraum zierte ein langer, schmaler Tisch; an der Breitseite war ein winziges Gelaß zur Küche hergerichtet,

in einer anderen Ecke befand sich die allgemeine Waschanstalt. Das war die Ausstattung im Innenraum. Auf dem Deck sich aufzuhalten, war aber auch mit Schwierigkeiten verknüpft. Denn dieses war, sowohl das Achterdeck wie das Kapitänsdeck, dicht besetzt von den Deckpassagieren, die in überaus malerischen Stellungen und Lagen fast den ganzen Raum bedeckten, nur hier und da ein Plätzchen lassend, wo man sich niedersetzen konnte. An freie Bewegung auf Deck war nicht zu denken.

Unter den Passagieren der ersten Klasse hatte ich, wie ich glaube, allein den vollen Fahrpreis gezahlt, denn mir wurde eine Extrabeköstigung zusammen mit dem Kapitän zuteil. Viel war auch das nicht; aber die übrigen Passagiere lebten meist von den Vorräten, die sie mitgebracht, erst recht natürlich die Deckpassagiere. Ganz besonders häufig sah man eine umfangreiche Flasche mit einem Getränk zirkulieren, das mit Wasser gemischt weißliche Farbe annahm: es ist der Raki, d. h. Mastixschnaps, man könnte fast sagen, — das Nationalgetränk in diesen Gegenden, jedenfalls weit mehr im Gebrauch als der Wein. Kapitän und Passagiere verhielten sich sehr zuvorkommend dem einzigen Fremdländer gegenüber; eine rechte Unterhaltung konnte natürlich nicht in Fluß kommen, da das Neugriechische fast die einzige Sprache war, die hier verstanden wurde. Das hatte ich mir zwar anzueignen versucht, war aber nicht weit damit gekommen. Die Kenntnis des Altgriechischen nützt nur beim Lesen, aber auch hier ist die im Neugriechischen sehr verarmte Etymologie und Syntax ein Hindernis zum Verständnis. Am Verstehen des Gesprochenen aber hindert die Aussprache: fast alle Vokale und Diphthongen werden wie i, — ai wie e ausgesprochen, Theta wie das englische th und ähnliches. Athenai wird z. B. wie Assinä ausgesprochen. Die Neugriechen sind stolz auf ihre Aussprache. Die in unseren Gymnasien übliche wird von ihnen als „Erasmisch“ (d. h. von Erasmus von Rotterdam erfunden) entriistet abgewiesen. Fast mit jedem gebildeten Griechen kommt man auf dieses Thema zu sprechen und hat den Vorwurf zu hören, daß man in unseren Schulen statt auf die noch lebenden Erben des Griechenvolkes — auf Gelehrtenfündlein achte.

Am 5. Juni (alten Stils) 1901, nachmittags 4 Uhr sollte das Schiff den Hafen verlassen; obgleich es hart am Quai lag, durfte es doch nicht von diesem aus bestiegen werden. Ein Boot trug mich nach nochmaliger Revision der Pässe und des Gepäcks, an der Zollkammer, hinüber; nach längerem Warten, währenddem fast auch der letzte freie Raum mit Sachen und Menschen sich bedeckte, ging es in See. Das vollbepackte Schiff, das nicht viel über die Wasserfläche emporragte, nahm sofort ein geradezu rapides Tempo an; nach zirka 6 Stunden waren wir an der ersten Station, Tschesme, der Stadt Chios gegenüber am Festlande gelegen, angelangt. Ein fürchterlicher Lärm auf dem Deck machte das den Schläfern in den Kabinen kund; auch im „Salon“ ging es in der Nacht lebhaft her: Passagiere, die nicht schlafen konnten, spielten unter eifrigem, lautem Reden Karten. An Schlafen war denn auch nicht viel zu denken; sobald es hell geworden war, ging auch ich auf Deck. Wir lagen bereits vor Chios, — einem von weitem hübsch und blank aussehenden Städtchen mit lauter weißgestrichenen Häusern und Kirchen. In Chios versorgten sich die Einheimischen mit Vorräten an Mastix (Harz des Pistazienbaumes) in allerlei Formen: besonders mit eingemachtem Mastix. Dann ging es in rascher Fahrt durch stille Gewässer auf eine in der Ferne blauende hohe Küste zu, — Samos. Hart hinter uns her, als wenn er uns verfolgte, kam der Dampfer der anderen, der türkischen Kompagnie. Samos hat vier Häfen, die von Schiffen angelaufen werden: an dreien davon sollte auch unser Schiff landen; zunächst ging es auf Karlovassi zu, einen ganz kleinen Ort, aber schön gelegen. Denn die Freude bot Samos, wieder mehr Grün zu zeigen, die Abhänge der steilen Küste waren mit gartenähnlichen Anlagen und Weinbergen bedeckt.

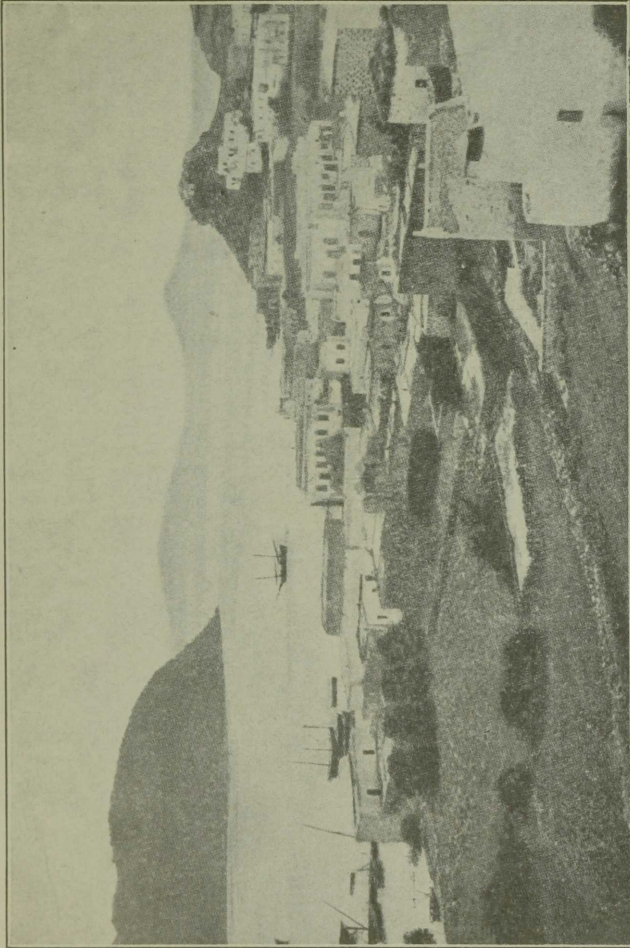
Die Hauptstadt Bathy, unser nächstes Ziel, stellte sich dem Auge vom Schiff aus als wohlgebaut dar; es ist ja die Hauptstadt eines kleinen Basallenfürstentums, das von einem Griechen, freilich in türkischen Diensten, regiert wird. Reste des Altertums sind vom Schiff aus nicht zu erkennen. Von Bathy ist es nicht weit nach Scala Nova, dem Hafenort von Ephesus; von diesem

Orte, den ich später gründlicher, freilich wider Willen, kennen lernen sollte, wird nachher noch die Rede sein. Das Schiff legte für kurze Zeit hier an, um dann an dem schlachtberühmten Vorgebirge Mykale, einer hohen steilen Felsenkuppe, vorüber in das ioniische Meer einzulaufen, wie dieser schon von Homer als stürmisch bezeichnete Meeresteil südlich von Samos und Mikaria (Ikaros) früher genannt wurde. Zunächst ging es auf den Samoshafen Tighani zu, an dessen Eingang ein altes Kastell (wohl aus dem Mittelalter stammend) emporragt. Der Abend dämmerte rasch herein, weit in der Ferne links sah man aus dem Meere hohe Berggipfel sich erheben, das mußte Patmos sein. In der Tat richtete das Schifflein dorthin seinen raschen Lauf. Gegen Mitternacht sah ich mich in einer engen, von steilen Höhen umgebenen Bucht; nur unten am Ufer spärliche Lichter; wir waren am Hafentort, der „Scala“ von Patmos angelangt. (Der hier häufig vorkommende italienische Ausdruck „Scala“, d. h. Treppe, Landungstreppe, erinnert an die Vorherrschaft der Italiener, speziell der Genuesen und Venetianer, in diesen Meeren während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters.)

Das also war mein Ziel. Nun, zunächst hüllte es sich in ein geheimnisvolles Dunkel. Nur die Umrisse der Berghöhe, die Stadt und Kloster trägt, zeichneten sich links am nächtlichen Himmel ab. Der Kapitän stellte mich dem Agenten der Kompagnie vor, und bald dampfte der wackere kleine Samos wieder aus der Bucht hinaus. Der Agent führte mich in das „Hotel“, das mich zunächst aufnehmen sollte: in der Nacht zum Kloster hinaufzuziehen, war unmöglich. Für den nächsten Morgen vereinbarten meine Gastwirte meine Beförderung den Berg hinan. Eine Tasse türkischen Kaffees, der übliche Willkommmentrunk, war der erste Genuß auf dem Boden dieser Insel. —

Das „Hotel“, ein zweistöckiger quadratischer Bau mit plattem Dach, war ein sogenannter „Chan“, — eine orientalische Herberge. Den ganzen oberen Stock nahm das Staats- und zugleich Fremdenzimmer ein, den ganzen unteren die Wohnung des Wirts, zugleich Gaststube. Die Verbindung zwischen beiden Stockwerken besorgten eine Leiter und eine Falltür. Der obere

Raum wurde mir angewiesen. Es stand alles Mögliche drin, was, — habe ich nicht ergründen können, jedenfalls ein großes



(Nach Geil.)

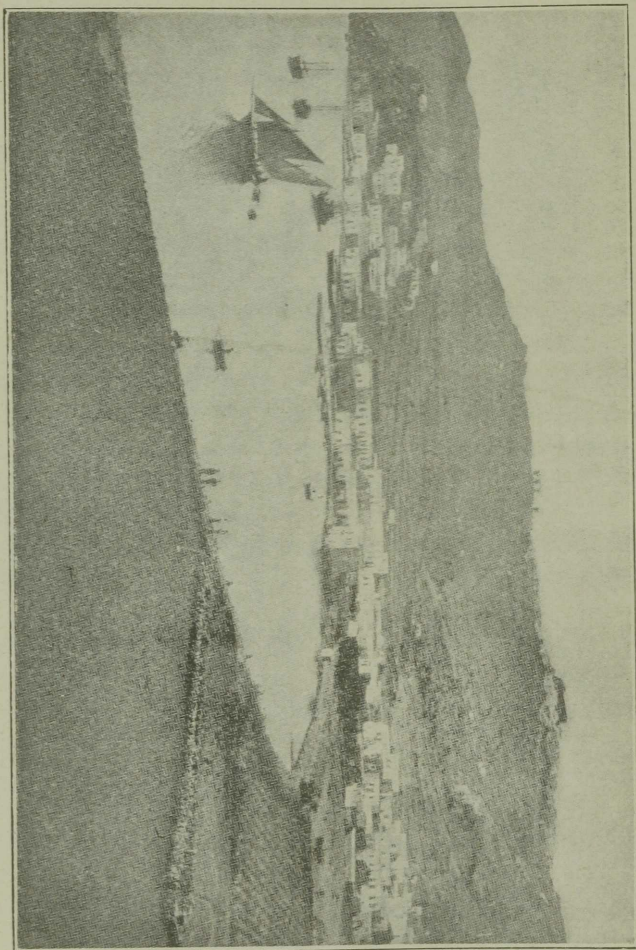
Patmos: Hafen und Scala.

Himmelbett. Durch das Fenster konnte man auf das Dach eines Nebenhauses gelangen; das konnte als Balkon dienen. In diesem Zimmer sollte ich die Nacht verbringen; sehr anheimelnd war das

nicht. Aber mit kräftigem Entschluß vertraute ich mich dem mit undefinierbaren Dingen bedeckten Bett an und — „da ward's

Patmos. Scala, im hintergrunde die Stadt mit dem Kloster.

(Nach Geil.)



lebendig um mich her“, wie es in der Ballade „Die verfallene Mühle“ heißt.

Es war zum Glück nur eine Nacht in diesem „Hotel“ zuzu-

bringen; schon am frühen Morgen war ein Bauer mit zwei Maultieren zur Stelle, von denen das eine mich selbst, das andere mein Gepäck tragen sollte. Der anspruchslose Hotelwirt wollte nicht einmal Bezahlung für das Nachtquartier annehmen, sie mußte ihm geradezu aufgenötigt werden.

Und nun ging's den steilen Berg empor, auf gut, freilich nur für Maultiere bequem, gepflastertem Wege.

III.

Der Name „Patmos“ erweckt wohl immer zunächst die Erinnerung an die Tatsache, daß das prophetische Buch des Neuen Testaments „Die Offenbarung Johannis“ hier verfaßt ist. Der Verfasser dieses Buches sagt Kap. 1, V. 9 von sich: „Ich, Johannes, . . . war auf der Insel, die da heißt Patmos, um des Wortes Gottes willen und des Zeugnisses Jesu.“ Es liegt wohl am nächsten, die Worte so zu verstehen, daß er als Zeuge Jesu Christi, d. h. als Märtyrer, somit wohl als Verbannter, sich auf Patmos aufhielt. Die altkirchliche Tradition, die in diesem Johannes den Apostel sieht, setzt diese seine Verbannung in die Jahre 95—96, in die Zeit der Domitianischen Verfolgung. Die apokryphen Apostelakten haben diese Tradition noch weiter ausgeschmückt und wissen mancherlei von den Erlebnissen des Apostels auf dieser Insel zu erzählen. Sichere Kunde aber von dem Aufenthalte des Apostels auf Patmos gibt es nicht, am allerwenigsten auf der Insel selbst. Nur geringe Spuren der Besiedelung im Altertum haben sich überhaupt erhalten; Patmos wird ja bei den Schriftstellern der klassischen Periode nur selten erwähnt, nicht einmal als regelmäßiger Verbannungsort. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters ist die Insel sogar völlig wüste und öde gewesen. Gerade darum konnte sie als geeigneter Wohnort für Mönche erscheinen, denen selbst die schon bestehenden Klöster zu weltlich erschienen. Ein solcher Mönch war der Asket Johannes Christodulos, der sich vom byzantinischen Kaiser Alexios Komnenos gerade diese Insel ausbat, um dort ein Kloster zu begründen (1088; die Schenkungsurkunde wird im Kloster aufbewahrt).

Ursprünglich sollte auch Patmos, wie der Athos, für alle nicht mönchischen Bewohner, außer denen, die zum unmittelbaren Dienst des Klosters berufen wurden, insbesondere aber für Frauen und Kinder verschlossen sein. Aber eben die Bedürfnisse des Klosters führten zur Beseitigung dieses Verbotes: zuerst an einer vom Kloster entfernten Stelle, an der Nordküste, bildete sich eine Ansiedelung. Bei der ständigen Gefahr von Seiten der Seeräuber ist aber die Ansiedelung dem Kloster immer näher gerückt und gegenwärtig schmiegt sich die Stadt Patmos (jetzt Patino genannt) eng an das Kloster, das geradezu den Eindruck einer Burg, einer Akropolis macht, und — merkwürdige Ironie des Schicksals! — der größte Teil der städtischen Einwohnerschaft besteht aus Frauen und Kindern, denn die Männer müssen zum großen Teil ihren Erwerb außerhalb der Insel suchen. Die Stadt hat Zeiten blühenden Handels erlebt. Patmische Kaufleute kamen mit ihren Schiffen bis nach Venedig, ja bis nach Holland. Das war im 16. und 17. Jahrhundert. Das Kloster aber hat einst im Kulturleben der Griechen eine bedeutende Stellung eingenommen; im 18., ja noch im 19. Jahrhundert blühte unter seinem Schutze eine Akademie, eine Theologenschule, die aus der Insel das „Athen des XVIII. Jahrhunderts“ (d. h. für die Griechenwelt) gemacht haben soll. Auch seit das wirkliche Athen die geistige Führung wieder übernehmen konnte, hat die Bevölkerung der Insel ein reges Bildungstreiben bewiesen. Unter Beteiligung des Klosters wird eine Knabenschule (eine Art Progymnasium) und eine Mädchenschule unterhalten, was für die ca. 4000 Einwohner zählende Insel nichts Geringses ist.

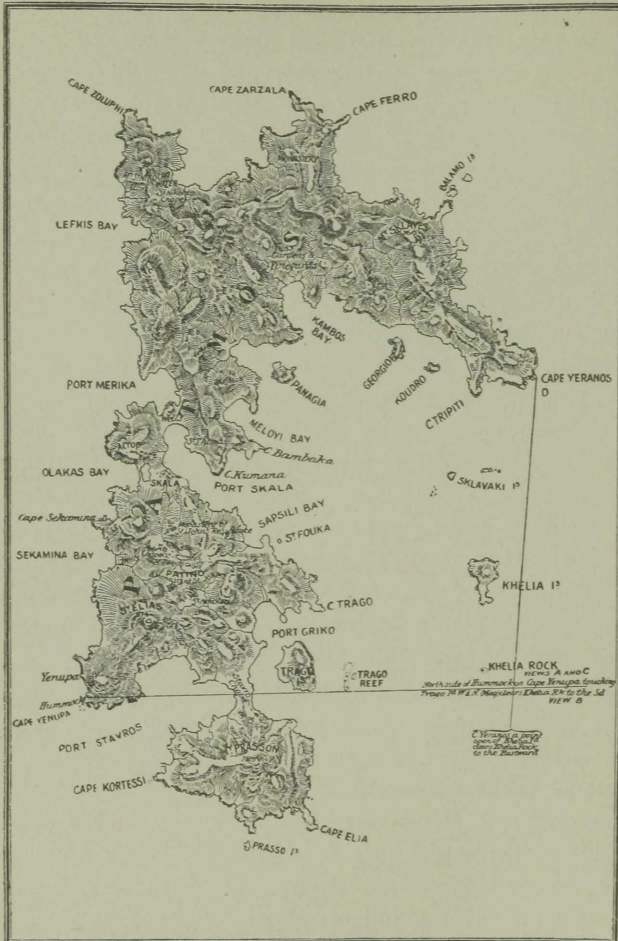
Das Kloster hat überhaupt die ausschlaggebende Stellung auf der Insel inne, und zwar nicht nur als reichster Grundbesitzer, ja eigentlicher Grundherr, sondern auch, weil es sich an allen öffentlichen Lasten beteiligt: am Unterhalt der Schulen (s. o.), des Arztes, der Apotheke; ja sogar als Bankier dient das Kloster den Einwohnern, verwahrt und verwaltet vielfach ihre Kapitalien. Die Regierung der Insel liegt tatsächlich in der Hand des Abtes, der sie in Gemeinschaft mit den 4 Demarchen, gewählten Ältesten, führt. Der Einfluß der türkischen Regierung beschränkt sich auf

das Eintreiben der jährlichen Abgaben, der Zollgebühren, das Visieren der Pässe und ähnliches; es sollen nur 8 Türken auf der Insel wohnen, davon die meisten in der Scala.

In der inneren Verwaltung des Klosters ist der auf zwei Jahre gewählte Abt durchaus nur Vorsitzender des Rates der Hieromonachen (Priestermönche), deren es gegen 40 gibt, von denen aber nur ein kleiner Teil im Kloster selbst lebt. Eigentlich unterstehen dem Abt nur die sechs Diakonenmönche und zwei nichtpriesterliche Mönche. Diese Ordnung steht im Zusammenhang mit dem sogenannten idiorrhythmischen Leben der Mönche: es lebt eben jeder Mönch „nach seinem eigenen Rhythmus“, d. h. führt eigene Wirtschaft und bekommt eine Art Pension vom Kloster ausgezahlt. Das gemeinschaftliche Leben beschränkt sich im Grunde auf die Gottesdienste. Von den Hieromonachen befindet sich ein Teil auf den „Metochien“, Filialen des Klosters: in Smyrna, Konstantinopel, Alexandrien, Moskau usw.; ein anderer Teil wohnt in der Stadt oder auf den von den einzelnen Mönchen arrendierten Klosterländereien. Die Land- und Stadtpfarreien der Insel werden ebenfalls von Mönchen bedient. Ihr Amt ist es, überall auf der Insel Gottesdienste zu halten, doch braucht das nicht in allen 364 Kirchen zu geschehen; viele von diesen sind völlig verfallen, andere wohl nur Grabkapellen. So sind im Kloster selbst eigentlich nur die jeweiligen Amtsträger anwesend. Die Reichthümer des Klosters sollen gegenwärtig nicht mehr groß sein; doch besitzt es noch zahlreiche Liegenschaften, besonders auf der Insel Samos. Soviel zur Orientierung über die Verhältnisse, in die ich für neun Tage einzutreten hätte.

Doch auch die Natur der Insel und die Lage von Kloster und Stadt müssen gleich hier kurz geschildert werden; die Natur ist selbst für den Nordländer nicht ohne tiefen Reiz. Ganz besonders fesselt die Formation der Insel. Patmos ist langgestreckt: nur 15 km beträgt seine Länge (der Umfang — 60 km), die größte, nur ganz vereinzelt vorkommende Breite wird auf 10 km berechnet. Von allen Seiten schneiden die Buchten tief ins Land und bilden eine an Abwechslung überaus reiche Küste. Von jedem erhöhten Punkt aus sieht man das Meer fast nach allen

Richtungen hin durchschimmern. Die Mannigfaltigkeit der Küstenbildung wird noch durch die zum Teil ganz bedeutenden Höhen,



Karte von Patmos.

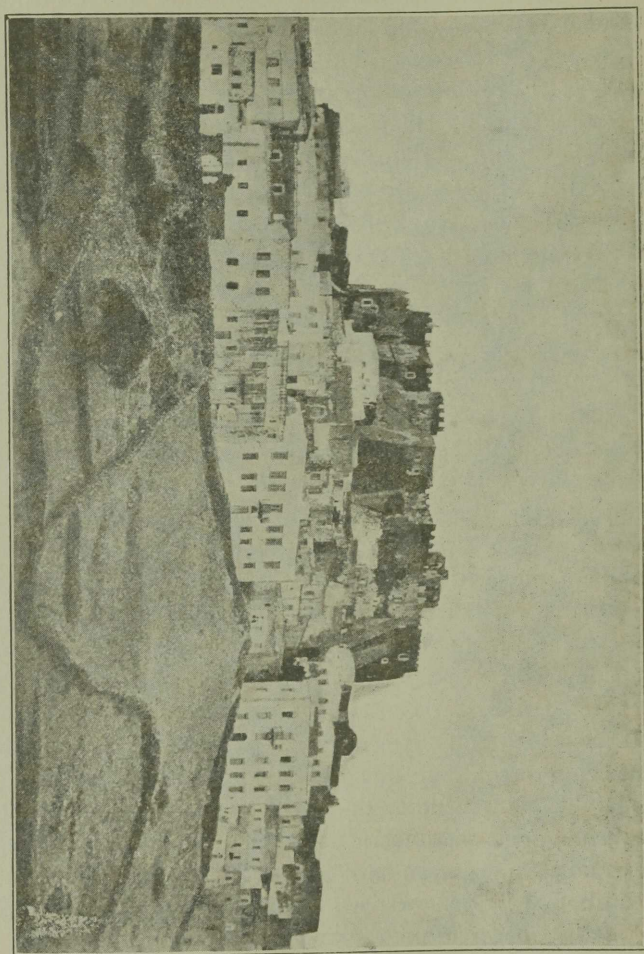
(Nach Geil.)

die die Erhebungen der Insel erreichen (bis nahe an 900 Fuß), verstärkt. So entsteht auch innerhalb der Insel eine bunte Abwechslung von Berg und Tal.

An Formen und Linien ist diese Landschaft also überaus reich, weniger wiederum an Farben. Die Felsen sind grau oder schwärzlich; es ist vulkanisches Land und das Gestein wird als Trachyt bezeichnet, nur selten ist der Boden mit Gras oder Pflanzen bedeckt, Bäume gibt es auf der ganzen Insel nur wenige. Sie ist indes nicht unfruchtbar: man erblickt Anpflanzungen und Gärten; etwas Wein wird gezogen; auch Oliven-, Zitronen-, Feigen-, Orangen- und Maulbeerbäume sollen sich auf der Insel befinden. Desgleichen fehlt es nicht an Acker- und Gemüsebau, meist aber sieht man nur das graue Gestein und mächtige Schutthalden. Das Klima auf den Inseln des Ägäischen Meeres wird als gesund gerühmt. So viel ich bemerken konnte, ist die Hitze selbst im Sommer nicht drückend, wenigstens nicht auf der Höhe, die von Kloster und Stadt eingenommen wird. Im Gegenteil, es wird über zu viel Wind geklagt und einmal erlebte ich auch (im Juni) einen starken Platzregen, der freilich nur einen Moment dauerte und als etwas ganz Ungewöhnliches betrachtet wurde.

Eine Beschreibung der Insel kann hier nicht geliefert werden, ich würde mir bei meinen mangelhaften naturwissenschaftlichen Kenntnissen auch keine zutrauen. Das einzige ausführlichere Werk neuerer Zeit, das von der ganzen Insel handelt, das Buch des Amerikaners W. E. Geil „The isle that is called Patmos“, Philadelphia 1897, enthält auch nur ziemlich vage Angaben über Natur, Klima usw. der Insel, dagegen manche gute Illustration, die für diesen Aufsatz verwendet ist. Nur soviel sei noch gesagt, um die Lage der Stadt und des Klosters zu kennzeichnen, daß die Insel sich ganz deutlich in drei Teile gliedert; jeder Teil hat eine Erhebung, die die andern überragt. Im mittleren Teile, der durch schmale Landzungen mit dem nördlichen und südlichen verbunden ist, bildet eben der die Stadt und das Kloster tragende Berg die höchste Erhebung (etwa 650'). Am nördlichen Fuß dieses Berges liegt die Scala, so daß man von ihr aus nach Süden emporzusteigen hat. Der Weg führt am Kloster der heiligen Apokalypse (Offenbarung) vorbei, das ich erst am letzten Tage meiner Anwesenheit auf Patmos besuchte und darum auch

erst später berücksichtigen muß. An jenem ersten Tage drängte es mich, so rasch als möglich an die Arbeit zu kommen. Um so



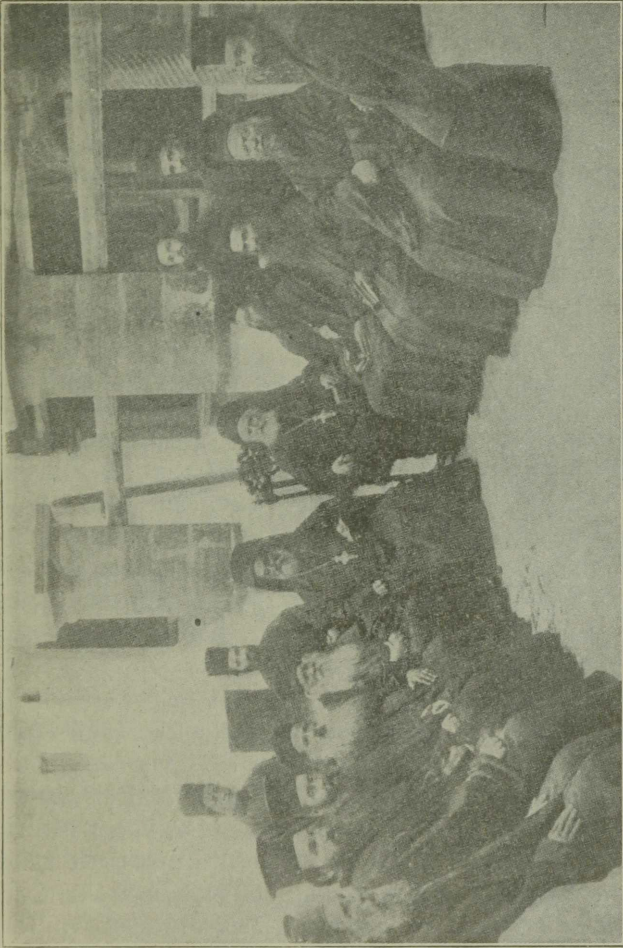
Stadt und Kloster.

(Nach H. Dmitriewsky: Pamos-Skizzen.)

rascher durfte ich ja dann hoffen, nach gelöster Aufgabe den Heimweg antreten zu können.

„Hoch zu Maultier“ ging es, wie gesagt, den Berg empor.

Immer deutlicher trat aus der Mitte der weißangestrichenen, dicht aneinander gedrängten Häuser festungsähnlich, mit Zinnen gekrönt,



Die Mönche von Patmos. (Nach Geil.)
Rechts an zweiter Stelle: der Abt, an dritter der Ekklesiarch Agathangelos; links an erster Stelle: Vater Makarios, an zweiter der Bibliothekar, Vater Hesekei, an fünfter der ehemalige Bischof Amphilochos.

das Kloster hervor. Oben angelangt, mußte ich vor dem Tore schon absteigen und zu Fuß in den Hof eintreten, an dessen einer Seite ziemlich derbe, kurze Säulen den Eingang zum Vor-

raum der Hauptkirche bezeichneten. Gleich hier erblickte ich zwei langbärtige Mönche, von denen der eine ganz besonders freundlich und behaglich dreinsah. Es erwies sich, daß das der Abt war; ich übergab ihm das Empfehlungsschreiben des Erzbischofs von Smyrna und wurde auf das Liebenswertigste bewillkommnet. Selbstverständlich war man bereit, mir die Schätze der Klosterbibliothek zugänglich zu machen. Zuvor aber mußte den Pflichten der Gastfreundschaft genügt werden; ich wurde in die Zelle des Abtes geführt, die sehr schlicht aber nicht ohne Sinn für Behagen eingerichtet war, nach orientalischer Weise mit einem längs den Wänden sich hinziehenden Divan als Hauptausstattungsstück. — Die Unterhaltung mit dem Abt ging nicht ganz glatt von statten, da er nur das Neugriechische beherrschte; da aber erschien einer der angesehensten Mönche des Klosters, früher griechischer Priester in New-York, Panssios Terentinos. Da er auch längere Zeit in Paris gelebt hatte, konnten wir uns in französischer Sprache gut verständigen, und Vater Panssios ist mir denn auch fast die ganze Zeit über ein treuer und liebenswürdiger Begleiter und Berater gewesen. — Die Pflicht der Gastfreundschaft erforderte aber auch sofortige Bewirtung, nicht nur mit Kaffee, sondern auch mit Glyky, d. h. Süßem, Eingemachtem, wovon allerdings nur einen Löffel voll zu kosten die Sitte gebot. Bei späteren Besuchen auf der Insel trat auch der „Raki“ = Mastixschnaps als Bewillkommnungsgetränk auf.

Endlich erhoben sich der Abt und Vater Panssios, um mich in das Fremdenzimmer zu führen; durch allerlei vielfach gewundene Gänge, über Treppen, Galerien, Plattformen ging es bis zum höchsten Stockwerk empor und alsbald fand ich mich in einem hellen, lustigen Raum, aus dessen fünf Fenstern man weit hinaus über die flachen Dächer der Stadt tief unten, die nächsten Berge und das Meer blicken konnte; bis zu den Inseln Samos und Mikaria im Norden, Amorgos, Delos, Naxos im fernen Westen schweifte der Blick. Die Ausstattung war im Verhältnis zu den Zellen der Mönche recht prunkvoll zu nennen. Unter den Fenstern der übliche Divan, dann aber auch an den Fenstern gegenüberliegenden Wänden Bilder, teils Porträts, teils

Gegenstände geistlichen Charakters darstellend, dort z. B. das Weltgericht, hier das Konzil von Nicæa. Die Hauptsache, die Rücksicht auf den Arbeitszweck, der die meisten Fremden hierher führt, war nicht vergessen: ein Sekretär mit Schreibvorrichtung. An ihm waren die Visitenkarten früherer Bewohner dieses Zimmers befestigt; ich fand auch die des bekannten Pfarrers Dr. Lepsius, der wenige Jahre vor mir dem Kloster einen kurzen Besuch abgestattet und die Reise sehr stimmungsvoll beschrieben hat. — Neben diesem Zimmer befand sich ein schmales, nur durch ein kleines Fenster erhelltes Gelaß mit zwei Betten darin, vor dem Eingang in das Fremdenzimmer aber eine kleine, saubere Küche und ein Speisezimmer nebst einigen kleineren Räumen, die für den die Fremden bedienenden Diakon bestimmt waren. Mir wurde der Diakon Jeremias zugeteilt, eine schöne jugendliche Mannesgestalt mit wallendem schwarzem Bart und Haar, aber freundlich lachenden Augen. Er hat mit großer Aufmerksamkeit für mein leibliches Wohl gesorgt; gebot auch die Fastenzeit nur Fastenspeisen, mit Olivenöl zubereitet, so verfügte doch die Kochkunst des Bruders Jeremias über eine große Zahl der verschiedensten Gerichte, aus Fischen und Gemüse bestehend. Dabei wurde stets der dem Samos-Wein ähnliche Inselwein kredenz, und fast vor jeder Mahlzeit erschien der Diakon mit einladender Gebärde, ein Gläschen Raki präsentierend; is hijian (eis hygieian, d. h. zur Gesundheit) — so lautete sein Profit.

In dieser freundlichen Umgebung die Zeit zuzubringen, erschien schließlich nicht so schwer; dazu kam noch die seltene Liberalität, mit der dem Fremden die Handschriften auf sein Zimmer geliefert wurden. Der Bibliothekar, Bruder Hesekiel, war jederzeit bereit, die Bibliothek aufzuschließen und das gewünschte herbeizuschaffen.

So konnte ich neun Tage lang ungestört vom frühen Morgen an bis zum späten Abend arbeiten, nicht nur die Hauptaufgabe lösen, die Vergleichung der Methodiushandschrift, sondern noch manche andere wichtige Handschrift einsehen. Die Bibliothek ist vor nicht langer Zeit durch den gelehrten Johannes Saffelion, Lehrer an der Stadtschule, geordnet worden. Im Jahre 1890

erschien ein Katalog der Handschriften dieser Bibliothek im Druck und seitdem ist es möglich, auch aus der Ferne sich über die hier aufbewahrten Schätze zu orientieren.

Doch den ganzen Tag am Schreibtisch zuzubringen, war unmöglich: gegen Abend wurde ein größerer Spaziergang unternommen. Mehrfach war Passios Ferentinus mein Führer; er zeigte mir mehrere Punkte von hervorragender landschaftlicher Schönheit. Besonders ist mir die Bai von Sekamina in Erinnerung geblieben, eine wildromantische Felsenlandschaft, zugleich mit dem Ausblick auf die tief ins Land schneidende Bucht und das Meer mit den zahlreichen Felseninseln an der kleinasiatischen Küste. Um die entferntere Umgebung der Stadt, den südlichen und nördlichen Teil der Insel mit ihren Erhebungen, dem Agnops und dem St. Eliasberg, zu besuchen, fehlte die Zeit. War es überhaupt schon zu spät, um einen weiteren Gang zu machen, so bot in der Nähe der Platz bei der Kirche des heiligen Thomas Gelegenheit, eines freien Ausblicks besonders auf die Scala mit ihrem Hafen und dem, freilich geringen, Schiffsverkehr sich zu erfreuen. Dieser Platz war aber auch das beliebteste Ziel für die ihren Abendspaziergang machenden Einwohner der Stadt. So fand sich dort häufig eine Gesellschaft von Männern und auch Frauen zusammen; es waren unter ihnen d. h. den Männern manche, die weite Reisen oder einen langen Aufenthalt in der Fremde hinter sich hatten; manche jüngere Leute waren überhaupt nur zur Erholung für kurze Zeit in der Heimat. — Viele Patmier wenden sich nach Rußland, besonders nach Odessa, um dort Lebensunterhalt zu finden und für die Tage des Alters die nötige Vermögensgrundlage sich zu sichern. So kommt es, daß man sich mit zahlreichen männlichen Bewohnern russisch verständigen kann.

Ein anderer Versammlungspunkt liegt innerhalb der Stadt, es ist die Apotheke; hier kann man besonders die Honoratioren treffen, hier hält auch der Arzt seine Sprechstunden ab. — Der Arzt, ein noch junger, sehr gebildeter Grieche, dem die Insel ein gar zu enges Tätigkeitsgebiet zu bieten schien, gab mir manche schätzenswerte Auskunft über Zustände und Sitten auf der Insel. — Über religiöse Dinge, besonders über den Unterschied der

Konfessionen, wurde von seiten der Inselaner nur vorsichtig mit mir gesprochen; man benahm sich dem „Diamartyromenos“ (Protestanten) gegenüber höchst taktvoll. Nur einer der Mönche, ein früherer Bischof, in Rußland aufgewachsen, betonte die Ansprüche seiner Kirche, die einzig wahre zu sein, etwas schroffer; das tat aber seiner Liebenswürdigkeit sonst keinen Abbruch.

So war es allerdings auch nicht leicht, sich mit der religiösen Anschauungsweise der Bevölkerung bekannt zu machen. Mein gewöhnlicher Begleiter und zugleich Protektor, Vater Passios, war durch seinen Aufenthalt in Westeuropa und Amerika schon recht aufgeklärt. Seine Auffassung konnte keinen Maßstab für das allgemeine Niveau der Religiosität abgeben, doch glaube ich im allgemeinen sagen zu können, daß in dem kirchlichen und religiösen Leben der Insel und selbst des Klosters dem rituellen Element durch schlichte Gläubigkeit und werktätige Nächstenliebe das Gleichgewicht gehalten wird. So wenig auch ein Evangelischer dem Klosterleben Geschmack abgewinnen kann, hier waren seine am meisten befremdenden Züge, selbstquälerische Askese, Selbstgerechtigkeit, untätige Beschaulichkeit nicht fühlbar. Es hatte alles einen überaus gemüthlichen Anstrich, allerdings, muß man hinzufügen, für das Auge des Fremden, der kurze Zeit in diesem Milieu verweilte. Den Eindruck hatte ich indes wohl, daß der innere Zusammenhalt dieser Klostergenossenschaft ein sehr geringer ist; es sieht so aus, als wenn hier der größte Teil der Mönche bereits den Schritt vom beschaulichen zum tätigen Leben getan habe und als wenn nur die Weltabgeschiedenheit der Insel diesen inneren Widerspruch im Klosterleben nicht deutlich hervortreten lasse.

Auch in das gottesdienstliche Leben des Klosters durfte ich einen Blick hineintun: es schien meinen freundlichen Gastgebern daran gelegen, mir einen Eindruck von der Pracht und Würde dieser höchsten Lebensentfaltung des Klosters zu geben.

Der Sonntag, der in die Zeit meines Aufenthaltes auf Patmos fiel, sollte eine besondere Festfeier bringen. Eben war die Nachricht angelangt, daß in Konstantinopel ein Patriarchenwechsel stattgefunden habe; Joachim III., der schon früher den Patriarchen-

stuhl eingenommen hatte, war aufs neue gewählt worden. Seine Wahl schien mit besonderer Befriedigung begrüßt zu werden. Am Sonntag sollte zu Ehren dieses Ereignisses die große Doxologie (eine Art TeDeum) gesungen werden. Schon am Sonnabend nachmittag wurde ich aber vom Diakon Jeremias zum Vespergottesdienst abgeholt; im Vorraum der Hauptkirche fand ich einen Platz, wo ich dem Gottesdienst, ohne zu stören, beiwohnen konnte. Das Neue (im Vergleich zu den Gottesdiensten in der russischen Kirche) schien vor allem in der Art des Gesanges zu bestehen; mir fiel es auf, daß es keinen eigentlichen Chorgesang gab, sondern die Stimmen der einzelnen Priester-mönche einzeln, miteinander abwechselnd sich hören ließen. Auch Rhythmus und Melodie erschienen mir ganz eigenartig; es wurde mir gesagt, daß hier die altgriechische Sangesart sich erhalten habe. Leider bin ich nicht genügend musikalisch, um ihren Eindruck näher zu schildern und begreiflich zu machen. In der großen Doxologie am Sonntag trat jedenfalls eine deutlicher verständliche Melodie hervor. — Am Schlusse der Doxologie proklamierte der Abt den neuen Patriarchen, die Anwesenden riefen laut: *sitó, sitó* (d. h. *dzeto* = er lebe hoch). Dann aber folgte noch eine weltliche Feier. An mir vorübergehend winkte mir der Abt, ihm zu folgen; ich tat es, neugierig, wohin es nun gehen würde. Alle aus der Stadt erschienenen Kirchgänger (nur Männer) schlossen sich den Mönchen an und in langem Zuge bewegten wir uns durch die Gänge, über die Treppen des Klosters. Endlich ging der Zug geradewegs rechts auf mein Zimmer zu; die ganze Gesellschaft strömte hinein und nahm auf dem Divan und den Stühlen Platz. Es war ja das beste Zimmer des Klosters, das mir eingeräumt war; nur hier konnte eine größere Feierlichkeit veranstaltet werden. Diese aber bestand darin, daß ein Mönch eine längere griechische Rede zu Ehren Joachims III. hielt; mit dem Ruf *sitó, sitó* stimmten die Versammelten in das Lob des Neugewählten ein. Dann traten die Diakonen mit Leebrettern ein, auf denen sich *Glyky* und *Raki* befanden. Von beiden mußte gekostet werden. Wieder winkte mir der Abt und der ganze Zug bewegte sich aus meinem Zimmer hinaus; jetzt

sollte es „is ta spithia“ gehen, d. h. in einzelne Häuser der Stadt. Zunächst erhielt ein reicher Patmier, der ständig in Alexandrien wohnte, aber aus den dort erworbenen Mitteln sich ein neues Haus dicht am Kloster gebaut hatte, den Besuch der ganzen Festversammlung. Auch hier wurden Glyky und Raki gereicht. Die Besuchsreise sollte dann noch weitergehen, mir aber winkte der Abt, sich einem der ins Kloster zurückkehrenden Mönche anzuschließen.

Diese eigenartige Festfeier war gewissermaßen der Höhepunkt meines Aufenthalts auf Patmos. Nachdem neun Tage verflossen waren, drängte es mich mit Macht, den Heimweg anzutreten. Nicht viel mehr war von der Zeit meiner Abkommandierung übriggeblieben und es galt, Italien rechtzeitig zu erreichen, um dort noch meinen eigenen Forschungszielen nachgehen zu können. Höchstens einmal in der Woche gab es Gelegenheit von Patmos mit dem Dampfer nach Smyrna zurückzukehren, höchstens, sage ich, denn es war, wie schon gesagt, durchaus nicht sicher, daß die Dampfer auf ihrer Rückreise in Patmos anlegten. Die Einfahrt in den Hafen ist wegen zahlreicher Klippen nicht ungefährlich und wird daher von den Kapitänen gern vermieden. Passagiere gibt es dort auch nicht immer. Dieses Mal durfte man die Hoffnung hegen, daß der Dampfer kommen würde. So schloß ich denn meine Arbeiten ab, machte, begleitet von Vater Panssios, die Abschiedsbesuche bei den Autoritäten des Klosters und dem Vertreter der Gelehrsamkeit auf der Insel, dem Leiter der Schule, Herrn M. Malandrasi, der sich ebenfalls meiner freundlich angenommen hatte.

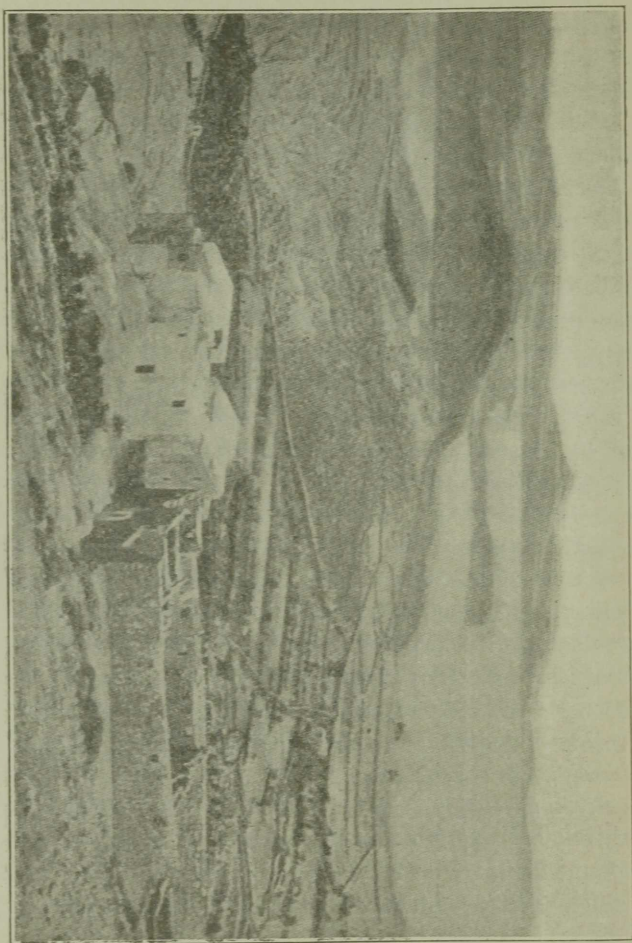
Der Abschied von den Klosterbewohnern gestaltete sich sehr herzlich; Vater Panssios aber begleitete mich sogar zur Scala hinunter. Dieses Mal durfte ich am Kloster der h. Apokalypse nicht vorbeigehen; galt es doch als die größte Sehenswürdigkeit der Insel.

Dieses Kloster birgt nämlich in einer Höhle die angeblichen Erinnerungen an den Aufenthalt des Apostels Johannes und die Abfassung der Offenbarung. Ein Priestermonch aus dem Johanneskloster, Vater Makarios, hat hier seinen ständigen Wohn-

sitz, ein alter, freundlicher Mann, der sehr froh ist, einem Fremden seine Schätze zeigen zu können. Eine Höhle wird als die

Das Kloster der heiligen Apokalypse.

(Nach Geil.)



Stätte bezeichnet, da der Apostel gelebt und die Offenbarungen empfangen haben soll; es wird u. a. seine Lagerstätte gezeigt. Eine Öffnung an der Decke soll der Ort gewesen sein, von wo aus

die Stimme an ihn erscholl (Offb. Joh. 1, 9 u. 10). In der Wand der niedrigen Höhle aber wird auf ein Kreuz gewiesen, das der Apostel in die Wand „hineingeweint“ habe, wie man mir damals sagte. Eine Kirche, der h. Anna geweiht, ist an die Höhle angebaut; von ihr aus betritt man diese letztere. — Von diesem Klösterlein gelangten wir auf kürzerem Wege zur Scala, wohin inzwischen meine Sachen von demselben Bauern, der mich hinaufbefördert, gebracht worden waren.

Wieder hieß es, in dem „Hotel“, das mir in der ersten Nacht Unterkunft gewährt hatte, einkehren, jetzt aber, um die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten. Von dem Dampfer war noch nichts zu sehen, aber auch nichts Sicheres zu hören. Es mußte die Tugend geübt werden, die im Orient noch notwendiger ist, als anderswo: die Geduld. Vater Passios verabschiedete sich von mir und ich blieb bei sinkender Dämmerung inmitten der Honoratioren der Scala, die ihren Abendschoppen, d. h. Kaffee vor der Tür des Chan's genossen. Da erschienen denn auch die türkischen Beherrscher der Insel: der Zollaufseher und zuletzt die oberste Autorität, der Mudir, der sich im Bewußtsein seiner Würde etwas seitab setzte. Auch er ließ mich eine Weile in der Geduld Übungen anstellen, dann händigte er mir mein Teszkerêh aus, das während meines Aufenthalts auf Patmos von ihm zurückbehalten worden war.

Ziemlich lange dauerte diese Stammtischsitzung; inzwischen ging der Mond auf und beleuchtete noch einmal mit blendendem Licht den Berg, auf dem die Stadt und das Kloster lagen. Jetzt, wo sie mir bekannt waren, wo ich ihre friedliche Gastlichkeit kennen gelernt, trat mir auch der eigentümliche Reiz der Szenerie lebhafter vor die Seele. Der Auftrag war ausgeführt; Gottes Güte hatte durch alles Fremdartige hindurchgeholfen. Es ging nun, wenn auch auf Umwegen, heimwärts. Noch eine schwere Probe stand bevor. Zum Glück ahnte ich noch nichts von ihr.

Zunächst war es freilich immer noch ungewiß, wie ich von der Insel fortkommen würde; ich war entschlossen, nötigenfalls mit einem Segelboot nach Samos zu fahren. In dieser Un-

gewißheit vertraute ich mich aufs neue dem „Hotel“ an. Das Leben im kleinen Hafenort verstummte und so senkte sich der Schlaf trotz aller Hindernisse auch auf meine Lider. Da plötzlich um 2 Uhr Nachts hebt sich die Falltür empor. Der struppige Kopf des Wirts erscheint und ruft voller Freude und Eifer: Wapóri! (Der Dampfer). Hurtig war ich auf und eilte nach unten; da dampfte auch der „Samos“ in den Hafen hinein. Auch das Schiff erschien mir nun viel zutraulicher und anziehender, da es mich zurückbringen sollte, obgleich es natürlich ebenso unbequem geblieben war, wie vordem. Ja, mit Freuden begrüßte ich selbst meine Kommodenschieblade. Doch mit warmem Dank blickte ich zu den im Dunkel der Nacht entschwindenden Bergen empor, auf denen mir Gott soviel Freundlichkeit beschert hatte. — — —

In eiliger, bewegter Fahrt ging es wieder Samos zu; als ich am andern Morgen erwachte, befanden wir uns schon in der Straße von Myfale und näherten uns Scala Nova.

Da sollte denn durch meine eigene Schuld der ganze Erfolg meiner Reise in Frage gestellt werden. Es ging mir, wie es so oft im Leben geht; ich wollte meinen Weg abkürzen und geriet auf einen langwierigen und nicht ungefährlichen Umweg.

Das kam aber so: der Kapitän ließ mir durch einen französisch Sprechenden Passagier den Vorschlag machen, ich solle doch in Scala Nova aussteigen und von dort einen Wagen nach Ephesus nehmen, so könne ich noch am selben Nachmittag in Smyrna eintreffen, während ich mit dem Schiff erst am andern Morgen dorthin gelangen würde. Es leuchtete mir ein und ich stieg aus: die Strafe folgte auf dem Fuß. Mit einer gefährlichen Macht hatte ich nicht gerechnet, mit den türkischen Zollbeamten. Ich kam aus einem türkischen Hafen und reiste in eine türkische Stadt, war wohlbewaffnet mit russischem und türkischem Paß, hatte nichts Unerlaubtes getrieben, so glaubte ich nicht, mich eines Bösen versehen zu dürfen. Aber die Herren dachten anders. Sie begannen mein Gepäck Stück für Stück zu durchsuchen und gerieten an meine handschriftlichen Arbeiten. Mochte ich noch soviel versichern, es handle sich nur um Wissen-

schaft, die Herren verstanden weder deutsch noch altgriechisch: so kamen ihnen meine Manuscripte hochverdächtig vor. Es half kein Reden, kein Bitten, kein Drohen, nicht einmal der Bakschisch, zum Trost wurde mir nur eine Tasse Kaffee vorgesetzt. Meine Papiere wurden zusammengebunden und einem uniformierten Diener übergeben. Diesem sollte ich in den Konak (das Regierungsgebäude) folgen, wo der Kaimakam (Polizeimeister) über das Schicksal meiner Arbeiten entscheiden würde.

Im Konak nahm die Sache ein noch drohenderes Aussehen an; die Polizeibeamten waren noch nicht zur Stelle, so nahm ein Unteroffizier mich in Empfang. Dem entsprechend war die Behandlung; er brachte mich schließlich in der Wachtstube unter und setzte einen Gendarmen (Zaptieh), und zwar bewaffnet, vor die Thür. In dieser Situation verbrachte ich lange und — ich muß auch gestehen — bange Minuten. War auch irgend einmal die Aufklärung des Mißverständnisses zu erwarten, so konnte doch lange Zeit darüber vergehen und — vom Leben in türkischen Gefängnissen hat man ja genug gehört, um seine Gefahren für Gesundheit und Gemüthszustand gehörig zu schätzen. Nun, Gott bewahrte mich gütig vor ernsteren Prüfungen; es mochte eine Stunde vergangen sein, da kamen die Polizeioffiziere und machten sich an die Durchsuchung meiner Papiere. Da wurde ich denn auch aus der Wachtstube in den Vorraum geführt und dort aufgefordert, Platz zu nehmen, allerdings an der Seite des Zaptieh. Allein dieser Mann ließ mit sich reden, er erwirkte mir die Erlaubnis, bei der Untersuchung der Papiere zugegen zu sein. Die Polizeibeamten erwiesen sich schon als viel verständiger. Sie durchschauten meine Ungefährlichkeit in kurzer Zeit und erklärten mir, ich brauche mich nicht als Gefangenen zu betrachten und könne spazieren gehen. Die Papiere aber wurden nicht herausgegeben. So war die Lage immer noch schlimm genug. Der ganze Ertrag meiner Arbeit, mühsam erworben, war in Gefahr. Wenn meine Manuscripte die Reise nach Smyrna oder gar nach Konstantinopel hätten antreten müssen, so wären sie vielleicht nie wieder oder jedenfalls in recht verdorbenem Zustande in meine Hände gekommen.

Da fanden sich ganz unerwartete Helfer in der Not. Die griechischen Lastträger am Hafen hatten meine Not bemerkt und einige von ihnen waren mir nachgegangen. Kaum sahen sie mich wieder auf der Straße, so machten sie mir verständlich, daß es einen Konsul am Orte gebe, zwar keinen russischen, aber doch einen brittischen, also einen Vertreter einer europäischen Macht. Der Konsul selbst war freilich nicht zur Stelle, sondern sein Stellvertreter, ein griechischer Arzt, Dr. Gratsios mit Namen. Diesen suchten meine wackeren Bundesgenossen auf und in der That, er nahm sich meiner aufs allereifrigste an. Kaum war er an meiner Seite im Polizeibureau erschienen, so veränderte sich das Bild ganz bedeutend. Die Beamten beeilten sich zu versichern, daß die Angelegenheit bald erledigt werden solle; nur die Entscheidung des Kaimakam müsse abgewartet werden. Das konnte freilich noch lange dauern und ohne meine Papiere nach Ephesus abzureisen, wozu man mir riet, dazu konnte ich mich doch nicht entschließen. Dr. Gratsios hatte keine Zeit, die Entwicklung der Sache abzuwarten; er stellte mir seinen Kawassen, Nikolaos Bizylos, zur Verfügung und damit hatte er in der That den richtigen Mann gefunden. Herr Bizylos erwies sich als ein äußerst gewandter Unterhändler; was er eigentlich den türkischen Herren gesagt hat, weiß ich nicht, er sprach türkisch mit ihnen. Aber sein Auftreten hatte überraschenden Erfolg. Die Beamten hörten alsbald auf, sich mit dem Entziffern meiner Handschriften zu quälen. Ehe ich mich dessen versehen konnte, wurden in der liebenswürdigsten Form die Papiere mir ausgeliefert; daß sie beim Kaimakam gewesen sind, erscheint mir sehr zweifelhaft. Der für mich so peinliche Zwischenfall löste sich in eitel Wohlgefallen auf; wir schüttelten uns freundschaftlich die Hände, der eine der türkischen Offiziere bedauerte das Ungeschick der Zollbeamten, nannte seinen Namen und versicherte mich seiner wohlwollendsten Gesinnung.

Nachträglich habe ich erfahren, daß derartige Vorkommnisse in den Augen der Türken keinerlei ernstere Bedeutung haben; nun, mir war die Lage ernst genug vorgekommen und ich empfand die rasche Befreiung aus ihr mit tiefstem Dankgefühl

gegen Gott und die Menschen, die Er mir zur Hilfe gesandt hatte. Über diesen Verhandlungen war der halbe Tag hingegangen; es war keine Aussicht vorhanden, rechtzeitig zum Zuge zu kommen, der von Ephesus nach Smyrna ging. So blieb nichts übrig, als in Ephesus zu nächtigen; bei dieser Gelegenheit konnte ich dann auch gleich der Ruinenstätte des alten Ephesus einen Besuch abstatten.

Bis zur Station von Ephesus waren es noch 18 Kilometer, die man im Wagen zurückzulegen hatte. Auf leidlich gutem Wege ging die Fahrt glatt von statten, zuerst längs dem Meere, dann in einem engen, spärlich mit Buschwerk bewachsenen Tal, bis endlich die weite, von hohen Bergen umschlossene, sumpfige Ebene des Kanstros erreicht wurde. Schon aus der Ferne fielen einzelne, unförmliche Mauerreste ins Auge, die teils am Rande der Ebene, teils auf niedrigen Hügeln sich erhoben. Das waren die Trümmer der alten, einst so hochberühmten Handelsstadt Ephesus. Hinter diesen Trümmern liegt ein elendes türkisches Dörfchen, das den Namen *Ajasuluk* trägt, wahrscheinlich aus *Sagios Theologos*, d. h. der heilige Theologe (Johannes, der Apostel), verstümmelt.

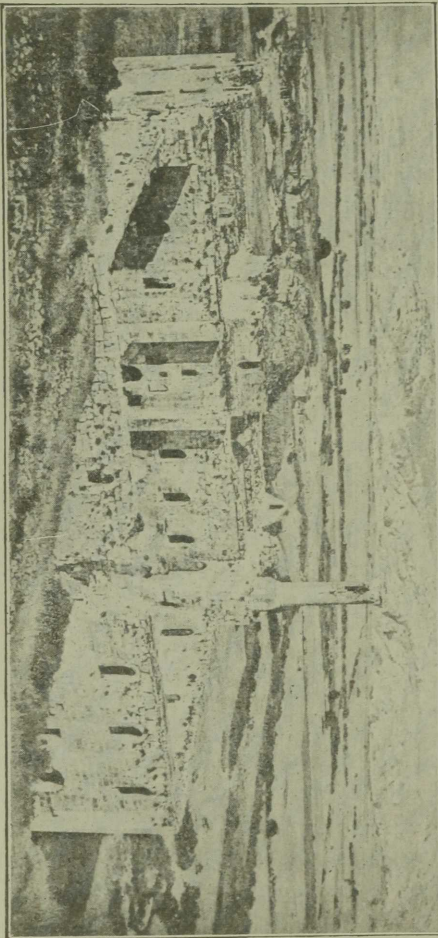
Ein kleines, sauberes und gut geführtes Hôtel nahm mich auf; Gäste waren in dieser Hochsommerzeit nicht anwesend, nur der Wirt allein, Herr *Karpouza*, ein wohlbeleibter, jovialer Herr, leistete mir Gesellschaft.

Durch die im Auftrage der österreichischen Regierung veranstalteten Ausgrabungen und durch die Eisenbahn ist Leben in das Tal des Kanstros gekommen. Dennoch hinterläßt kaum eine Ruinenstätte einen so tieftraurigen Eindruck, kaum irgendwo hat man so sehr das Gefühl, daß blühendes Kulturleben hoffnungslos vernichtet worden ist. — Eine schwüle Stille lagerte über Dorf und Ebene; nur das Geklapper schier unzähliger Störche erfüllte die Luft. Auf den noch emporragenden Pfeilern eines Aquäduktes aus römischer Zeit hatten sie sich massenhaft eingenistet; andere spazierten mit grotesker Grazie zwischen den weidenden Rindern umher.

Zur Besichtigung der Ruinen bedarf es mehrerer Stunden.

Die eigentliche antike Stadt Ephesus liegt vom Dorfe weiter entfernt, in größerer Nähe erhebt sich ein Hügel, der von einem verlassenen türkischen Kastell gekrönt ist, aber auch Reste gewaltiger Ziegelbauten

aus byzantinischer Zeit trägt. Diesen Teil der Ruinen besichtigte ich gleich am selben Nachmittag. Die späte Entstehung der hier befindlichen Bauten erkennt man an der Verwendung von Marmorplatten, die von den großen Monumenten der eigentlichen Stadt herübergenommen worden sind, um die Fassaden zu schmücken. Antikes Material hat auch in der Türkenzeit erhalten müssen, so besonders zum Bau der sog. Selim-Moschee, die sich westwärts an den Hügel mit den byzantinischen Bauresten lehnt. Ich konnte nur vom Hügelabhang in das



Ephesus: sogenannte Selim-Moschee.

Innere der verfallenen, zum Teil dachlosen Moschee hineinsehen, da der türkische Zaptieh, der sie aufschließen sollte, es vorzog, nicht zu erscheinen.

Die Moschee gilt als eines der Meisterwerke islamitischer Kunst. Der Architekt hat das antike Material, das zum Teil auch aus dem Artemis-Tempel herbeigeschleppt war, frei im arabisch-persischen Stil behandelt. Besonders ließ sich von weitem die zierliche Arbeit an den Fenster- und Türeinfassungen feststellen. Die Moschee, etwa aus dem 14. Jahrhundert stammend, gerät immer mehr in Verfall; von den Minarets steht nur noch eines und dieses wird nicht mit Unrecht mit einem riesigen Fabrikshornstein verglichen. Doch das Hauptinteresse des Ephesusbesuchers ist nicht diesen Ruinen aus türkischer Zeit zugewendet, deren es noch eine ganze Reihe: Moscheen, Bäder usw. gibt. Unwillkürlich sucht das Auge nach den Resten des Tempels der großen Diana von Ephesus, von dessen Wunderpracht das Altertum so viel zu erzählen wußte. — Wie erstaunt war ich, als mich der Führer durch dichtes Gestrüpp bis zu einem viereckigen, in einer Vertiefung liegenden Platze führte, der ganz bedeckt war von einem wirren Haufen weißer Marmorblöcke und anderer Architekturteile. Das war die ganze noch übrig gebliebene Herrlichkeit! Die schönsten Funde, so besonders Reste der am unteren Teil mit Hautreliefs geschmückten Säulen, sind ja von den Ausgrabenden — hier sind es Engländer — entführt worden; dafür verdanken wir diesen überhaupt erst die sichere Kenntnis des Platzes, der den Artemistempel getragen, und die Bloßlegung des jetzt sichtbaren Trümmerhaufens.

Es dunkelte bereits, als wir diese Stätte versunkener Pracht verließen. Am andern Morgen sollte ein Besuch des eigentlichen Stadtbezirkes folgen. Der Umfang dieses Bezirkes und seine Entfernung von Nyasuluk sind recht bedeutend. So wird die Besichtigung gewöhnlich zu Pferde ausgeführt und auch so mußten möglichst die frühesten Morgenstunden gewählt werden. Die Sommerhitze ist in dieser sumpfigen Niederung ganz besonders beschwerlich.

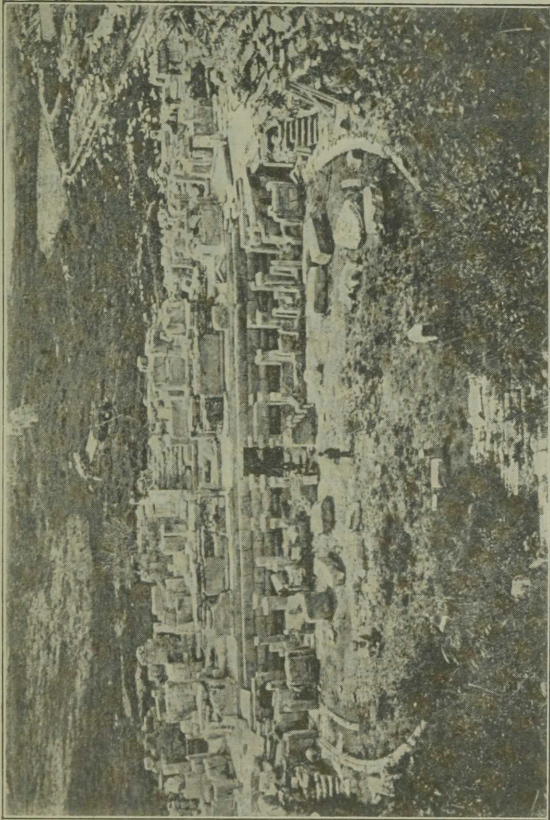
Es hatte aber auch seinen besonderen Reiz, in der Sonntagsfrühe diese für den Christen so denkwürdigen Stätten zu betreten. Ganz anders, wie auf Patmos, drängen sich hier die Erinnerungen geradezu auf: hier hat der Apostel Paulus drei Jahre lang ge-

wirkt und geschaffen, gekämpft und gelitten, hier hat nach ihm der Apostel Johannes eine stille, aber tiefgreifende Tätigkeit entfaltet, die vielleicht für die Eigenart der orientalischen Kirche maßgebend geworden ist; hier haben in späterer Zeit Synoden getagt, auf denen die verschiedenen Geistesströmungen innerhalb der orientalischen Kirche sich in dramatisch bewegten Verhandlungen, ja in wilden Kämpfen maßen (431 und 449). Dann erst ist die Bedeutung der Stadt gesunken und heute kann man kaum noch von einer christlichen Gemeinde an dieser Stelle reden. So tief ist kaum eine der apostolischen Gemeinden gesunken wie Ephesus; nicht einmal Korinth, — vielleicht nur noch Philippi. —

Es kann hier im engen Rahmen dieses Berichtes nicht eine ausreichende Darstellung der Ruinen von Ephesus gegeben werden, ich muß mich auf die Wiedergabe meiner Eindrücke beschränken. Vielleicht ist es überhaupt noch nicht an der Zeit, eine solche Darstellung zu geben. Die Ausgrabungen der Österreicher haben die bisherigen Vorstellungen von Lage und Gestalt der Stadt im ganzen, wie ihrer Denkmäler im einzelnen bedeutend verändert. Eine ausführliche Darlegung der neu gewonnenen Erkenntnisse scheint zur Zeit noch zu fehlen. Die Kunstwerke aber, die bei den Ausgrabungen zu Tage gefördert wurden, sind nach Wien gelangt und dort im Ephesus-Museum dem Publikum zugänglich gemacht. Was man an Ort und Stelle sieht, kann eigentlich nur studiert, nicht einfach besichtigt werden. In dem Gewirr von Mauerzügen, Trümmerstücken u. a. kann sich nur ein Archäologe zurechtfinden.

Eine einigermaßen gute Führung mußte ich entbehren: mein Führer war sehr einsilbig und wußte vielleicht auch nicht mehr als die jetzt üblichen Namen der einzelnen Baureste. — Von der großen Straße nach Scala Nova links abbiegend, zogen wir querfeldein auf einen Hügel von fast ovaler Form zu. Es ist allgemeiner Annahme zufolge der Pion, der zur größeren Hälfte in das Stadtgebiet hineingezogen gewesen ist. An seinem Ostfuße, noch außerhalb der Stadt, stießen wir zuerst auf die Ruine der Kirche der Sieben Schläfer; es ist ein noch deutlich erkennbarer Rundbau aus byzantinischer Zeit, jetzt nur wenig aus

dem Schutt hervorragend. In die Gegend von Ephesus versetzt ja die Sage die Geschichte von den sieben Jünglingen, die während der Verfolgungszeit einschlafen, um erst nach der Erhebung der Kirche durch Konstantin den Großen zu erwachen. — Längs der



Ephesus: Theater.

Gräberstraße, deren leere Sarkophage zum Teil aufgedeckt dalagen, ging es dann auf das Magnesische Tor zu, durch welches die Heerstraße nach Magnesia am Mäander führte. Vom Tor war allerdings nicht viel mehr zu erkennen; hier begann überhaupt eine ganze Kette von Ruinen, bei denen es nur der leben-

digsten Phantasie gelingen konnte, eine Vorstellung von dem zu gewinnen, was einst gewesen. Der Führer bezeichnete sie kurz als Gymnasium, Odeion, kleines Theater; dem Rest einer Kirche gab er den Namen des Grabes des h. Lukas, des Evangelisten. Wir befanden uns bereits in einem ziemlich engen Tal zwischen dem Pion (rechts) und dem Koressos (links), einem hohen Berge, längs dessen Kamm die noch sichtbare Stadtmauer sich hingezogen hat. Erst am Ausgang dieses Tales sahen wir uns größeren Massen von Gebäuderesten gegenüber: hier hatte der große Markt gelegen, hier haben aber vor allem die jüngsten Ausgrabungen das große Theater zum größten Teil freigelegt. Die Bühne sowohl mit ihren Unterbauten und ihrer Rückwand, als auch die halbrunde Orchestra und die amphitheatralisch aufsteigenden Sitzreihen, alles ist noch wohl zu unterscheiden. Gerade dieses Theater hat aber nicht nur Dramen auf der Bühne spielen sehen: es diente auch zu Volksversammlungen; hier war es, wo die aufgeregte Menge auf den Antrieb des Goldschmiedes Demetrius zusammenströmte, wo das Geschrei: „Groß ist die Diana der Epheser!“ die Luft durchhallte. (Apostelgesch. 19.)

Auch die Umgebung des Theaters beginnt nun aus Schutt und Zertrümmerung zu erstehen; eine gepflasterte Straße mit Resten von Säulenhallen zu beiden Seiten hebt sich heraus, sie führt zum alten Hafen der Stadt. Denn einst hat das Meer einen großen Teil der Kanstros-Ebene eingenommen. Durch Vermittelung eines Kanals konnten die Schiffe bis an die Stadt gelangen. Kanal und Hafen lassen sich trotz der Versumpfung noch feststellen. — Neben der Hafenstraße liegen große Steinmassen, die sich als Teile des großen Gymnasiums erwiesen haben. Hier sind auch noch Skulpturwerke zu sehen, fein gearbeitete Reliefs, Fruchtguirlanden und Ochsenköpfe darstellend. Alle die letzterwähnten Baulichkeiten befinden sich schon westwärts des Berges Pion. Auch an dessen Nordseite liegen Ruinen, deren Bedeutung aber noch umstritten ist. In dieser Gegend hat die Marienkirche gelegen, in welcher die erwähnten stürmischen Konzilien abgehalten wurden. Hier aber liegt auch neben einem mächtigen, noch recht gut erhaltenen Torbogen aus römischer

Zeit das Stadion, zum Teil aus dem Felsen herausgearbeitet, — der Rennplatz des Altertums. In der Ferne aber erblicken wir

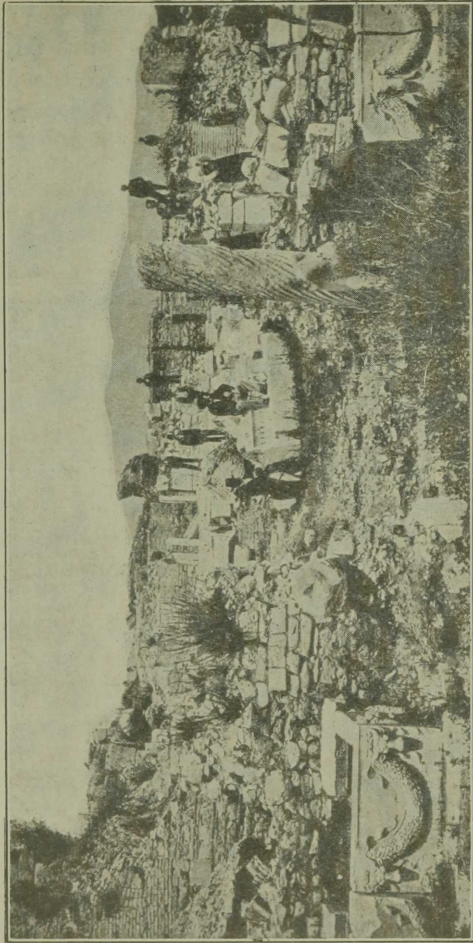
eine von der Seite des Koressos vorspringende Erhebung, auf deren Spitze ein Turm steht. Er heißt im Volksmunde

S. Pauli Gefängnis; nun weiß von einer Gefangenschaft Pauli in Ephesus die

Apostelgeschichte nichts und nur in den Briefen Pauli (1. Kor. 15, 32) findet sich eine Anspielung auf einen Tierkampf, den der Apostel in Ephesus bestanden hat.

Da hat dann wohl die Sage an das apokryphe Leben Pauli angeknüpft, von dem ein großer Teil in koptischer Übersetzung jüngst wieder gefunden worden ist (durch Lic. Dr.

C. Schmidt in Berlin). In diesem Schriftwerk ist die Gefangenschaft des Apostels Paulus in der Tat erzählt gewesen, wenn auch in dem jetzt entdeckten Stück eine davon handelnde Erzählung fehlt. —



Ephesus: Grosses Gymnasium.

Mit den Bauten im Norden des Pion schloß mein Ritt durch das alte Ephesus. Nun ging es geradewegs zum Hotel zurück und wenige Stunden später nahm mich an Stelle der Vergangenheit die volle Gegenwart in Besitz: ein Eisenbahnzug brachte mich nach Smyrna zurück, freilich mit orientalischer Langsamkeit, denn er brauchte für die 77 Kilometer — 4 Stunden. Aber was wollte das heißen gegenüber der Freude und dem Dank, daß Gott mich glücklich von dieser doch nicht ganz leichten Reise zurückgebracht hatte. Nach dem Abenteuer von Scala Nova war diese Freude erst recht begründet. — Die Gastfreunde in Smyrna waren bereits um mein Schicksal besorgt geworden. Noch einige Tage genoß ich den Umgang mit ihnen, dann nahm mich der Hamburger Levante-Dampfer „Pera“ auf und brachte mich in schöner, bequemer Fahrt zum Piräus hinüber. Auch in Athen blieb ich nicht lange mehr. Zunächst galt es, Italien möglichst rasch zu erreichen. Eine kurze Station wurde in Corinth gemacht und dann fuhr ich der schön bewaldeten Küste der Peloponnes entlang mit stetem Blick auf den herrlichen Meerbusen von Corinth und die Berge seiner nördlichen Küste: Kithairon, Helikon, Parnasß usw. — nach Patras, von hier mit einem italienischen Dampfer nach Brindisi und endlich in schneller Eisenbahnfahrt nach Rom.

Drei Wochen habe ich dort noch arbeiten können. Die Erholung aber mochte ich im Süden nicht suchen, sondern nur jenseit des St. Gotthard, in den grünen Wäldern und Fluren des Schwarzwaldes. — Doch nicht undankbar darf ich sein. Viele Erinnerungen von bleibendem Wert hatte ich von der Reise in den südlichen Ländern davongetragen. Nur möge man nicht das Zugeständnis verlangen, daß dort erst die wahre landschaftliche Schönheit, Licht und Glanz, Leben und Bewegung sei. Wir dürfen Gott aus vollem Herzen danken für die Pracht unserer nordischen Heimat, zumal unseres Ostseestrand. Müssen wir auch lange Wintermonate hindurch auf sie warten, — mit ihrem alljährlichen Neuerblühen läßt sich im Süden nichts vergleichen! —



Drei lettische Gedichte.



Übertragen

von

C. Hunnius.

Zu Liederkompositionen des Professors **Wihol.** op. 31.
Riga. **H. Gizycky.** 1904.

Mirdsas Lied.

Mondenstrahlen weben in der klaren Flut,
Leise Stimmen locken mich in ihre Hut.

Komm mit mir, die Ferne öffnet uns die Bahn,
Lass dich sanft entführen auf dem Zauberkahn.

Ruder blinken silbern, Segel gülden rein,
Sterne sind uns Führer und der Morgenschein.

Komm mit mir, ich kenne fern ein glücklich Land,
Wo der Mond die lichte Sonnentochter fand;

Wo in einer Flamme Strahl um Strahl verschwand,
Wo die Geister einigt einer Sehnsucht Band.

Erdenwünsche schwinden wie die Nebel dort,
Ew'ger Lichtstrom flutet endlos immerfort. —

Aspasia (aus dem Drama „Waidelote“.)



Hör, Blitzäugelein.

Hör, Blitzäugelein,
O du Goldchen mein,
Kenne weit und breit
Feiner keine Maid:

Hochgewachsen schlank,
Ros'ge Wänglein blank,
Purpur-Lippenreihn,
Blau die Äugelein.

Um ihr Köpfchen schön
Reizend anzusehn,
Wallt im goldnen Glanz
Holder Lockenkranz. —

Streichelt's Stirnelein
Und ums Mündchen klein
Zuckt's voll Sehnsucht hin,
Küsse schon im Sinn.

Wange zeigt geschwind,
Mildas*) Lieblingskind,
Schelmisch und voll List,
Was ein Grübchen ist. —

Ihr ins Äugelein
Taucht mein Blick hinein,
Draus wie Sonnenschein
Strahlt ein Herz so rein.

Sag Blitzäugelein,
O du Goldchen mein,
Sag, du süß Gesicht
Lieb, bist du es nicht? —

*) Guldgöttin.

E. Seibot.



Harfenklänge.

Harfenklänge hör ich locken
Aus der Ferne wunderbar,
Wie Geläut von Himmelslocken
Um den Abend still und klar.

Helle Sterne glühen und schimmern
Am Gewölbe blau und kalt,
Flocken Schnee aufblitzend flimmern
Durch den schlummerstillen Wald.

In die Ferne geht mein Sehnen,
Einsam lausch ich auf der Flur,
Eingewiegt von süßen Tönen
Und dem Frieden der Natur.

Martin Johansson.



Die Kunst an den Gräbern.



Von

Alfred Grass.

Wer in dem hastenden Getriebe des Alltagslebens, in der lärmenden Unrast des Tages nach Stille und betrachtender Ruhe sich sehnt, der lenkt wohl seine Schritte hinaus zum schattigen Kirchhof, wo ihn Stille und Ruhe umfängt, wo der Anblick der ernstesten Grabmäler und Rasenhügel des Friedhofs, wie der Deutsche so schön ihn nennt, auch ihn mit wunschlosem Frieden erfüllt. Und wessen Lieben hier zur ewigen Ruhe gebettet sind, dem ist es Herzensbedürfnis, oft und lange hier zu weilen, ihm

ernent die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf
Und nennt die Guten, die um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor uns hinweggeschwunden.

Und der heftige Schmerz löst sich in sanfte Wehmut und die Liebe, die dem Entschlafenen über das Grab hinaus folgt, schmückt seinen Hügel mit zärtlicher Sorgfalt und richtet ein Grabmal auf als unvergängliches Zeichen treuen Gedenkens. —

Das Bestreben, die Grabstätten zu schmücken, ist allen Völkern der Erde eigen und in den Dienst des Gräberschmucks tritt die Kunst als höchste Blüte des Gestaltungstriebes der Menschheit. Auf dem Gebiete der Kunstgeschichte sind wir längst gewöhnt als ein wesentliches Mittel zur Charakterisierung eines Volkes die Art zu betrachten, wie es seine Toten begräbt. Neben dem Bedürfnis der Gottheitsverehrung weckt der Drang, das Gedächtnis eines



Grabdenkmal eines Kindes auf dem Campo santo zu Genua.

Verstorbenen festzuhalten, zuerst die edleren Gestaltungstriebe der Menschheit, und so erzählen uns die Felsengräber der Phönizier, die Terrassenmonumente der Perser und die Pyramiden der Ägypter vielleicht am meisten vom Fühlen und Wollen ihrer Erbauer und deren Zeitepoche.*)

Reden uns die ägyptischen Pyramiden nicht von dem leidenschaftlichen Verlangen, der Vergessenheit entrissen zu werden, die Spur der kurzen Erdentage nicht untergehen zu lassen, das die ägyptischen Könige dazu trieb schon zu ihren Lebzeiten den Bau jener gigantischen Steinhügel zu beginnen, die nach dem Tode des Erbauers dessen Leib umschließen sollten? In der denkbar widerstandsfähigsten Form aufgetürmt, scheinen sie in der Tat wie für die Ewigkeit errichtet zu sein, und das stolze arabische Sprichwort scheint recht zu behalten: die Zeit spottet aller Dinge, aber die Pyramiden spotten der Zeit. Verkündet so die Pyramide meilenweit nach außen die Tatsache, daß ein Herrscher gelebt, so hat es die Kunst der ägyptischen Ärzte erreicht, den im Innern aufbewahrten Leib des Königs nicht zu Staub zerfallen zu lassen, sondern ihn mit seinen wesentlichen individuellen Zügen für alle Zeiten unvergänglich zu machen. So war der König gleichsam in eine mumifizierte Grabstatue seiner selbst verwandelt, in ein Porträtgebilde, das allerdings nur im geschlossenen Mumien Sarkophag im Innern der Pyramide den einzig sinngemäßen Platz hatte, während die moderne gräberdurchwühlende Wissenschaft die Leiber der ägyptischen Könige zu würdelosen Schauobjekten der Museen degradiert hat. —

Wie in Ägypten die Architektur dem Grabe den bestimmenden Charakter gab, so gestaltet auch im ältesten Griechenland in erster Linie der Architekt das Grab. Kunstvolle unterirdische Kuppelgewölbe bildeten die Ruhestätten der mykenischen Herrscher. Erst allmählich tritt in Griechenland die Plastik in den Dienst des Gräberschmucks. Freistehende Statuen werden auf die Gräber gestellt oder in Reliefbildern wird das Andenken des Verstorbenen festgehalten. Aber soweit wir auch die plastischen

*) Vgl. F. Schumacher, Im Kampfe um die Kunst.

Grabmäler der Griechen zurückverfolgen können, nirgend erinnert ein Gebilde an das Grauen des Todes, an Trauer oder Schmerz der Zurückbleibenden. Der alles verklärende Schönheitsinn der Griechen bestrahlt auch die Grenze von Leben und Tod mit seinem milden, verjöhnenden Zauber. So sehen wir auf den ältesten Reliefs den Verstorbenen in heiterer Glückseligkeit thronen, während die kleiner gebildeten Überlebenden ihm mit Geschenken und Opfertgaben nahen. In späterer Zeit überwiegt das Bestreben, das Bild des Verstorbenen festzuhalten, so wie er im Leben unter seinen Freunden gewandelt. Eine senkrecht auf das Grab gestellte schmale Reliefplatte zeigt uns etwa einen Landmann, der mit seinem Hunde spielt, oder einen gewappneten Krieger in Paradestellung, oder eine Frau, wie jene Hegesó, deren Grabmal noch heute in Athen an demselben Orte steht, wo es vor mehr als zwei Jahrtausenden die Hinterbliebenen ihr errichtet haben: wir sehen sie in ihrem Frauengemache sitzen, eine Dienerin steht vor ihr und aus dem Schmuckkästchen, das diese ihr als Geschenk überbracht, entnimmt sie eine Perle, an deren Schimmer sie sich erfreut. Immer häufiger kehrt in der Folge der schöne Gedanke wieder, den Verstorbenen als beschenkt und somit als einen Menschen, der sich Liebe und Freundschaft im Leben errungen, auf dem Grabstein dem Gedächtnis der Nachwelt zu überliefern. Daneben sehen wir auf zahlreichen Grabreliefs mehr oder weniger figurenreiche Gruppen, in deren Mittelpunkt sich zwei die Hand reichen. So wenig tritt auch in diesen Szenen Trauer und Klage hervor, daß man nicht unbedingt hier ein Abschiednehmen hat erkennen wollen, sondern die Gebärde des Handreichens vielmehr als den Ausdruck inniger Zusammengehörigkeit, die auch über das Grab hinaus dauert, aufgefaßt hat.

In all diesen Bildwerken ist nirgends der Verstorbene porträthast dem Leben nachgebildet, sondern zu allgemeiner schöner Idealgestalt verklärt. Erst die realistische Kunst der Römer zeigt uns Porträts als Grabfiguren. Mit Vorliebe wählte man dabei für diese Erinnerungsbilder die Form von Büsten, die dann in Nischen aufgestellt wurden. Eines der schönsten Bildwerke dieser

Art ist jene Doppelbüste eines Römers und einer Römerin, die so schlicht und ehrlich in der unverfälschten Wiedergabe der Natur und zugleich so rührend ist durch den Zug von Innigkeit und Liebe, der aus den Gesichtszügen und den verschlungenen Händen der Gatten spricht. — So bleibt auch bei den Römern der Schrecken des Todes verbannt von den Grabstätten, und wo an das Erlöschen des Lebens erinnert wird, da sehen wir einen schönen geflügelten Genius seine Fackel senken. Es ist jene heiter-schöne Welt der Antike, der Schiller in seinen „Göttern Griechenlands“ nachtrauert:

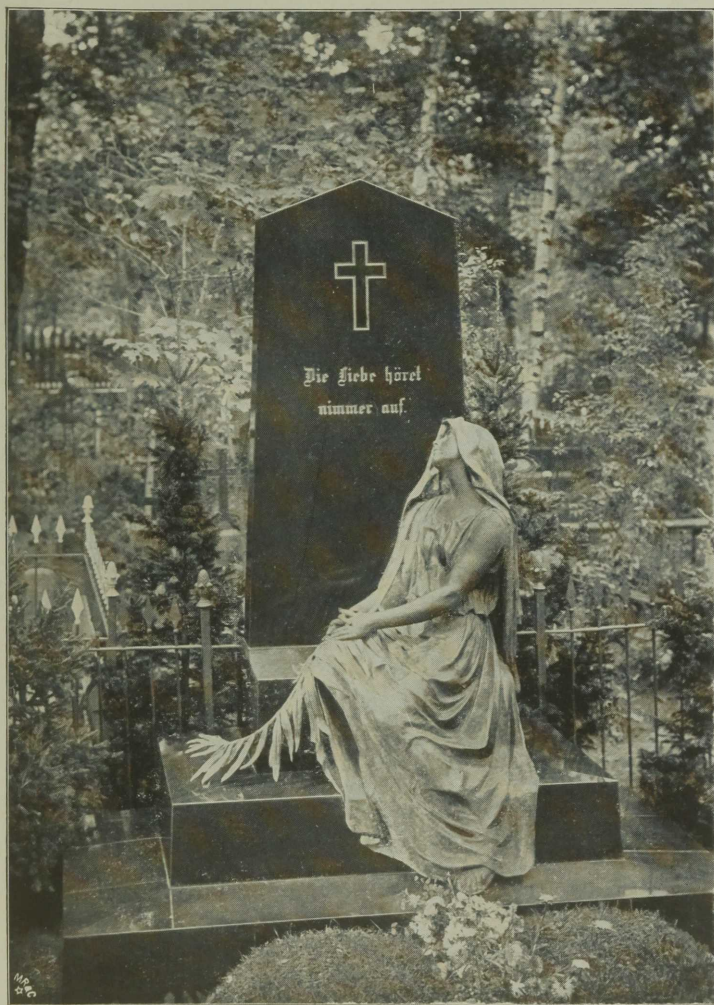
Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Still und traurig senkt ein Genius
Seine fackel. Schöne, lichte Bilder
Scherzten auch um die Notwendigkeit,
Und das ernste Schicksal blickte milder
Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit.

Und auch Goethe steht unter dem Banne antiker Sinnenfreudigkeit, auch ihn berührt jenes „holde Blütenalter der Natur“, wenn er schreibt: „Der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen, wie über Rosenhügeln. Hier ist kein geharnischter Mann auf den Knieen, der einer fröhlichen Auferstehung wartet, hier hat der Künstler mit mehr oder weniger Geschick immer nur die einfache Gegenwart des Menschen hingestellt, ihre Existenz dadurch fortgesetzt und bleibend gemacht. Sie falteten nicht die Hände zusammen, schaueten nicht gen Himmel, sondern sie sind, was sie waren, sie stehen beisammen, sie nehmen Anteil an einander, sie lieben sich, und das ist in den Steinen oft mit einer gewissen Handwerksunfähigkeit allerliebste ausgedrückt.“ —

Der tiefgreifende Wandel der Anschauungen über Tod und Jenseits, den das Christentum mit sich bringt, bedingt auch einen Umschwung in der künstlerischen Ausgestaltung der Gräber. Dem Christen ist der Tod kein Ende, bei dem man zurückschaut auf ein genossenes Leben, sondern das Tor, durch welches er in ein

neues, schöneres Leben eingeht. Gedanken an das ersehnte Jenseits, das der Gläubigen und Frommen harret, klingen in den christlichen Grabmälern wieder. Im Mittelalter sehen wir auf steinernen oder ehernen Grabplatten den Verstorbenen abgebildet, wie er mit fromm gefalteten Händen still daliegt, oder er ist als freiplastische Figur in Gebetsstellung dargestellt. So kniet in der Abteikirche in St. Denis Franz I. mit seiner ganzen Familie über hohem Sarkophag im Gebet, und in der Hofkirche zu Innsbruck wendet die knieende Figur des Kaisers Maximilian die gefalteten Hände zum Altar, umgeben von den ehernen Standbildern seiner Vorfahren. — Wenn die beiden letzteren Grabmäler, obgleich in der Zeit der Renaissance entstanden, noch die Form und den Geist des Mittelalters zum Teil bewahrt haben, so spricht aus den im Süden auftretenden Renaissancegedenkmälern Italiens bereits der Geist einer neuen Zeit. Der Typus des in der Kirche aufgestellten Wandgrabmals wird zu immer größerer Pracht entwickelt.

Immer mehr verschwindet der religiöse Charakter unter dem Aufwand von prunkhaftem Schmuck. Der untere Teil eines solchen Wandgrabes zeigt den Marmorarkophag, auf welchem der Hingeschiedene liegend abgebildet ist. Darüber erhebt sich an der Wand eine reich gegliederte Fläche, die allegorische Darstellungen und festliche Ornamentik enthält. Es ist eine durch und durch weltlich gesinnte, lebens- und genussfrohe Zeit trotz all der zahllosen Madonnen- und Heiligengestalten, die sie hervorbringt. Dieser Eindruck drängt sich immer wieder auf, wenn man vor den pomphaften Dogengräbern Venedigs oder den Papstgräbern in St. Peter steht, an denen Architektur und Plastik wetteifern, um einen möglichst glanzvollen, durch Schönheit die Sinne blendenden Eindruck zu erzielen. Und nun gar die Mediceergräber Michelangelos in Florenz! So mächtig uns die gewaltigen Gebilde dieses gigantischen Künstlers ergreifen, so wenig enthalten sie etwas von christlich-religiösem Geist. Über all den zahllosen Grabmälern der Renaissance scheint als Motto zu schweben das Wort: „Über Tod und Vergänglichkeit tröstet die Schönheit allein!“



Grabdenkmal in Dorpat, entworfen von Adele Werner.

Das 17. Jahrhundert, die Zeit des Barock, an dessen Ausgang ein Ludwig XIV. steht, steigert die Pracht der Grabmäler ins Ungeheuerliche. In dieser prunkliebenden, ruhmredigen Epoche wuchert das dekorative Beiwerk so üppig, die Überfülle von allegorischen Gestalten und Symbolen quillt so verschwenderisch um den Sarkophag, alles ist so schwülstig und wie im fortissimo komponiert, daß der natürlich empfindende Sinn sich abgestoßen fühlt von der unruhigen Weise, in der man den letzten Ruheort eines Dahingeshiedenen ausgestaltet hat.

Daß der Geist derselben Zeit sich verschieden äußert je nach der nationalen Sonderheit, zeigen uns die spanischen Königsgräber der Renaissancezeit. Der Geist düsterer Abgeschlossenheit weht uns an in dem ummauerten Estorial Philipps II. Hier, weit ab von der Residenz in felsiger Einöde, ruhen die ihrer Nation stets fremd gebliebenen spanischen Herrscher. Unter dem Boden der Schloßkirche im Estorial schreitet man dahin durch gewölbte Gänge, vorüber an den Reihen von Marmor Sarkophagen, bei denen an den Pfeilern ernste Marmorengel Wache halten. Immerhin ist hier noch die Kunst zu Worte gekommen, während die finsternen öden Kellerräume der Habsburgischen Königsgruft in der Kapuzinerkirche in Wien jeglichen Schmucks entbehren und mehr unterirdischen Magazinen von dicht aneinandergereihten Sarkophagen gleichen als einer königlichen Grabstätte. Auch in der Fürstengruft in Weimar, wo die Dichterstürzen Schiller und Goethe an der Seite ihres Herzogs ruhen, verlangt das Auge nach einer würdigeren Ausstattung des geweihten Ortes, so ergreifend andererseits grade die Schlichtheit und Schmucklosigkeit des Raumes berührt.

Umgekehrt leidet an dem Übermaß von Kunstwerken die Stätte, an der England seine großen Toten ehrt: die Westminsterabtei in London. Die Denkmäler sind hier so gehäuft, daß sie sich gegenseitig in der Wirkung beeinträchtigen und nicht voll zur Geltung kommen können. Und doch, welch ein einzigartiges Museum der Geschichte, diese Westminsterabtei! Schauer der Vergangenheit wehen uns an, wenn wir neben zahllosen andern Großen früherer Tage in zwei sich gegenüberliegenden

Rapellen auch die beiden Königinnen ruhen sehen, die sich im Leben so bitter haßten, Elisabeth und Maria Stuart. Die zu Lebzeiten auf der britischen Insel nicht nebeneinander Platz finden konnten, sie hat der alles ausgleichende Tod an derselben geweihten Stätte unter gleichem Steinbaldachin gebettet.

In neuerer Zeit kommt man nach dem Vorgange jenes hellenistischen Königs Mausolos wieder auf besondere Mausoleen zurück, wenn es gilt für ein gekröntes Haupt eine besonders weihvolle Stätte zu schaffen. Wohl am bekanntesten ist das schöne für die Königin Luise erbaute Mausoleum in Charlottenburg, das nach ihr auch noch andere Glieder des Herrscherhauses aufgenommen hat. In dem hier aufgestellten Grabdenkmal der Königin Luise hat Rauch mit großem Glück das Renaissance-motiv der auf dem Sarkophag gebetteten Gestalt modernisiert, indem er soviel Holdseligkeit und hoheitsvolle Anmut, gepaart mit Seelenfrieden, über die wie in leichtem Schlummer liegende Königin ausgegossen hat, daß man dieses herrliche Werk schlechthin als das schönste Grabdenkmal bezeichnen kann, das jemals einer Königin gesetzt worden ist. Um die Weihe des Orts noch zu erhöhen, hat man zu farbiger Beleuchtung gegriffen, indem man das Tageslicht durch blaue Scheiben sich brechen läßt. Es ist nur zu bedauern, daß das den Raum durchflutende Licht viel zu intensiv blau ist, um stimmungsvoll zu sein; statt der Stimmung ist nur ein Effekt erzielt worden.

In dieser Hinsicht wird das Charlottenburger Mausoleum weit übertroffen von der Grabeskirche Napoleons im Invalidendom zu Paris. Empfängt man in Charlottenburg den stärksten Eindruck von einem plastischen Meisterwerk, so wirkt das Grab Napoleons durch eine architektonische Raumgestaltung von einzigartiger, imposanter Schönheit. Den Eintretenden empfängt ein freisunder Raum, der von einer mächtig hochgeschwungenen Kuppel überwölbt ist; vom Mittelraum aus öffnet sich nach den Seiten und zum Hintergrund ein um mehrere Stufen erhöhter Umgang. Von den Seiten her strömt aus dem Umgang durch leichtgetönte Riesensenster eine zartblaue Lichtflut in den Mittelraum, die in wunderbarer Weise zu der ernsten Majestät des

architektonischen Eindrucks stimmt. Aus diesem weihvollen bläulichen Lichtmeer hebt sich als starker Accent der im Hintergrund aufragende Hochaltar, dessen reiches Gold noch durch seitlich einfallendes gelbes Licht zu magischem Glanze gesteigert wird. Wie gebannt steht man zunächst unter dem Eindruck des so einfachen und doch so künstlerisch fein berechneten Farbenzweiflugs. Schreitet man weiter zur Mitte vor, so tritt man an eine Marmorbrüstung, die einen mächtigen kreisrunden Einschnitt im Fußboden der Kirche umschließt. Über die Brüstung schaut man hinunter in die Tiefe, wo im Dämmerlicht ein Sarkophag aus schwarzem Granit aufragt. Im Kreise an zwölf Pfeilern halten zwölf ernste Genien gesenkten Hauptes dort unten die Totenwacht beim Sarkophag. Dazwischen einige alte Kriegsfahnen als Trophäen. Nirgends im weiten Raum ein Bildnis dessen, der hier ruht. Das will uns als ein besonders glücklicher Gedanke erscheinen: hier in diesem weihvollen Raum fühlt man sich im Bannkreis des großen Toten und die Phantasie jedes Einzelnen beschwört sich, ohne dabei durch ein vor Augen stehendes Bildwerk beschränkt zu werden, sein Bild vor die Seele, so groß sie es vermag.

Der den Franzosen in besonderem Maße eigene Sinn für Monumentalität in der Kunst hat hier ein unvergleichliches Beispiel geschaffen, wie man einen Heros würdig ehrt.

Wenden wir uns von den Königsgräbern zu den Privatdenkmälern neuerer Zeit, so finden wir in Italien das klassische Land des plastischen Gräberschmucks. Wer kennt sie nicht, den Camposanto von Mailand und den von Genua mit ihrem Wald von Marmorstatuen. Reiche Marmorbrüche in nächster Nähe liefern eine Fülle des herrlichsten Materials und zahllose Künstler jeden Ranges drängen sich zu den hier harrenden Aufgaben. Die schöne Dämmerstille unserer nordischen, baumbeschatteten Friedhöfe suchen wir im Süden freilich vergebens. Der Unterschied ist bedingt durch die verschiedenartige Stellungnahme des Südländers zum Tode und zur Natur. „In dem Lande des sprühenden Sonnenlichts, des prickelnden, heißblütigen Lebens steht der Tod dem Menschen anders gegenüber als in den Gegenden, wo ein Schatten über jedes Stadium des Jahreslaufes der Natur höher

oder tiefer hingeleitet, wo schon der Frühlingswind die mattgelben Thornblüten und den Schnee der daunigen Kastanienwolle vor sich hertreibt, weil die nordische Natur niemals vergessen kann, daß Werden und Vergehen eng miteinander verwachsene Lebensvorgänge sind. Da die Natur im Süden bei dem rapiden Wachstum einer überaus üppigen und reichhaltigen Vegetation sowie bei der endlos blauenden Lichtflut die Erinnerung an Wechsel und Vergänglichkeit nicht aufkommen läßt, sieht der Italiener im Tode mehr das plötzliche Auslöschen des organischen Lebens als den Übergang zu einer höher organisierten Existenz. Weil der Gegensatz von Tod und Leben hier schroffer empfunden wird, sucht man ihn zu verschleiern, während die Nordländer ihn überbrücken.“ (B. Schippang.) Kunst und Schönheit wirken dem Italiener den Schleier, den er über Grab und Tod breitet. Ein liebliches Beispiel bietet das hier abgebildete Grabmal eines kleinen Mädchens in Genua, das in Engelsunschuld wie im kindlichen Spiel über Rosen dahinschwebt. Mit all dem blühenden Reiz des Lebens geschmückt, wollten die Eltern das Bild ihres Kindes sich erhalten. (Siehe Abbildung.) Es ist derselbe rein antike Gedanke, wie ihn jene griechischen Grabdenkmäler des Altertums aussprachen. Auch wo Trauer- und Trennungsleid ausgedrückt wird, erscheinen sie im Süden zu sanfter Wehmut gemildert. Unserem Empfinden am nächsten stehen diejenigen Denkmäler, wo wir Engel den aus dem Grabe erstehenden Seelen den Weg nach oben weisen sehen, ein Motiv, das sich in zahlreichen Nuancen auf italienischen Friedhöfen findet.

Wie arm an Kunst sind im Vergleich zu den italienischen und auch zu den französischen Friedhöfen unsere nordischen! Freilich würden wir eine solche Überfülle von Kunstwerken, wie sie im Süden herrscht, kaum für wünschenswert halten, wandelt man doch auf solch einem Camposanto mehr durch ein Museum als durch einen Friedhof, aber immerhin würden mehr künstlerische Grabmäler unseren Gottesäckern zu hoher Zierde gereichen. Sie würden auch besser zur Geltung kommen als im schattenlosen Süden. Wie schön hebt sich aus dem lauschigen Grün unserer Büsche und Bäume ein solches Grabmal heraus, wie wir es bis-



Relief nach einem Beethovenschen Adagio von Adele Werner.

weilen auch bei uns sehen, und wenn es auch in ernster dunkler Bronze geformt ist; der strahlende Marmor ist ja leider nicht widerstandsfähig genug für unser Klima. An tiefem seelischen Gehalt übertreffen nicht selten unsere nordischen Denkmäler die des mehr auf Formenschönheit bedachten Südens. Ein Beispiel dafür bietet das hier abgebildete von der Petersburger Künstlerin Adele Werner geschaffene Grabmal aus unserer livländischen Universitätsstadt. (Siehe Abbildung.) Die an den Grabstein sich schmiegende Gestalt mit der Palme des Friedens in der Hand verkörpert das liebende Gedenken, das den Dahingeshiedenen über das Grab hinaus folgt, und der emporgehobene Blick der Gestalt begegnet dem Worte von oben, das von ewiger Liebe des Vaters zu den Menschenkindern spricht.

Von derselben Künstlerin stammt ein als „Adagio“ bezeichnetes Relief, das von tiefstem Empfinden und reinem Seelenadel getragen ist. (Siehe Abbildung.) Es ist entstanden unter dem Eindruck des wundervollen Vortrags von Beethovens E-moll-Quartett durch die böhmischen Meister in einem Konzert in unserer Musenstadt. Wie dort im Adagio des Quartetts ein Aufschwingen aus trostlosem Leid zu sphärischen Höhen hervorklingt, so ringt sich hier die Seele aus den Erdenfesseln empor über Trauer und Klage zu den lichten Sphären himmlischer Harmonien. Es läßt sich kaum ein schöneres Motiv ersinnen für ein Grabdenkmal, das den Sinn des am Grabe Trauernden emporrichten und über Schmerz und Trennung hinweg mit Ewigkeitsgedanken erfüllen soll.

Wenden wir nun den Blick zurück auf die unendliche Mannigfaltigkeit der Formen und Ideen, welche die Kunst an den Gräbern im Laufe der Jahrtausende gezeitigt hat, so scheint sie uns, von den rein architektonischen Denkmälern abgesehen, auf zwei Höhepunkten ihrer Aufgabe am schönsten gerecht geworden zu sein: in den schlichten griechischen Grabreliefs mit ihrer schön verklärten harmonischen Menschlichkeit und in den christlichen Grabmälern neuerer Zeit, in denen Idealität der Form mit christlich frommem Sinn sich paart. Für uns Christen freilich kann es keine Frage sein, welcher von diesen beiden Formen wir den

Vorzug geben. Das griechische Ideal, das auf das Diesseits befriedigt zurückweist und so die Grenzscheide des Lebens verschleiert, genügt uns nicht mehr, wir bedürfen am Grabe unserer Lieben einer Kunst, die unsern Schmerz in milde Wehmut löst und uns die Brücke schlägt von aller irdischen Unzulänglichkeit zu den seligen Gefilden eines schönern jenseitigen Daseins.



Sonett

von

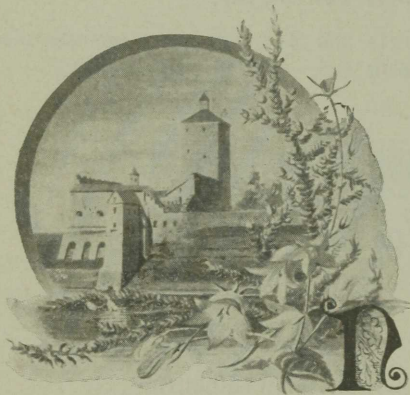
Karl Freiherr von Fircks.

(Aus der jüngst von Prof. F. Loofs und J. E. Schwartz veranstalteten
Auswahl seiner Gedichte. Halle a. S. Max Niemeyer. 1904.)

Es lieb zu aller Zeit der grosse Haufe
Sein Ohr nur jenen, die die Gabe hatten,
Die Wahrheit unter Worten zu bestatten.
Er rupft noch heute aus derselben Raufe
Und trinkt den Tau noch immer aus der Traufe.
Denn grosse Worte werfen lange Schatten,
Und jedem Schläfer kommen sie zu statten,
Dass von des Denkens Not er sich verschnaufe.
Die Wahrheit aber ist, wie sie bereitet
Von Anfang war, die ew'ge und die eine,
Und was sie mächtig von der Lüge scheidet
Und allem Weisheitstrug und allem Scheine,
Das ist, dass sie im eignen Lichte schreitet
Und nichts bedarf als Raum im Wort alleine.



Am heiligen Pfingstabend.



Eine Idylle
vom Ufer der Narova
von
Carl Hunnius.

(Bildschmuck von Hermann Kurtz
und Siegfried Glaser.)

1.

Mordischer Pfingstbaum, geliebte
Birke, wieder umhaucht mich
Heute am lieblichsten Fest dein aromatischer Duft.
Heilig wie einst in Tagen der Dämmerung seliger Kindheit
Bist du im Schmuck deines Laub's mir ein willkommener
Gast. — —

Frühlingswaldduft erfüllte die winterlich dunkelnden Stuben,
Deine schlanke Gestalt winkte den Mai uns herein.
Jauchzend grüßten die Kinder die zierlichen, blinkenden Stämmchen,
Welche aus irdenem Krug, wassergefüllt bis zum Rand,
Schattend mit schirmendem Zweig über Bank und Sessel sich neigten,
Lauschig saßen und still wir hier geborgen im Grün
Unter duftenden Blättern, durch die wie feurige Flämmchen
Sonnentropfen des Lichts huschten in neckischem Spiel. — —
Samstag war es vor Pfingsten, — in feierlich läutende Glocken,
Welche die Schwelle des Fests grüßten mit schwingendem Klang, —

Mischte sich wartende Sehnsucht geheimnisvoll kindlicher Herzen,
Aufhorchend lauschte dem Ton ahnend das fromme Gemüt,
Reimenden Glaubens erfassend das Wunder des kommenden Tages,
Wie es ahnend der Blick oft schon im Bilde geschaut.
Über die Gassen der Stadt schon lagert sich trauliche Stille,
Nur um die Zinnen des Turms flattert von Tauben ein Schwarm.
Silbern leuchten die Schwingen im Glanz der sich neigenden Sonne,
Blendend den staunenden Blick, wie Mabaſter ſo rein.
Einsam noch ſchwebt die letzte der Schar in kristallinen Lüften,
Schimmernd umgibt sie des Lichts strahlender Glorienschein! — —

2.

Drinne heimlich im Pfarrhaus erglühen die Simse und Erker,
Flimmernd in Purpur und Gold, welches der Abend verstreut. —
Üppiger Efeu umrankt mit immergrünenden Armen

Nickend die Fenster des Bau's mächtig aus Quadern gefügt.
Sprossend umlaubt er die Nischen und treibt lebendige Läufer
Seines luft'gen Geranks weit in die Zimmer hinein,
Hier gar drängt er sich, wurzelnd im Kalkwurf der steinernen
Mauer

Hinter dem Schranke hervor schießend mit kräftigem Trieb, —
Dort gelingt es dem Losen, die Tür aus den Angeln zu heben,
Wuchernd zwängte ein Schoß sich durch die Spalte hindurch.

In der Ecke des Saals, bedächtig zum Schlage ausholend,
Lugt aus dem Efeugewirr prächtig die Londoner Uhr.

Prüfend folgt ihr Auge, von dunklen Wimpern beschattet,
All' dem Leben, das reich hier sich am Tage bewegt.

Hin an den Wänden gleitend vergoldet liebend die Sonne
Zahlreiche Bilder, die früh alle dem Knaben vertraut.

Ernst und feierlich blickt, betauernd die Rechte erhoben
Dort eine hag're Gestalt im Professorentalar.

uß, der begeisterte Zeuge, das edle Meisterwerk Lessings,
Ist's vor Prälaten und Herrn, der seinen Glauben bekennet.

Kraftvoll den Schwertgriff umspannend mit eisengepanzelter Rechten
Schaut Gustav Adolf, der Held, uns majestätisch ins Aug'.
Er, dem Livlands Kirche als oberstem Schutzherrn in Tagen
Heißer Bedrängnis und Not schirmende Fürsorge dankt.
Weiter grüßen uns hier die wohlbekanntnen Gesichter
Jener uns teuren Schar, die einst so Hohes errang: —
Luther und Philipp Melancthon, umringt von Fürsten und
Freunden,

Die des göttlichen Worts Schätze uns wiedergeschenkt.
Mächtig schmücket die Wand im breiten goldenen Rahmen
Über dem Sopha das Bild, welches sie all' überragt.
Aus den drängenden Massen am Fuße des Golgathahügels
Ragen in finsterner Nacht einsam drei Kreuze empor.
Über dem mittleren hell erschließt sich in Engelmyriaden
Strahlend der Himmel, es fließt Glorienschimmer herab —
Und von wallenden Wolken umgeben und Scharen der Geister
Neigt sich der Vater in Huld aller erbarmend zum Sohn,
Der im Anblick des Todes den Geist in die Hände des Heil'gen
Gläubig befiehlt und das Werk unsrer Erlösung erfüllt. — —
Von französischem Meister — so hieß es — stammte die Arbeit,
Dem im packenden Wurf Treffliches also gelang.
Stundenlang konnten wir hier, am Anblick uns nimmer ersätt'gend,
Schauen — und nie ganz erschöpft schien das Geheimnis des
Bild's. — — —

Von den Gemälden dann schweift und ihrer erhab'nen Geschichte
Weiter der liebende Blick über die Pflanzen dahin,
Die in strotzender Fülle von Laub und knospenden Blüten
Lieblich den Zimmern den Schmuck holdesten Frühlings ver-
leihn. —

Hat die Lieblinge recht ins Herz doch geschlossen der Vater,
Widmend ihnen die Zeit, welche ihm freigibt das Amt.
Wer vermag sie alle zu nennen die Bäume und Sträucher,
Die Jahrzehnte hindurch Schatten hier spenden und Duft.

Heute haben die Kinder des Gartens aufs Fest sich gerüstet,
Reichlich mit Wasser besprengt blüht wie im Frühtau das Grün.
Vorbeer und blaugrüner Eibe gar prächtig grünendes Buschwerk
Mischt sich mit Buchsbaumgestrüpps herrlich gedeihendem Wuchs.
Stämmige Myrten und hoch zum Himmel aufstrebend die Zweige
Zarter Cyressen, wie sie schlanker der Sünden nicht schaut. —
Pomeranzen — erblüht, dazwischen des tropischen Raktus
Brennendes Flammengewächs, winkend mit feurigem Busch,
Dunkel purpurn und blaßgelb, bald scharlachfarben und blutrot
Schimmert der Eibisch im Flor zahlloser Rosen hervor.
Milchweiß und gelblich orangen von Adern rötlich durchzogen,
Senkt der Abutilon leicht gaukelnd die Glöcklein herab.
Voll überkleiden die Blätter von Hollands Klimme die Wände,
An dem weißen Spalier aufwärts sich schlingend wie Wein.
Hochwipflich beugt sich der Ficus dem Druck der sich wölbenden Decke,
Riesig entfaltet der Stab Arons das herrliche Blatt.
Rübeln, in Wasser gestellt, entsprießet in rosiger Fülle
Oleandergebüsch, wuchernd und blütenbesät.
Wenn der freundliche Lenz, den Schnee des Winters verscheuchend,
Wieder ins Zimmer den Schein blauender Märztage bringt,
Haucht uns die lachende Blüte des Alpenweilchens entgegen,
Würzt Levkojengedüft heimlich den sonnigen Raum.
Cinerarien, Tazetten, des bräunlich schimmernden Goldblacks —
Der Hyazinthe Arom füllet balsamisch die Luft. —
Nacht dann mit glühendem Atem der Sommer, erwacht der Geranien
Farbengesättigter Chor glänzend — ein lieblicher Traum.
Schamhaft dem Morgenlicht erschließt sich errötend die Dolde
Des Porzellanblumenstrauchs, kletternd am Fenstergesims.
Oftmals sogon wir Kinder behutjam Tropfen des Nektars,
Der hier wie Manna so süß zierlichen Blüten entquoll. — —

Liebend gedenkt die Erinn'ung der treuesten Genossen des Hauses,
Die in die Freude, das Leid wonniger Kindheit gerauscht.

Prangten doch stets am Morgen des Wiegenfestes der Mutter,
Wo die Liebe den Tisch festlich mit Gaben ihr schmückt,
Grüne Wände voll Laub's im Scheine der brennenden Kerzen
Um die Geschenke des Tags, — nie fehlte diesen der Schmuck.
Obst und schwellende Trauben, goldschimmernder Schmelz der
Limonen

Schwebten vom Aste herab, lauschend aus freundlichem Grün.
Schon am Vorabend hatte mit köstlicher Ernte der Südfrucht
Sohn oder Gatte den Baum, alle die Sträucher behängt, —
So ein Bild voller Anmut im Bund mit den Blumen des Hauses
Schaffend, wie es die Kunst oft nicht des Gärtners erreicht. —
Bochte mit werbendem Finger des Freiers der Tod dann zu
Zeiten

Reiße ans friedliche Thor stillen Familienglücks,
Sich das Brüderchen holend zur Beute, das plaudernd schon herzlich
Aus Blauäugelein flug schaute ins Leben hinein,
Trauernde Freunde nun waren die Blumen, zu Füßen und
Häupten

Neigte sich tröstend ihr Laub sommerlich wogend herab.
Im entlegensten Zimmer, geschützt von den schwebenden Englein, —
Ruhte das schlummernde Kind, das für den Himmel gereift.
Draußen herrscht noch der Winter mit unerbittlichem Szepter,
Drinne aber schon mait Abbild vom ewigen Lenz.
Goldblatts gesprengelte Zweige, des glänzenden Spindelbaums
hartes,

Immergrünendes Laub — füllen den schweigenden Raum; —
Schlanke Mimosen, weißblühend die Wipfel chinesischen Klebsams
Duftend nach Gartenjasmin, ragen zur Decke empor.
Winzig die hängenden Büschel des köstlich riechenden Ölbaums,
Nach Melonen und Tee duftend und Blüte des Weins,
Hauchen ihr feines Arom, daß jedem, der trauernd hier eintrat,
Weihrauchdurchwürzet der Saal fast wie ein Tempel er-
schien. — —

Ach, schon viele der Schläfer, der kindlichen, trugen die Arme
Liebender Eltern hinaus, weinend zur friedlichen Gruft;
Doch im rollenden Fluge der ewig wechselnden Jahre
Raffte stets aus dem Weh glaubend das Herz sich empor.
Denn sie wußten es wohl in von Leid geläuterter Seele,
Wie nur durch Trübsal der Weg — aufwärts ins Himmel-
reich führt. — — —

3.

Heute atmet hier alles die selige Ruhe des Pfingstfests,
Das zum Himmel uns hebt über die friedlose Welt.
Freundlich blinken der Hausflur schon blankgeschauerte Dielen,
Sand- und kalmusbestreut, wie es die Sitte gebeut.
Düfte dringen herüber von Kuchen und köstlichem Backwerk,
Welche die sorgende Hand tätig der Mutter hier formt.
Eigenhändig nun rührt sie ein kunstvoll Rezept für die Torte,
Butter nicht sparend noch Rahm, Mandeln, Rosinen und Ei.
Lecker wölbt sich im Ofen das Gelbbrot im Duft des Safranens
Während im Backtroge hoch lockeres Weißbrot sich hebt.
Auf dem tannenen Tische, dem blütenweißen, wie mühet
Über dem Sandkuchenteig rührig die Walze sich ab.
Dreiecke schneidet die Hand und zierliche Herzen und Sterne
Aus der Masse heraus, welche mit Mandeln bestreut
Dann und flüssigem Ei auf Pfannen in Reihen geordnet
In allmählicher Glut langsam und lieblich sich bräunt.
Welch' ein Zauber doch liegt für Kinder in all' diesen Schätzen,
Wahrlich zum Feste gehört stets dieser heimliche Duft! —
Rastlos wirkt die geschäft'ge, mit nimmer ermüdenden Armen
Tätig am häuslichen Herd, den sie zu meistern versteht.
Ist doch berühmt ihre Kunst im Kreis der weiten Verwandtschaft,
Edelsten Hauses Geschenk, dem durch Geburt sie entstammt.
Früh schon lernten die Töchter das Schönste, als Mitgift fürs Leben
In der schützenden Hut trefflicher Eltern verstehen: —

Andern das Dasein zu schmücken mit dem was beglückt und bereichert,

Kommen so Geist und Gemüt doch auch der Leib nicht zu kurz.
Ja — sie kannte sie früh die herrlichste Würze der Nahrung,
Die der Notdurst des Tags wahrhaften Adel verleiht,
Jenes Behagen uns schenkt, das nimmer das Kunstwerk des
Fachmanns

Oder des Künstlers erreicht — gilt doch ihr Schaffen dem
Markt, —

Liebe ist es der Mutter und aufopferungsfähigen Gattin,
Die im eigenen Heim irdisch ihr Eden erblickt. —
Liebe, das Himmelsgeschenk der göttlich beglückenden Gnade,
Füllte belebend und reich auch dieses seltene Herz! —
Weiß wohl schimmerte schon, von Sorgen gebleicht ihr der Scheitel,
Aber noch jugendlich schön glänzte der feurige Blick. —
Unvergeßlich ein Bild der strotzenden Kraft und Gesundheit
Bot uns dies klare Gesicht, gütig und seelenerfüllt.
Ew'ge Jugend, genährt am Born des bedeutenden Geistes,
Wurzelnnd im tiefen Gemüt, lieb ihr unsterblichen Reiz.
Aber in herzlicher Demut als Gattin blieb sie und Mutter
Willig dem Mann ihrer Wahl untertan stets als dem Haupt.
War doch im Kranze der Tugenden diese die strahlende Krone,
Die ihren Gaben den Wert himmlischen Glanzes verlieh.
Vorbild im Schaffen und Helfen, im Tatendrang suchender Liebe
Blieb ihr der Gatte, wie oft hat sie sein Wirken ergänzt.
Also geeint: ein Herz — eine Seele, treu in Gemeinschaft
Wirkend, vor Gott darum nie fehlte die Weihe dem Bund. —
Nächsteliebe und Hilfe, ihr waren sie Lebensbedürfnis,
Wunderbar wuchs ihre Kraft, allzeit gegründet in Gott.
Dankbar ehrte sie Jeder, der ihre edle Gesinnung,
Ihren verständigen Rat jemals in Nöten erfuhr.
Hellen und scharfen Verstandes, mit praktischem Tiefblick gesegnet,
Sorgte sie mütterlich zart, wo ihr der Anlaß sich bot.

Niemand gereute es noch, wenn ihr das Vertrauen er schenkte, —
Alle nur, die ihr genah, rühmten ihr edeles Herz, —
Überquellend aus nie sich erschöpfendem Schatze verstand es
So zu geben sich stets, wie es nur Liebe vermag. —
Galt's dann den Festen des Hauses im Schoß der verzweigten Familie
Durch die Dichtung und Kunst höheren Schwung zu verleihn.
Alle wußten's wie diese gesegnete Hand auch der Feder,
Wo sich Gelegenheit fand, — geist- und gemütvoll gebot.
Reicher Briefwechsel knüpfte mit nie abreißendem Faden
Sie an befreundeten Kreis, welchen nicht Ferne noch Raum
Hemmte am warmen Austausch der herzlichsten Freundschaftsgefühle,
Die ihr lebend'ges Gemüt stets als Bedürfnis empfand.
Treue über den Tod verband sie den edelsten Herzen
Redlich Freude und Leid hat sie mit ihnen geteilt. —
Jeder, welchem die Gunst ward, sich frei und zwanglos im Kreise
Gastlichen Hauses nach Wunsch wie er's gewollt, zu ergehen,
Kannte des Heiligtums Zauber, den Schatz der deutschen Familie,
Welchem die Würde der Frau seine Verklärung verleiht.
Traulich summt der Tee auf messingblinkendem Kocher,
Um den gerundeten Tisch hatten sich alle gesetzt.
Wenn der Gast, der gereiste, von Abenteuern und Fahrten
Fesselnd erzählte, gespannt alles am Munde ihm hing,
Pfliegte sprühend manch Wort auch des Frohsinns die Tafel zu
würzen

Launig und treffend, wie hoch horchten wir Kinder dann auf,
Blitzenden Augs und glühend im Angesicht, pochenden Herzens
Saßen wir da, bis ein Wink lautlos zu Bett uns geschickt.
Dann herüber noch spät in die nächtlich finstere Kammer,
Längst den Herzen bekannt, tönte melodisch Gesang.
Am geöffneten Flügel im Kreise der lauschenden Gäste
Sang die Mutter, so schön, wie sie es selten gehört.
Alle Meister des Liedes, die deutschen, sind ihr Vertraute,
Zaubert ihr herrlicher Alt neu doch ihr Leben hervor.

Nicht der sinnliche Wohlklang allein des strömenden Kluges,
Nein, — was die Seele gefühlt rührt auch das fühlende Herz.
Mancher Verehrer und Kenner der hehren Kunst des Gesanges
Schweigt, die Träne im Aug', tief vom Gefühl übermannt.
Doch nicht zum Prunken, sie weiß es, — sind ihr die Gaben ver-
liehen,

Die sie so gerne zum Schmuck glücklicher Häuslichkeit übt.
Näher noch liegt ihr das Los der einsam Bekümmerten, Kranken
Ihrer Gemeinde, — die Pflicht, die ihr das Hauswesen stellt.
Heut' auch gilt's manches Armen gedenken, der morgen zum Feste
Liebend ein tröstendes Wort und eine Gabe erhofft.
Sie, die vielen bereits die Tränen des Lebens getrocknet,
Müht sich heute für die, welchen kein Freudentag winkt.
Selig zu preisen ist wahrlich die edle Hand, die so göttig
Andrer gedenkend, sich selbst über dem Geben vergißt.
Ihren Namen schon segnen die Scharen, denen sie aufhalf,
Gott nur weiß es, was sie seinen Geringsten getan!
Ruht einst müde vom Tagwerk der Leib im Schatten des Friedhofs
Unvergänglich dann lebt, was sie Unzähligen war. —

4.

Drin in des wohnlichen Hauses sich festlich schmückenden Räumen
Sorgt indessen die Hand rastlos der dienenden Magd.
Mehr als die Dienerin ist sie, der Schutzgeist der spielenden Kinder,
Sorglicher Obhut, schon früh sind sie der Treuen vertraut.
Andern Glauben bekennend, wie Eltern und Kinder des Hauses,
Spürt es jeder wie wahr doch ihre Frömmigkeit ist.
Rührend dem Geist ihrer Kirche ergeben in kindlicher Einfalt,
Wandte den Kleinen sie gern all' ihre Segnungen zu.
Uner schöpflische Liebe befeelte die selbstlose Alte,
Hingebungsvoll, ohne Falch war sie, wie lauterer Gold.
Darum ließen die Eltern weitherzig in edeler Duldung
Gern sie gewähren, — ein Schatz blieb sie dem christlichen Haus!

Abends, wenn schon die Mutter am Bettlein der Kinder geweilet
Und sie die Hände zu Gott heben gelehrt im Gebet, —
Saß die redliche Seele, den Atemzügen der Schläfer
Lauschend, sang noch ein Lied summend den Lieblingen vor.
Flehende Seufzer zu Gott entstiegen dem gläubigen Herzen
Und mit dem heiligen Kreuz segnend erhob sich die Hand. —
Nachte der festliche Tag der Taufe des Herrn und Erlösers,
Wo sie „zum Jordan“ hinab stieg mit dem feiernden Zug, —
Um sich im Geist zu versenken in ferne, selige Zeiten,
Wo der Gesalbte des Herrn gnädig auf Erden erschien, —
kehrte sie heim mit des Wassers geweihten Tropfen, den Kindern
Sprengend auf Stirne und Brust von dem geheiligten Naß.
Treuherzig währte die Einfalt der schlichten Frau ihres Volkes,
Sicher die Pflinglinge nun gegen Gefahren gefeit. — —
Kamen im Festkreis des Jahrs der Kirche die teureren Wochen,
Wo um die Leiden des Herrn anbetend alles sich schart,
Stand sie im Lichtergeflimmer des weihrauchdurchdufteten Domes,
Und zum Throne des Herrn fürbittend klopfte ihr Herz.
Fromm entzündet die Hand das Opfer der flammenden Kerzen,
Glänzend aus reinlichem Wachs, sichtbare Glut des Gebets.
Wie der Engel des Herrn in der feurigen Lohe Manoahs
Gnädig erschien, so auch winkt Gott die Erhörung ihr zu.
Aufricht'gen läßt Er's gelingen, Er segnet das Scherflein der Witwe,
Höher als Perlen sind Ihm Seufzer der Frömmigkeit wert. — —
Andächtig bringt sie nach Haus geweihte Abendmahlsbrötchen,
Wohlverwahrt entnimmt seidenem Tuch sie den Schatz,
Den die Sitte der Kirche den unmund'gen Kindern so früh schon
Zu empfangen erlaubt, wie ihre Seele sie mahnt.
Reicht doch am Firste des Dachs die Mutter den hungernden
Schwälbchen

Zwitschernd nährende Kost, die sie sich selber versagt.
Also auch ruht nicht die Alte und fromm verteilt sie den Kleinen,
Was ihre Seele so hoch ehret, so gläubig umfaßt. —

kehrt bei der Herrschaft alsdann um Ostern im Kreise der Gäste
Grüßend ihr Beichtiger ein, — Freundschaft verband ihn dem
Haus —

Laut're Freude erfüllt sie, wie ratlos, weiß sie es nimmer
Wie sie genugsam den Greis ehrt, der das Haus ihr betritt.
Glühenden Angesichts eilt sie geschäftig mit dienendem Eifer
Durch die Zimmer im Flug, rasch sie zu ordnen bemüht.
Nehmen läßt sie sich's nicht, die Fastenspeisen ihm selber
Vorzulegen, mit Fleiß sind sie bereitet dem Gast.
Sauber gepuzt und gescheitelt, — kein Stäubchen durfte sich
zeigen, —

Führt zur Begrüßung sie stolz ihm „ihre Kinder“ hervor.
Liebkosend muß er die Kleinen mit väterlich segnender Rechten,
Ehrerbietig sodann küßt ihm die Alte die Hand.
Selig glänzenden Blicks verkörpert schaut sie im Greise
Alle die Segnungen ja, die ihr die Kirche gewährt. — —
Kam die heilige Pfingstzeit im Duft ihrer Bäume und Blumen,
Brachte sie Eier mit Laub lichtgrüner Birken gefärbt.
Zierlicher waren sie stets und kleiner als jene zu Ostern,
Schielen geheimnisvoll uns sie, wie vom Täublein gelegt,
Das in der Kirche um Pfingsten im Schmuck der rauschenden
Maien
Über dem Taufsteine schwebt, weiß wie gefallener Schnee. — —

5.

Heut nun am Abend des Festes, des nahenden, schmückt sich das
Kirchlein
Mit dem leuchtenden Grün, wie es der Vater so liebt.
Eilt's doch, wenn dunkel die Schatten sich neigen zum heiligen
Küsttag
Hier auf die beichtende Schar göttlichen Segen zu flehn.
Einsam bereitet der Pastor sich droben in lautloser Stille
Seiner Studierstube schon sinnend zum Gottesdienst vor. —

Manchem bekümmerten Antlitz vertraut hier waren die Räume,
Mild erschloß sich und fest allen ein priesterlich Herz.
Fürbittend hoben sich Hände um jedes Leid der Gemeinde
Und der bitterste Schmerz fand hier so innig den Trost.
Nie ging ein Bittender leer und ungetröstet nach Hause,
Mit dem Elend der Welt fühlte ein reiches Gemüt.
Immer voll neuen Erbarmens dem darbenden Bruder sich öffnend,
Wußte die Linke wohl nie, was hier die Rechte getan.
Kräfte des Glaubens entsprangen dem Brunnen des schlichten
Gemaches,
Manchem schon wurde ein Wort — — Anstoß zu höherem
Sein.

Einsam ist heute der Ernste, es sorget die Liebe der Gattin,
Daß nicht Störung den Lauf frommer Gedanken ihm wehrt.
In die heilige Schrift sich vertiefend, erhabner Gefühle
Inbrunst erfüllende Macht spüret das betende Herz.
Denn er weiß es als Sorger der angefochtenen Seelen,
Welch ein seliger Hort ewiges Leben aus Gott.
Reich mit Gaben des Herzens begnadet und männlichem Scharfsinn,
Fühlt er, wie Gott doch allein Höchstes der Demut nur schenkt.
Und in Gedanken versunken des Glaubens, wie er die Hörer
Ganz eintauche in Kraft einer zukünftigen Welt,
Mächtig ihr Innerstes rühre mit heilig erweckendem Worte,
Daß in der Tiefe erfasst, Herz sich erneur' und Gemüt, —
Ringen sich sehnende Seufzer empor um die Gnade des Geistes,
Dessen gewaltiges Amt heut er und morgen bezeugt.
Geht über alles ihm doch das Wohl seiner teureren Kirche,
Sie sein Leben hindurch war er zu bauen bedacht.
Allem Wissen der Erde mit aufgeschlossenem Blicke
Gerne sich öffnend empfing doch auch der Glaube sein Teil.
Nicht erspart blieb ihm Feuer der Trübsal und Prüfung im Leben,
Auf sich das Kreuz seines Herrn nahm er und trug's als —
ein Mann.

Das verlieh seiner Predigt den hohen Wert der Erfahrung,
Das in der Tiefe erlebt sie seinem Herzen entquillt. — —
Aus dem Fenster hinab über blühende Wipfel des Gartens,
Wo im Frühlingsgewand leuchtet der schneeige Baum,
Schweift sein Auge, — er schaut die goldnen Ernten des Herbstes,
Sieht wie rötend die Frucht nieder zur Erde sich neigt.
Ewig wird ihm der Reigen des Wechsels von Blühen und Welken
Bild und Gleichnis der Saat, welche ins Himmelreich reift.
Pflanzt hier der eine nur treulich, die Reislein begießet ein anderer,
Endlich erntet die Frucht dann, dem die Gnade sie reicht.
Die mit Tränen hier säen, mit Freuden sollen sie ernten,
Und übers schweigende Grab reicht Gottes Segen hinaus. — —
Heute ist alles voll Duft und Erwartung, der Schneeflaum der
Blüte

Riesiger Kirschbäume strebt ragend zum Kirchdach hinauf.
In die erblühende Pracht der heiligen Stille da drunten
Tönt der harmonische Klang eherner Glocken hinein.
Dröhnend erwachte soeben der Ruf der Erhabensten, welche
Tief metallenen Schwungs, schauernd die Seele bewegt. —
Freundlich schimmert die Sonne, — die silbernen Zinnen des
Domes

Glühen im Himbeererrot wundersam farbig herauf.
Sanft durch die strebende Wölbung der Kirchenfenster dort glimmen
Flackernde Flämmchen des Lichts über den Garten hinaus.
Wogenreiche Gesänge der heiligen Vesper auf Pfingsten
Brausen empor und ein Hauch ewiger Freude durchweht
Brünstig die Herzen der Beter, die oft mit den Zeichen des
Kreuzes

Stirne berühren und Brust, lautlos sich beugend vor Gott. — — —
Austaucht ein anderes Bild vor dem Geist des sinnenden Hirten,
Der sich zum heiligen Gang rüstet im stillen Gebet.
Über die Straße schon lockt der rufende Laut eines Glöckleins,
Denn in der Kirche des Herrn harret die Gemeinde auf ihn.

Liegt doch des Pfarrhauses Giebel, der winkende, friedlich im
Bannkreis

Beider Kirchen zumal und ihres Glockengeläuts,
Allen zum Sinnbilde werdend der Welt umfassenden Liebe
Jesu Christi des Herrn, den eine jede bekennt. —

Trennt doch nur menschlicher Zwist und scheidet Zusammen-
gehör'ges,

Echt evangelischer Geist bindet, vereinigt und — liebt.
Vor Jahrhunderten tobte das Feuer grausiger Schlachten,
Welche mit Eisen gepflügt, um den unvorbenen Ort.
Völker rangen im Kampf um die grimme Palme des Sieges,
Modernd im Erdboden ruht bleichend der Helden Gebein.
Schweden und Russen, gelenkt von dem Willen mächtiger Herrscher,
Gaben dem Namen der Stadt seinen geschichtlichen Klang.
Ragend am Ufer des Stroms, des sagenberühmten, klingt Narva
Hochaufhorchendem Ohr heut noch wie Donnergesang.

Altersgraues Gemäuer gemahnet späte Geschlechter

An die verschollene Zeit, die hier mit Blute gedüngt.
Ehrwürdig streben zum Himmel wie ehemals die Türme der
Kirchen,

Zeugen der Ewigkeitswelt, die allen Kampf überlebt.
Menschen kommen und gehen, es sinken die Kronen der Mächt'gen —
Irdischem Wandel entrückt glänzt über Trümmern — das
Kreuz! — — —

6.

Schweigend die Stiege herab, durch die Hausflur schreitet der
Pastor,

Glockengeläute vom Turm ruft ihn zum festlichen Dienst.
Grüßend tritt ihm die Gattin am Fuß der Treppe entgegen,
Stumm ergreift sie die Hand, die er in Liebe ihr reicht.
Auf der Stirn des Geliebten ausleuchtet's vom Strahle des Geistes
Edler erscheint er ihr jetzt, schöner fast als ein Prophet.

Und von der Macht seines Wesens mit heiligem Zauber bezwungen
Beugt ihr Haupt sie und küßt ihm in Verehrung die Hand. — —



St. Johannis-Kirche zu Narva.

Herrlich erstrahlen die Hallen der Kirche in Festesbeleuchtung,
Maiengeschmückt, von der Schar harrender Beter erfüllt.
Burden liturgische Vespere am Vorabend heiliger Feste
Wie sie ihr Seelsorger schuf, längst der Gemeinde doch lieb.

Zahlreich strömt sie zusammen im Heiligtum, jauchzend umrahmen
Chor- und Gemeindegesang würdig das Wort am Altar.

Nicht in dem nüchternen Kleide des Werktags erscheine die Kirche,
Duftend mit Narde besprengt, Moë, Kassa und Myrrh'n, —
Königlich rausche die Schleppe des himmlischen Hochzeitsgewandes
An den Festen des Herrn, der sie zur Braut sich erkor.

Der in Bethanien die Gabe der Liebe aus zitternden Händen
Annahm, empfängt Er nicht gern heut noch das Opfer der
Kunst? —

Die mit goldenem Schein der Verklärung das Heimweh der Seele
Weckt nach den Zinnen des Lichts einer zukünftigen Welt.

Aus dem Geiste geboren, der Zungen redet und weisagt,
Sei dem Geschlecht sie der Zeit Wunder des höheren Tags! — —

Auf der Orgel beginnt der Kantor sein Vorspiel, soeben
Über die Schwelle schon trat zur Sakristei der Liturg. —

Altertümliche Schnitte und Bilder bedecken die Wände,
Herrlich geschnitztes Gestühl schmückt den dämmernden Raum.
Durch die vergitterten Fenster fällt spärliches Licht auf die Wanduhr,
Deren geräuschloser Schlag einsam die Stille belebt.

Auf dem Tischlein, im Schimmer der dunkel brennenden Kerzen
Blickt hinterm Bibelfoliant ein Crucifixus empor.

Zwei Jahrhunderte alt, mit kostbaren Silberbeschlägen,
Hat dieses teure Buch manchem schon Speise gereicht,
Welche die Freuden der Welt überdauernd in Zeiten der Trübsal
Gottes Freunde mit Kraft heiligen Geistes erfüllt. — —

Über die steinernen Fliesen des Vorraums, die Inschrift bedeckten,
Schreitet bedächtigen Tritts langsam der Meßner dahin,
Kleidsam geschmückt in der Amtstracht des langen, dunkelen Tuchrocks,
Dessen Aufschlag ein Paar silberner Kreuzchen ihm ziert.
Ruh'n Geschlechter doch hier vom Schlafe des Todes bezwungen,
Die vor Jahrhunderten schon sich an dem Worte erbaut,

Das von Kanzel und Altar die Herzen zum Himmel erhoben,
Wo über Grabmäler heut wandelt ein andres Geschlecht. —
Ehrerbietig zum Pastor eintretend mit pünktlicher Meldung
Öffnet der Diener die Thür, welche aus Eichen geschnitz.
Da erbraust der Gesang der Gemeinde, das herrliche Pfingstlied
Luthers zur Wölbung empor, Anmut vereinernd und Kraft:
„Komm, o heiliger Geist, erfülle uns, Herr, mit der Gnade,
Laß uns erleuchten dein Wort, o du lebendiges Licht!“
Würdig tritt der Liturg im wallenden Schmuß des Talares
An den Altar, das Haupt deckt ihm ein Käppchen von Samt.
Festlich pranget die Halle des Kirchleins im Schmuße der Blumen,
Deren erblühende Pracht Säulen und Brüstung umschlingt.
Ketten duftender Rosen, weißschimmernd die Dolden des Spier-
strauchs,

Immergrün, Heidelbeertraut winden mit Moosen den Kranz
Von dem einen der schweren, echt silbernen Leuchter zum andern,
Abwärts sich schwingend, — es strahlt alles in Farbe und
Licht! —

Doch der lieblichste Schmuß — ein Laubgang voll duftender
Maien —

Wandelt zum grünenden Hain traulich das Gotteshaus um.
Schlank erheben in Anmut zum Kreuzbogen acht sich der lust'gen,
Weißen Säulen empor, schimmernd aus Birkengebüsch.
Mächt'ge Kronleuchter senken im Hauptgang die messing'nen Arme
Kerzenflimmernd herab, festlich erleuchtend den Raum.
Stiftete einst doch den größten ein Bürgermeister von Narva
Nahe am Altar, dem Herrn gläubig als Weihegeschenk.
Grüne Gewinde umgeben von jungen Preißelbeerblättern
Auch die Kanzel, die froh sich auf den Pfingsttag geschmückt.
Aus der Laubfülle blickt die Vierzahl der Evangelisten
Kunstvoll aus Holzwerk geschnitz, farbig und golden bemalt.
In der Mitte der Herr, majestätisch, von edler Gebärde,
Machtvoll, wie schwebend hervor aus dem Gefäße der Wand

Tritt die Gestalt des Erlösers, die Rechte segnend erhoben,
Während die Linke das Kreuz fassend, die Erdkugel hält.
Bärtig unter der Kanzel steht Moses in drohender Haltung,
Über dem mächtigen Haupt ruhet die wuchtende Last.
Streng erhebet der Finst're des Sinai steinerne Tafeln,
Auf den knorrigen Stab lehnt sich die sehnige Hand,
Die aus dem Felsen der Wüste das Wasser des Lebens ge-
schlagen,

Die dem Meere gebot, daß es der Mauer gleich stand. —
Andacht weckend zur Seite des Altars schauen Gemälde
Auf die Gemeinde herab, prächtig in Rahmen gefaßt, —
Widerspiegelnd die heil'ge Geschichte, — ehrwürdig prägten
Ihre Gestalten schon früh tief in die Seele sich ein:
Dort die Taufe im Jordan, das Vorbild des Bads der Er-
neu'ring,

Leuchtend über des Herrn Haupte die Taube verweilt.
Hier die Heilung des gichtbrüchig Kranken, welchem des Heilands
Wunderwirkendes Wort einst seine Sünden vergab.
Zwischen beiden dann, — früh schon den Blick des Knaben er-
weckend, —

Altertümlich getürmt, dunkel von Kerzen geschwärzt, —
Ragt der Hochaltar dämmernd, der Bilderwand köstliches Schnitz-
werk,

Altersgrau sind hier auf Holz alle Gemälde gemalt.
An der Tafel des Nachmahls im Kreise der fragenden Jünger
Bricht der Erlöser das Brot, reicht ihnen segnend den Kelch.
Er, den der Grimm seiner Feinde ans Fluchholz marternd ge-
schlagen,

Wie ein höheres Bild ihn uns auf Golgatha zeigt,
Bis nach oben, sich stets verjüngend, die Reihe der Bilder,
Raum noch erreichbar dem Blick, dort mit der Grablegung schließt.
Aber gekrönt wird das Ganze vom auferstandenen Meister,
Der über Leiden und Tod siegend die Kreuzfahne schwingt. —

7.

Kräftig verhallt der Gesang, die Orgel nur brauset allein noch
Mächtig im Hauptton des Lied's über die Häupter dahin.
Dann am Altar beginnt des Liturgen würdige Mahnung,
Festlich bewegend das Herz mit evangelischem Gruß.
Selbst berührt von des Pfingstgeists Leben weckender Flamme,
Zieht sein zündendes Wort auch die Gemeinde hinan,
Die im Wechselgesang ihm antwortend, jubelnde Lieder
Überschwenglich dem Herrn singt, als ein Opfer des Danks.
Flehend wendet sein Blick sich zur Stätte der Gegenwart
Gottes

Und ein gesalbtes Gebet ringt aus der Brust sich empor.
Ganz der Bedeutung bewußt seines Amts, das Versöhnung uns
predigt,

Weiß er als Botschafter sich Christi, des ewigen Herrn.
Manchen der Hörer erfast die Gewalt der Bitte des Glaubens,
Daß er ein Täter hinfort fröhlich zu werden gelobt.
„Immer weiter sich ringend in Kraft der stützenden Gnade
Gilt's zu glauben, gewiß selbst seiner Sache zu sein.
Nicht ein Wissen des Kopfes, Erkenntnis des heiligen Geistes
Ist — Erfahrung, die doch alles der Gnade verdankt.
Schon im Natürlichen gilt es, das Beste, was wir besitzen,
Ist empfangenes Gut und nur die Demut erfährt's.
Was ist Glaube in uns? Erschlossenheit ist es der Seele
Für die Gaben aus Gott, der nach Empfänglichkeit fragt.
Das ist die Sünde des Herzens, das Gott verläßt und sich ab-
schließt,

Selbst sich immerdar will, stets nur sich selber genug.
Liebe nur wirkt der Geist und sie ist das Leben der Seele,
Ohne den Geist deines Herrn bist du ein tönendes Erz.
Merkt der Kranke doch bald, wenn durchströmt vom Gefühl der
Genesung

Neues Leben ihm winkt und die Gesundheit ihm naht.

So wie im Grauen des Morgens das Licht des sonnigen Tages
Neugeboren nur wird herrlich aus Nebeln der Nacht,
Also zeugt der Lebend'ge das neue Leben des Herzens
Im verjüngenden Bad, welches der Geist uns geweiht.“ — —

Wie der Finger des Künstlers der Harfe sehrende Laute
Leise rauschend entlockt, geht es den Hörern durchs Herz.
Fürbittend heben sich Hände, wie Aarons und Hurs in der
Wüste,

Als im Gebetskampf mit Gott Moses, der Mittler, einst rang.
So auch trägt das Gebet der gläub'gen Gemeinde den Diener
Gottes empor, daß sein Herz freudiger waltet des Amts.

Da ertönt aus der Höhe des Knabenchors rührendes Psalmwort,
Das wie mit heiligem Licht silbern die Schar überglänzt:

„Reines Herz in mir schaffe, o Gott, und gib mir den neuen
Geist, der deiner gewiß, selig der Hilfe sich freut —

Und verwerfe mich nimmer von deinem gnädigen Antlitz,

Nimm deinen heiligen Geist nicht, deinen freud'gen, von mir!“
Wundersam rauscht's durch den Raum, wie von Schwingen der
heiligen Taube,

Seller die Kerze erglänzt, süßer nun duftet das Laub.

Immer voller erhebt sich seraphischer Klang zu den Pfeilern

Und im stillen Gebet neigen die Häupter sich stumm. — —

Wieder beginnt der Liturg, das Wort des Propheten Ezechiel

Lesend, gewaltig und groß, das wie ein Donner das Ohr
Wackend berührt, von der Pfiingsttat der Wunderwirkung des
Geistes,

Welcher das steinerne Herz wegnimmt, das fleischerne gibt.

Da erzittern die Seelen, vom Rufe zur Buße getroffen,

Spürend, daß nahe herbei ihnen gekommen das Reich
Göttlicher Gnade im Sohn, der mit Sündern ist und sie an-
nimmt, —

Unter dem Worte des Heils sehnet und dehnt sich das Herz,

Bis von der Botschaft des Kreuzes, dem Lamm, das die Sünde
der Welt nimmt,

Wie vom Sausen des Föhns tauend das eisige schmilzt.
Des Propheten Verheißung im Glauben dankbar empfangend,
Stimmt dann den Wechselgesang an der Gemeindecloral:
„O daß bald doch dein Feuer schon brennte, bald auch die ganze
Welt erkennen dich möcht', du unser König und Gott! —“
Weiter folgen die Worte, — der heiligen Weissagung Bilder,
Wie Jesajas sie einst, wie sie ein Joel geschaut:
Von den Strömen des Wassers, belebend die dürstenden Fluren,
Von dem Geist des Gesichts, der alles Fleisch einst erfüllt.
Fromm vernimmt's die Gemeinde und gibt in brausenden Liedern
Widerhallend zurück, was ihr die Seele bewegt. — —

Wenn die Fülle des Herzens im Anschau der Herrlichkeit Gottes
Ihrer Ohnmacht bewußt, sucht das erlösende Wort,
Höheren Schwunges erhebt, wie mit Zungen redend, sich kraft-
voll

Immer dann wieder der Chor, preisend die Gnade des Herrn.
Was der nüchternen Sprache der Rede nimmer gegeben,
Der die Schwinge versagt, — jubelnder trifft's die Musit.
Wie auf Flügeln des Geistes, der dolmetschend göttliche Tiefen
Selbst zu ergründen vermag, rauschen die Klänge dahin
Heiliger Tonkunst, es steigt im Reigen hehrer Afforde
In Begeisterung das Herz höher und höher hinan. — —

Freuet euch, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkam,
Greift in die Harfen und singt Lieder im höheren Chor.
Denn je ernster die Kirche schon hier in Psalmen und Liedern
Köstliches Erbe sich wahr, reift der Bollendung sie zu.
Einst, wenn die Sprache verstummt ist im Anschau der ewigen
Liebe

Lönt durch die Himmel dann hin noch der Erlösten Gesang. — —

8.

Aus den Reden des Herrn, zu den Jüngern scheidend gesprochen,
Wählt der Liturg nun den Spruch, der der Gemeinde den
Schatz

Heil'ger Zukunftsverheißung verbürgt, das Wort des Propheten
Alten Bundes ergänzt — von der Verklärung im Geist.

„Laß mich, Herr, deine Herrlichkeit sehn!“ — so flehte schon Moses,
David auch hegte den Wunsch brennender Sehnsucht nach Gott:

„Wann wohl komm ich dahin, dein Angesicht ewig zu schauen?!“

Und die Jünger wie sie flehn aus verlangender Brust:

„Zeig' uns den Vater, o Herr, so genügt uns!“ — (selige Frage,
Die Philippus im Kreis einst der Genossen getan.)

Wir nur in törichter Trägheit, die stummen Herzen und Lippen,
Kennen die heilige Glut seufzender Sehnsucht noch nicht.

Nicht verklärte der Geist den Sohn noch an unseren Herzen,

Die so genügsam in sich nimmer das Fragen gelernt.

Heißt's nicht mit Recht von der Kirche, die arm an Gaben der
Urzeit —

Daß sie die Fülle des Geists nicht, wie vor Zeiten besitzt.
Eigner Weisheit sich freuend, den Stimmen des Tages nur
lauschend,

Hat sie die Kräfte nicht mehr, die einst der Herr ihr verliehn,
Oder sie zieht sich zurück und spricht in verschollenen Zungen,
Engherzig, daß sie die Zeit nicht wie ihr's not tut — versteht.
Doch uns gilt die Verheißung des Herrn, der da lebt und ver-
hört ist,

Dessen erneuernder Geist wehet und wirkt, wo er will. —
Drum wen da dürstet, der komme und trinke das Wasser des
Lebens,

Das der Sohn uns umsonst in der Vergabung geschenkt.
Wer an ihn glaubet, er wird auch andern ein Brunnen des
Lebens,

Von seinem Leibe ergießt sich ein lebendiger Strom. —

Wer auf sein Herz sich verläßt und glaubet dem eigenen Geiste,
Ist ein schwächlicher Tor, der seine Seele betrügt.

Wer nur den Schöpfer erkannt hat, er steht noch im Vorhof des
Glaubens,

In das Heiligtum schon führt ihn der ewige Sohn,
Doch das Allerheiligste ist die Fülle des Geistes,
Den wir erfuhren in uns, als die bewegende Kraft,
Die fürs Leben uns Halt gibt und sel'ge Gewißheit im Sterben,
Daß uns im Tode das Tor zum Paradies sich erschließt.
Nicht wie jene in Ephesus — Schüler bloß waren der Wahrheit
Ihre Inhaber nicht, — uns lockt ein höheres Ziel! —
Denn nicht Streben nach Wahrheit — ihr sel'ger Besitz nur be-
friedigt,

Und in der Fülle des Lichts finden wir wieder das Licht.
Wie in der Stiftshütte abends der siebenarmige Leuchter
Aufzuglühn begann, milde erhellend den Raum,
Also erleuchtet der Lichtschein des heiligen Geistes die Nächte,
Wenn der Schlummer uns flieht und um den Tröster uns
bangt.

Trifft uns Kummer und Trübsal im Hoffnungschimmer der
Zukunft,

Die der Geist uns erschließt, nur überwindet das Herz.
Alle Verluste des Lebens, sie werden Gewinn uns der Seele
Und mit Flügeln der Kraft fahren wie Adler wir auf,
Denn mit Seufzern vertritt uns am Thron der himmlischen
Gnade

Unausprechlich der Geist, der seine Treuen umschwebt. — — —
Aber nicht Feuer allein, noch Licht und strömendes Wasser
Ist der göttliche Geist, sondern ein heiliger Sturm,
Odem neuer Geburt, der anhaucht die Totengebeine
Und wie Gewitter die Luft reinigend Alles erfrischt;
Der im Weinberge Gottes die Pflanzen nährt und erquicket,
Und den Samen des Worts weit durch die Lüfte entführt.

Heute auch lockt seine Stimme, verstoßt nicht euere Herzen,
Wie in Massa dereinst und in Meriba geschah.
Laßt uns knieen vor dem Herrn und niederfallen und beten,
Der im Glauben den Geist seiner Vergebung euch schenkt!“ — —
Leis ertönt die Orgel, die sinkende Sonne des Abends
Glüht durch das farbige Glas köstlicher Fenster herein,
Feuerrosen und Lilien auf Wand und Steinestrich malend,
Flammen verstreuend in's Laub, welches den Altar umgrünt.
Lauter schwillt der Gesang, von Chor und Orgel getragen:
„Gnädig und groß ist der Herr, — laßt euch versöhnen mit
Gott!“

Priesterlich senkt sich die Hand des Haushalters göttlicher Gaben
Auf die versammelte Schar, welche die Gnade empfängt.
Wie ein Vorschmack des Lebens der Ewigkeit rührt es den vielen
Beichtenden hier vor Gott, leise aufschauend das Herz. —
Über die Spanne der Zeit, der flüchtigen, schauet das Auge
In die Zukunft bereits über das Sterben hinaus, —
Fern zu den ewigen Bergen der Hilfe Gottes des Vaters,
Wo wie Mose das Land sel'ger Verheißungen glänzt.
Morgen, wenn an des Pfingsttags geheiligtem Mahle die Seele
Seine Versöhnung erfährt und sie versiegelt empfängt,
Soll die Schar seiner Jünger die Kraft des Lebend'gen erfahren,
Welcher der Demut schon heut' seine Vergebung gewährt.
Mächtig klingt der Choral der Gemeinde, Pfingstsehnsucht weckend:
„Zueh zu den Thoren herein, sei meiner Seele der Gast!“
Unter Glockengeläut und Zimbeln und Pauken der Orgel
Öffnet dem herrlichen Fest heiligen Geists sich die Thür,
Dem in Erwartung die Herzen voll Andacht entgegen sich strecken,
Rüstend würd'gen Empfang dem so erschneten Gast.
Noch zum letzten Gebete im Heiligtum neigt die Gemeinde
Still sich sammelnd das Haupt, eh' sie den Segen empfängt.
Dann verstummt der Gesang, seine Hände dreimal erhebend
Legt der Diener am Wort segnend den Namen des Herrn

Auf die wartende Schar, — ein leises Rauschen gibt Antwort,
Da im Gestühle sich ernst feierlich alles erhebt.
Ehrebiet'ge Bewegung erfüllt das Herz der Gemeinde,
Hoheitsvoller erscheint allen der greise Liturg,
Der im silbernen Schmuck des leicht ergrauenden Haares
Mit verklärtem Gesicht schon in der Ewigkeit weilt.
Durch den Laubgang der Maien, im Glanze der zahllosen Kerzen
Schimmert ihm festlicher Schmuck golden das Kreuz auf der
Brust.

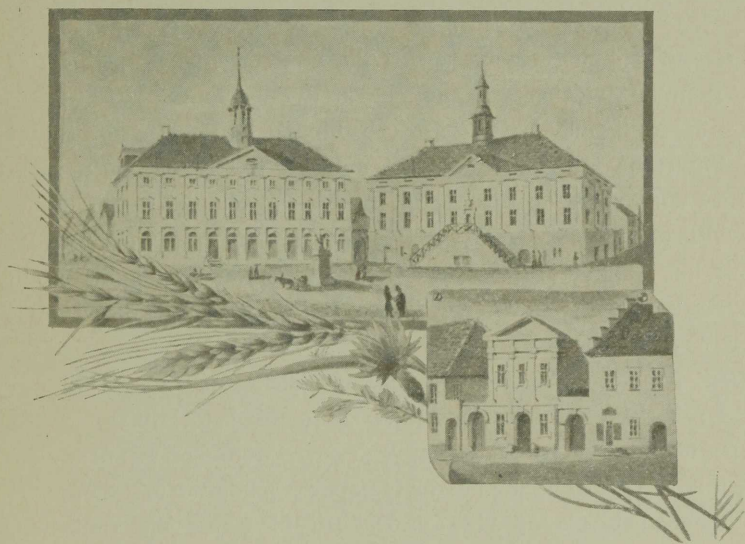
Alle spüren ihn ganz des hohen Augenblicks Weihe,
Wo sie der himmlische Hauch seligen Friedens umweht.
Kräftig ertönt das Amen und mit gewalt'gem Akkorde
Über zum letzten Gesang leitet die Orgel dann fort.
Alles erhebt sich und singt jetzt das Pfingstlied Luthers, das
hohe:

„Gib uns, o Licht deinen Schein, lehr uns erkennen allein
Jesum Christum, den Heiland, den rechten Führer zum Vater,
Daß wir nicht fürchten den Tod, du unser Tröster in Noth!“ —
Während Glockengeläut in den Abend machtvoll hinausflingt
Und vom erleuchteten Turm festlich der Pfingstchoral braust —
Über die ruhende Stadt hin mit ihren Wällen und Türmen
Die in den Nebeln des Stroms abendlich dämmernd ver-
sinkt. — — —

9.

Schwül und wolkenverhüllt überschattet der Himmel die Gassen,
Die nur fernes Geleucht' einsamer Blitze erhell't
Altertümliche Giebel und überhängende Erker
Werfen gespenstisch und still abwärts die Schatten hinab.
Anmutig zeichnen die Dächer, die schlank geschweiften, am Himmel
Düster sich ab, der in Licht aufglüht und wieder erlischt. —
Mächtige Wasserpeier mit Drachenköpfen, den grimmen —
Gähnen den Wanderer an, Zeugen entschwendener Pracht.

Traulich laden die Tore der Beischlag geziereten Häuser
Jeden, der eintritt, zuvor rastend vom Gange zu ruhn.
Wimmelnd ergießt durch die Straßen der Kirchgänger Schwarm
sich, der bunte,
An den Mauern von Stein schallen die Tritte dahin.
Feuersnot und des Kriegs zerstörende Furien haben
Leider manch ragenden Bau früh hier in Trümmer gelegt;
Dennoch zeugen die Häuser der alten Patrizier, wie vornehm
Vor Jahrhunderten auch hier einst die Hansa geherrscht.



Börse, Rathaus und Stadtwage in Narva.

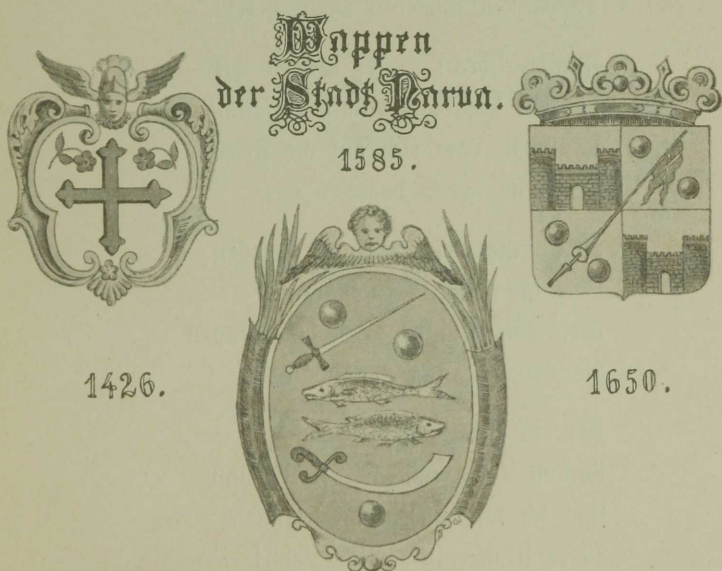
Kunstvoll am Haus das Portal in der Ostergasse das graue
Ruft's zwei Jahrhunderte nicht uns ins Gedächtnis zurück? —
Wohnte hier doch vor Zeiten ein Bürgermeister von Narva,
Goldene Inschrift begrüßt, Segen ihm wünschend, den Gast.
Schmiedeeiserner Klopfer erweckt im geräumigen Pösel,
Dröhnenden Schall, der sich fern laut an den Stuckdecken bricht.
Heimatstimmen.

Wetterfahnen, die zierlich durchbrochenen, drehen sich freischend
Und in vergoldeter Bronze prangt der vergitterte Zaun.
Überm Kellergeschoß, dem hohen, die treppengestuftem
Giebel zur Straße gewandt, die hier die Wierische heißt,
Wohnte eh'mals der Burggraf und Bürgermeister von Narva,
Lübeck die ruhmvolle Stadt schenkte das Licht ihm der Welt.
Auf der Muschel, voll Anmut, die füllhornartig sich weitet,
Hebt über ernstem Portal ein Obelisk sich empor.
An den Beischlägen lügen zwei bacige Engelgestalten,
Über ihnen ein Paar Fräzchen mit lachendem Mund. — —

Traulich träumen die Gassen, es hauchen liebliche Düfte
Heimliche Gärten, die rings steinern die Mauer umkränzt.
Durch der „dunkelen Pforte“ geheimnisvoll schollerndes Walltor
Duftet bezaubernd die Pracht nordischen Frühlings herein.
Alles wuchert und grünt hier, die Blüten des heimischen Faulbaums
Würzen leise die Luft; — kühl weht's vom Strome herauf,
Der im Dunkel des Abends mit sanftem Rauschen dahinströmt,
Kräuterbestanden und steil senkt sich das Ufer herab. — —

Fern noch glimmen verbleichend die letzten Farben am Himmel
Durch das Dunkel ertönt summendes Glockengeläut.
Aus dem festlichen Klang auf Pfingsten sämtlicher Kirchen,
Sondert harmonisch sich ab von St. Johannis der Ton,
Der vor allem die Sprache der Kindheit, die traute, mir dolmetscht,
Der die Erinnerung birgt an die entschwundene Zeit.
In der Ferne gegossen, ein Werk des Lübecker Meisters
Armowitz — tönen sie mir immer wie die zu Marien,
Jenes herrlichsten Doms der norddeutschen Christenheit, dessen
Bogenreiches Geläut, das durch Jahrhunderte klingt,
Einst der Schwan von der Trave unsterblich in Liedern des
Heimwehs,
Seiner Geburtsstadt zum Ruhm uns unvergeßlich besang. — —

Ach, es schwinden die Menschen, die trefflichsten decket der Hügel
Und wie die Blätter im Herbst fliegen die Tage davon.
Über die Glocken sind treu, sie tragen auf heimlichen Schwingen
Über den Abgrund der Zeit sinnend die Herzen dahin.
In Akkorden der Trauer, im Jubelgesange des Glückes,
Siebentürmige Stadt, grüßte dich ehern ihr Mund —
Durch Jahrhunderte schon, ein Gleichnis der ewigen Stimmen
Aus der Heimat bei Gott und der zukünftigen Stadt.
Mahnen will uns ihr Lied im reißenden Strome der Zeiten,
Daß nur dem Leben in Ihm ewige Dauer geschenkt.
Sprachen wandeln ihr Kleid, auch die Völker blühen und vergehen —
Wie die Blume im Gras, die um den Abend schon welkt, —
Über die ewigen Arme der Liebe, sie breiten sich schirmend
Über die sterbende Welt, erntend die reisende Saat. —
Menschen säen auf Hoffnung, im Glauben wirkend und schaffend, —
Ewige Kronen dereinst teilt nur die Gnade dann aus. —



Übertragungen aus dem Estrischen.

Von

E. Hunnius.

Dem Frühling entgegen.

„Öffne Sonnenlichte golden,
Mütterchen, das Fensterlein,
Weisse Faulbaumblütendolden
Schwanken flüsternd schon herein.

Mutter, horch! — es säuselt leise
In dem Faulbaum Blatt um Blatt,
Raunend, dass sich auf die Reise
Schon der Lenz begeben hat.

Schau, die weissen Wolken ragen
Dort im hohen Sonnenbrand,
Weit von Morgen kommend, tragen
Sie den Frühling uns ins Land.

Als ein Bräutigam gegangen
Kommt der Lenz, ein Freier kühn
Und ich folg ihm mit Verlangen,
Süsse Mutter lass mich ziehn! —

Stolzer Wolkenburgen Zinnen,
Goldne Fenster schimmern dort,
Glück erwartet mich und Minnen,
Reichen Brautgeschmeides Hort.“ — — —

Frühling schwebt zur Flur in weichen
Lüften sehnsuchtweckend hin,
Haucht das Antlitz an der Bleichen
Und durchstrahlt den müden Sinn.

Blümlein färbt sich röter wieder, —
Leuchtend glänzt ein Aug herauf
Glänzt, erlischt ins Reich der Lieder
Schwingt der Vogel frei sich auf! —

R. E. Sööt.



Tränen.

Frühling war's, im Morgenschein
Schritt ich hin am Wiesenrain.
Tausend Tropfen wogten schwer
An dem Tau gras hin und her.

Fragte einen Tropfen gleich:
„Perlen hell, wer sandte euch,
Die im Wind und Sturme ihr
Morgens schwankt im Grase hier?“

Antwort gab's: mein Heimatland
Tief ich unterm Rasen fand.
Deine Eltern einst vor Zeit
Haben uns hier ausgestreut.“

„Leise steigen abends wir
Aus dem dunklen Heim herfür,
Halten nachts mitsammen Rat,
Denken an die Tränensaat.“

„Gehn beim ersten Sonnenblick
In die Erde still zurück.
Nacht erzeugte uns in Qual,
Fürchten drum des Lichtes Strahl!“

Lauschend stand ich wehmutsvoll,
Aus dem Aug' die Träne quoll.
Viele hab ich noch geweint,
Die sich mit dem Tau vereint. —

Ado Reinwald.



Vaterländisches Lied.

Singen möcht ein Lied ich helle,
Nur ein einzig Lied,
Das sich wälze wie die Welle
Gross aus dem Gemüt;

Das sich wälze wie die Welle
Flutend übers Land,
Meines Volkes Herz durchschwelle —
Ries'ger Sehnsuchtsbrand.

Seine Seele soll's durchbrausen,
Weckend Mannesmut,
Geistesschwerter blitzend sausen
Hoher Tat zu gut.

Geistesschwerter sollen blinken
Durch die Heimat fern
Und am Himmel droben winken
Wird manch' goldner Stern.

G. Suits.



Die Bedeutung der Sauberkeit in der Hygiene.



Von

Dr. med. C. Ströhmberg.

Im ästhetischen Empfinden des Menschen gebührt der Reinheit oder Sauberkeit eine so große Bedeutung, daß es wohl der Mühe wert ist, sich über den Begriff des Wortes „rein“ klar zu werden.

Als rein bezeichnet der Chemiker Stoffe und Verbindungen, welche frei sind von Beimischungen anderer Stoffe oder Verbindungen. Frei sein von jeder unangehörigen Beimischung bedeutet aber nicht allein im Laboratorium des Chemikers, sondern überall im geistigen und materiellen Leben des Menschen Reinheit. Wir sprechen daher mit vollem Rechte von einer reinen Lehre, einem reinen Kunstgenuß, reiner Freude usw. Im materiellen Leben ist für den Ausdruck Reinheit der, einen ästhetischen Beifang involvierende, Ausdruck Sauberkeit vielfach gebräuchlich. Man darf nicht vergessen, daß nichts in der Welt an sich unrein oder unsauber ist. Jedes Ding ist rein, sobald es sich nur ordnungsmäßig an dem ihm zukommenden Platze befindet; denn, abgesehen von dem banalen Beispiele der Butter oder des Fruchtsaftes auf der sauber gedeckten Tafel, deren Anblick uns appetitlich ist, solange sie sich an dem ihnen angewiesenen Platze in den für sie bestimmten Gefäßen befinden, die aber, sofern sie auf das weiße Tischtuch geraten, dasselbe unsauber machen, und

auf dem Kleide oder gar dem Briefpapier uns ganz widerlich erscheinen, ließen sich unzählige Beispiele dafür anführen, daß jedes Ding an seinem Platze nie den Eindruck des Unreinen hervorrufen kann. Selbst die widerlichste Fäulnis- oder Verwesungssubstanz hat ihren Platz in der uns umgebenden Natur. Ja, dasjenige, was uns veranlassen kann, uns für gewöhnlich davon mit Abscheu abzuwenden, kann auf dem Objektträger unter dem Mikroskope des Forschers, zur reinsten Quelle des Wissens werden.

Schon lange bevor die Bedeutung der Sauberkeit für die Gesundheit so allgemein bekannt war, wie heutzutage, bekleißigte sich der gesittete und wohlgezogene Mensch derselben aus rein ästhetischen Gründen, und zwar nicht allein im Bewußtsein seiner eigenen Würde, sondern auch aus Rücksicht auf seinen Nebenmenschen. Nicht mit Unrecht gilt die größere oder geringere Verbreitung sauberer Gewohnheiten als ein Maßstab der Kultur eines Volkes. In Schweden z. B. soll man durch Stubenfliegen weniger belästigt werden als bei uns, weil dort in allen Bevölkerungsschichten ein hoher Grad von Sauberkeit herrscht. Wo solches nicht der Fall ist, findet die Stubenfliege in den meisten Häusern reichliche Nahrung und dringt von dort in die relativ geringe Zahl sauberer Häuser ein. Dasselbe gilt natürlich auch von den übrigen tierischen Parasiten; sie vermindern sich proportional mit der Zunahme der Kultur. Sie können als Träger von Krankheitsstoffen eine verhängnisvolle Rolle im Leben des Menschen spielen und wahrscheinlich die verschiedensten Mikroben der Infektionskrankheiten von einem Menschen auf den anderen übertragen. Recht bekannt ist es heutzutage, in welcher Weise die zur Familie der Mücken, und zwar zu einer *Anopheles*-Gattung, gehörigen Mosquitos als Trägerinnen des Malaria-giftes dienen. Neuerdings hat Werßbizky in einer Petersburger Dissertation nachgewiesen, daß *cimex lectularius* und *pulex irritans*, diese in unsauberen Wohnungen so sehr verbreiteten Parasiten, die Mikroben der Pest beherbergen können, und daher sowohl durch ihren Biß, als auch durch ihre Exkremente diese Krankheit übertragen können.

Die Kultur entwickelt also im Menschen, *sit venia verbo*, Instinkte, deren Bedeutung für Erhaltung von Gesundheit und Leben uns die Hygiene lehrt; denn in den letzten Jahrzehnten sind außer den Fliegen, Mücken und anderen Insekten, welche wir mit dem bloßen Auge zu sehen im stande sind, eine große Menge dem unbewaffneten Auge unsichtbarer und nur unter dem Mikroskop wahrnehmbarer Lebewesen, Schimmel-, Sproß- und Spaltpilze, entdeckt worden, unter denen einige, bei Unsauberkeit besonders gut gedeihende, dem Menschen gefährlich werden können.

Mit der Erforschung aller dieser Dinge und dem Schutze gegen ihre schädlichen Wirkungen, hat es die Hygiene zu tun. Ein wesentliches Ziel hygieinischer Maßnahmen bildet daher die Sauberkeit der Luft, des Bodens, auf dem wir leben, des Wassers, der Nahrungsmittel, der Kleidung, der Wohnung, der Versammlungsräume, der Städte u.

Die Hygiene befaßt sich vor allem mit dem Nachweise der gesundheitschädlichen Beimischungen zu diesen Lebenserfordernissen und mit der Belehrung über die zweckmäßigste Beseitigung derselben. Der ununterbrochene Nivellierungsprozeß auf der Erdoberfläche bringt es mit sich, daß Erdboden, Luft und Wasser solchergestalt in inniger Wechselbeziehung zueinander stehen, daß jederzeit in jedem derselben auch Teilchen von dem anderen vorhanden sind. Je feiner die Teilchen sind, um so weniger leicht sondern sie sich wieder ab. Die Allgemeinheit der Verbreitung des Erdstaubes in der Luft ist so groß, daß z. B. in Portugal und Nordwestafrika nicht selten ein Staubregen fällt, der Reste von Algen und Infusorien enthält, die teils lebend, teils fossil nur in den Steppen von Süd-Amerika gefunden werden. Bei spektralanalytischen Untersuchungen hat man die Beobachtung gemacht, daß es fast unmöglich ist, eine ganz von Natron freie Luft vor sich zu haben; dieses Natron stammt aus dem reichen Gehalte des Meeres an Salz (Chlornatrium). Die reinste Luft auf den höchsten Berggipfeln enthält, aus feinsten Partikelchen bestehenden, Staub. Das klarste Quellwasser, das schönste Brunnenwasser verdanken ihren Wohlgeschmack und ihre Brauchbarkeit als

Trinkwasser den anorganischen Stoffen und Gasen, welche sie beim Durchlaufen ihres mehr oder weniger weiten Weges durch die Erdschichten, aus letzteren ausgelaugt und gelöst in sich aufgenommen haben. Die porösen Teile der obersten Erdschichte enthalten stets Luft und Wasser aus ihrer näheren oder ferneren Umgebung.

Alle diese Beimischungen stellen Verunreinigungen in chemischem Sinne dar; allein vom Standpunkte des Hygienikers können sie nicht als solche betrachtet werden, da unser Lebensprozeß, der sich am Boden des uns umgebenden Luftmeeres abspielt, gerade den in der erwähnten Art verunreinigten Lebenssubstraten angepaßt ist. Chemisch reines Wasser eignet sich z. B. zum Getränke viel weniger, als chemisch unreines, in hygienischem Sinne aber reines Quell- und Brunnenwasser. Es sind andere Beimischungen, welche die hygienische Verunreinigung bedingen.

Von der Dichtigkeit der Bevölkerung auf einer gegebenen Flächeneinheit der Erdoberfläche hängt die Menge der Abfallprodukte des menschlichen und tierischen Lebens ab, welche sich der Erdoberfläche, dem Wasser und der Luft beimischen können, d. h. der mögliche Grad der Verunreinigung dieser Lebenssubstrate, denn im hygienischen Sinne haben gerade diese organischen Beimischungen als gesundheitschädliche Verunreinigungen zu gelten, indem sie entweder direkt giftig sind, oder aber indem sie die unumgänglichsten Lebenssubstrate zu mehr oder minder guten Nährböden für gewisse, als Krankheitserzeuger mit Recht so gefürchtete, Arten von Schimmel-, Sproß- und Spaltpilzen machen. Erst durch die organischen Beimischungen wird der Luftstaub befähigt, lebensfähige Bakterienkeime zu verschleppen. Nur in einem mit organischer Substanz stark verunreinigten Wasser finden Cholera- und Typhusbazillen die Bedingungen zu massenhafter Vermehrung. Auch der Erdboden bietet nur dann die Gelegenheit zur Entwicklung dieser kleinen aber zahlreichen Feinde unserer Gesundheit und unseres Lebens, wenn er feucht, warm und mit organischer Substanz verunreinigt ist.

Drei mächtige Bundesgenossen für ihre Bestrebungen findet

die Hygiene in der Natur: die atmosphärischen Niederschläge (Regen, Schnee und Tau), sodann das Sonnenlicht, und zwar nicht nur das direkte Sonnenlicht, sondern auch das diffuse Tageslicht, und endlich die Vegetation. Regen, Schnee und Tau schlagen den Luftstaub nieder und reinigen so die Luft. Direktes Sonnenlicht vermag binnen kurzer Zeit selbst sehr widerstandsfähige Keime von Spaltpilzen, welche bekanntlich lebensfähiger sind als die Spaltpilze selbst, zu töten. Tuberkelbazillen werden z. B. durch direktes Sonnenlicht in wenigen Minuten bis einigen Stunden getötet; diffuses Tageslicht erreicht denselben Zweck in 5—7 Tagen. Die allerwiderstandsfähigsten Bakterienkeime, die Milzbrandsporen, sterben nach zweistündiger Besonnung ab. Die Pflanzen verzehren die organischen Verunreinigungen des Bodens zur Erhaltung des eigenen Lebens.

Unter Vernachlässigung der hygieinischen Regeln bei der Anlage der Städte und dem Bau der Häuser, sowie bei mangelnder hygieinischer Fürsorge in den Städten werden unsere Wohnhäuser und die dazu gehörigen Höfe nur zu leicht zu Stätten der Verunreinigung von Luft, Boden und Wasser. Unsere städtischen Wohnungen sind unter solchen Verhältnissen wahre Staubfänger. Der aus Sand, Gesteinsplitterchen, Kohlenpartikeln, Haarpartikeln, Woll- und Baumwollfasern, und den verschiedensten organischen Unratteilchen bestehende Staub dringt teils in mehr oder minder reichlicher Menge von der Straße ein, teils entwickelt er sich in den Wohnräumen selbst durch Abnutzung der Kleider, der Betten und infolge der verschiedensten Berrichtungen. Die verlangsamte Bewegung und stellenweise vollkommene Stagnation der Luft in den Wohnräumen begünstigt das Niedersetzen zunächst der gröberen, dann auch der feineren Teilchen und das Ablagern großer Staubmengen namentlich an denjenigen Stellen, welche nicht täglich und nicht gründlich genug gesäubert werden. Ganz besonders gefährlich wird dieser Staub, wenn er, etwa mit eingetrocknetem Auswurf oder dergl. vermischt, in dunkelen Winkeln, unbeeinflusst durch Sonnen- und Tageslicht, lagert, erst recht aber, wenn solche Winkel nicht ganz trocken sind. An jedem einzelnen Staubpartikeln können unter

solchen Umständen eine Menge von Krankheitskeimen haften, welche beim Aufwirbeln des Staubes direkt eingeatmet, oder aber auf Speisen und Getränke übertragen werden können, in denen sie einen nur zu günstigen Nährboden zu ungeheurer Vermehrung finden. Der Genuß solcher Speisen oder Getränke wird dann trotz aller Schutzmaßregeln unseres Organismus mit großer Wahrscheinlichkeit zur Erkrankung führen. Wie groß die Anzahl der lebensfähigen Keime von Spalt- und Schimmelpilzen ist, welche an den Staubpartikeln unserer Zimmerluft haften, davon kann man sich, abgesehen von genaueren Untersuchungsmethoden, sehr leicht überzeugen, indem man ein reines steriles Glaschälchen von nur 9 cm Durchmesser, auf dessen Boden eine Schicht Nährgelatine oder Agar ausgebreitet ist, nur ganz kurze Zeit im Zimmer offen stehen läßt und sie dann wieder bedeckt. Bringt man ein solches Schälchen in einen Brutschrank bei einer Erwärmung von etwa Körpertemperatur, so findet man schon am zweiten Tage mehr oder weniger zahlreiche, mit bloßem Auge sichtbare Pilzkolonien.

Zum Glück gehören die Mehrzahl dieser Pilze nicht zu den Krankheitserregern. Allein unter Umständen können sehr wohl auch pathogene (d. h. Krankheit erzeugende) Pilze an den Staubpartikeln haften, namentlich dann, wenn einer oder der andere Bewohner des Raumes in demselben an einer Infektionskrankheit darnieder gelegen hat, oder aber, wenn Effekten von solchen Kranken sich im Raume befinden oder befunden haben. Der Unterleibstypheus gilt als eine Krankheit, bei welcher sich die Infektionsgefahr ziemlich leicht vermeiden läßt, und bei welchem die Infektion wohl am häufigsten durch infiziertes Trinkwasser zu stande kommen dürfte. Und doch hat Schreiber dieser Zeilen eine Hausepidemie beobachtet, bei welcher mit größter Wahrscheinlichkeit der Stubenstaub als Vermittler der Infektion angesehen werden muß. Vor etwa 20 Jahren lebte er in einem Städtchen, in welchem seit Jahr und Tag kein Typhusfall vorgekommen war, unter solchen Verhältnissen, daß jeder Fall einer Infektionskrankheit zu seiner Kenntnis kommen mußte. Eines Tages wurde ihm aus einem etwa 40 Kilometer entfernten Orte

eine Leiche zur Sektion zugesandt, weil man den Verdacht hatte, daß der Tod infolge einer Mißhandlung eingetreten war. Bei der Sektion erwies es sich, daß nicht eine Mißhandlung, sondern eine Perforation des Darmes infolge von Typhusgeschwüren den Tod verursacht hatte. Der bei der Sektion beschäftigte Heilgehilfe erhielt die Weisung, mit dem Rocke, welchen er bei der Sektion trug, und dessen Ärmel trotz der darüber angelegten Schürze während der Sektion des Darmes beschmutzt worden war, hinfort nicht im Krankenhause zu erscheinen. Einige Wochen später erkrankten in der außerhalb des Krankenhauses und entfernt vom Sektionszimmer belegenen Wohnung des Heilgehilfen zunächst drei seiner Kinder, ferner seine Frau und endlich er selbst am Abdominaltyphus. In keinem anderen Hause des Städtchens gab es Typhuskranke. Es kamen auch späterhin in keinem anderen Hause Typhuserkrankungen vor. Das Trinkwasser, welches in seinem Hause gebraucht wurde, war tadellos. Es ergab sich nun, daß er jenen beschmutzten Rock, den er im Dienst nicht mehr tragen durfte, in einem dunklen Winkel des gemeinsamen Aufenthalts- und Speisezimmers der Familie an einen Nagel gehängt hatte. In diesem Zimmer standen auch Milch in Schalen und Kartoffelbrei, ein beliebtes, oft auch zum Frühstück und Abendessen kalt genossenes Gericht der Familie. Da eine Infektion durch das Trinkwasser hier ausgeschlossen war, so ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die am Rocke eingetrockneten infektiösen Partikelchen durch Vermittelung des Stubenstaubes auf die Nahrungsmittel geraten waren, dort zu starker Vermehrung der Typhusbazillen geführt, und die Infektion der Familie veranlaßt hatten.

Wenn man auch annehmen muß, daß Scharlach, Masern, Diphtheritis, Tuberkulose oft genug durch Vermittelung des Stubenstaubes sich verbreiten, so ist ein derartiges Vorkommnis beim Unterleibstyphus sicherlich ein viel selteneres, als die Verbreitung durch das Trinkwasser. A priori wird man sich vielleicht sagen, daß die Verunreinigung des Trinkwassers mit Keimen, welche nur mit Teilchen der Auswurfstoffe des Menschen dahin gelangen können, einen höheren Grad von Unsauberkeit voraussetzen läßt,

als die Ansammlung von Staub in den Wohnräumen. Unter Umständen kann diese Vermutung zutreffend sein. Es mag ja wohl oft genug bei ungenügender Gewöhnung an Sauberkeit vorkommen, daß die zum Aufbewahren des Trinkwassers bestimmten Gefäße nicht täglich gereinigt werden, mit schmutzigen Händen bedient werden und dem Zutritt von Staub und anderen Verunreinigungen ausgesetzt sind. Jedoch viel häufiger kommt die Infektion des Trinkwassers in anderer Weise zu stande. Durch ungenügende Isolierung der für die Aufnahme von Abfallstoffen bestimmten Gruben, Sielen, Kanäle, Ställe und dergl. gelangt der Inhalt derselben zunächst ins umgebende Erdreich, das trotz seiner bedeutenden Filtrierfähigkeit nach längerer oder kürzerer Zeit mit organischen Zersetzungsprodukten übersättigt wird, und trotz der sauber erscheinenden Oberfläche nunmehr die ärgsten Feinde der, auf solchem infizierten Boden lebenden, Menschen beherbergen kann. Die in das Erdreich versickernden Flüssigkeiten bahnen sich in demselben unterirdische Kanälchen. Gelangen diese nun in Verbindung mit einer Wasserader, welche den Brunnen speist, oder aber direkt bis an die Wand des Brunnen schachtes, so ist der Weg geschaffen, auf welchem organische Nährsubstanz für die Mikroben und diese selbst in das Trinkwasser gelangen können. Solches ist natürlich um so eher möglich, je näher zum Brunnen jene unsauberen unterirdischen Sammelstätten belegen sind, und je flacher die Brunnen sind. Erfreuen wir uns an dem freundlichen Anblick des Gärtchens bei unserer Stadtwohnung und der sauberen Oberfläche unseres Hofes, so dürfen wir nicht vergessen, daß es darunter auch fürchterlich sein kann. Im Gegensatz zu dem:

„Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.“

haben wir unseren Blick in die dunkelen und oft unsauberen tieferen Schichten unseres bewohnten Erdbodens zu lenken.

Über die Beschaffenheit des Dorpater Bodens sind uns von Vertretern der verschiedensten Wissensgebiete, den Professoren Grewingf, Karl Schmidt, Körber und dem Architekten Gulecke

die Augen geöffnet worden. Die überwiegende Menge der Dorpater Brunnen enthält, dank der eigentümlichen Beschaffenheit der sie speisenden Wasseradern, sehr viel Salpeter und Chlorverbindungen, die Endprodukte der Zersetzung organischer Verbindungen, und eine Menge von Mikrobenkeimen. Kurz, das in ihnen enthaltene Wasser ist stark mit organischer Substanz oder deren Zersetzungsprodukten verunreinigt und daher zum Trinken ungeeignet. In den Niederungen der Stadt gleicht der Inhalt einer großen Anzahl von sehr flachen Brunnen mehr dem Inhalte eines Teiches oder Tümpels, als kühlem klarem Trinkwasser. Während tiefe Brunnen trotz ihres salpeterhaltigen Wassers nicht sehr gefährlich erscheinen, da Typhus- und Cholera-bazillen in dem kalten Wasser derselben sehr bald ihre Lebensfähigkeit verlieren, können die flachen Brunnen, welche sich im sommerlich durchwärmten Erdreich befinden, und in welche mit jedem Regengusse wenig zersetzte organische Substanz hineingerät, sehr gefährlich werden.

Es ist kaum anzunehmen, daß es in vielen anderen alten Städten, welche nicht das Glück haben, die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gelenkt zu haben, mit den Brunnen anders bestellt sein sollte.

So lange keine epidemische Krankheit auftritt, besteht die Unannehmlichkeit eines solchen schlechten Trinkwassers nur in einem geringen übeln Beigeschmack, an welchen sich die Bevölkerung nur zu bald gewöhnt. Ist aber einmal eine Epidemie, wie Abdominaltyphus oder Cholera, eingeschleppt worden, so tragen die tümpelartigen Brunnen sehr viel zur Verbreitung dieser Krankheiten bei; es ist daher nur zu erklärlich, daß der Volksmund schon lange die Verbreitung der Cholera einer Brunnenvergiftung zuschreibt. Die hauptsächlichste Stätte der Vermehrung der Krankheitserreger während einer Epidemie scheinen die feuchten Ansammlungen wenig zersetzter organischer Substanz auf nicht besonnten Partien der Oberfläche des Bodens zu sein. Von hier gelangen organische Substanz und Krankheitserreger durch verschiedene Rinnale wohl meistens erst in das Wasser schlecht konstruierter Brunnen.

Aus dem vorhergehenden ist ersichtlich, daß die Krankheits-
erreger gewöhnlich mit der Atmungsluft und der Nahrung in
den menschlichen Körper gelangen. Bei einer Umschau im Wohn-
hause und dessen Umgebung muß ein Blick daher auch in die
Küche fallen. Abgesehen von dem Geschirr für das Trinkwasser
ist da eine ganze Menge von Kleinigkeiten beachtenswert.

Da die Hitze sicherer als irgend etwas anderes alle Krankheits-
keime tötet, so wird alles Gefochte, Gebratene und Gebackene, falls
nur das Eßgeschirr und das Service rein sind, in hygienischer
Beziehung verhältnismäßig unverfänglich erscheinen. Ganz anders
aber steht es mit aller Nahrung, welche genossen wird, ohne vor-
her der Hitzewirkung unterworfen zu werden. Salat, Radieschen,
Beeren, Früchte usw. Alle diese Dinge können mit Erdpartikelchen
und Staub verunreinigt sein. Welche Gefahren solche Ver-
unreinigungen unter Umständen involvieren können, ist nach den
bisher gemachten Andeutungen leicht begreiflich. Eine ganz be-
sondere Aufmerksamkeit verdient aber die Milch, welche bekanntlich
vielen in ungekochtem Zustande schmachthafter erscheint als in ge-
kochtem; denn sie bildet einen vorzüglichen Nährboden für die
Entwicklung von Spaltpilzkeimen. Einige wenige beim Melken
hineingeratene Keime, z. B. Typhus- oder Cholerabazillen, müssen
sich in der kuhwarmen Milch schnell und ungeheuer vermehren.
Eine einzige, beim Melken einer Herde beschäftigte unsaubere
Frau, welche das Unglück hat, zugleich ihr krankes Kind pflegen
zu müssen, kann die Veranlassung zu Massenerkrankungen werden.
Diese Gefahr wird um so größer sein, je unkultivierter und je
unsauberer die Bevölkerung ist.

Bei sehr unsauberen Gewohnheiten ist die Gefahr recht groß,
aber auch selbst bei durchschnittlichem Sauberkeitsgrade keineswegs
ganz ausgeschlossen; denn die durchschnittlich übliche Säuberung
der Hände genügt keineswegs zur Vermeidung der Übertragung
der Infektion in dem angeführten Beispiele; der Raum unter den
Fingernägeln und die kleinen Fältchen der Haut werden dadurch
nicht keimfrei. Solches wäre erst durch eine gründliche Desinfektion
der Hände erreichbar, d. h. durch die Art der Säuberung der
Hände, welche heutzutage beim Chirurgen pflichtgemäß und üblich ist.

Sehr beachtenswert sind die neuerdings bei Gelegenheit einer durch die Kölnische Stadtverwaltung veranlaßten Prüfung einer amerikanischen Maschine zur Reinigung von Eßgeschirren „Kolumbus“ bekannt gewordenen Untersuchungen von Esmarch. Er fand, daß die Maschine vollkommen ihren Zweck der sicheren Reinigung der Gefäße erreicht. Andererseits hat er aber durch direkte Experimente nachgewiesen, daß an ungenügend gereinigten Geschirren angetrocknete Keime von Krankheitserregern lange Zeit hindurch lebensfähig bleiben und gelegentlich zu Infektionen Veranlassung geben können. Eine gute Köchin oder ein guter Koch mit einem reichhaltigen Küchen- und Speisezettel sind ohne Zweifel eine große Annehmlichkeit für den Hausstand. Wichtiger aber für die Gesundheit und das Wohlergehen sind eine saubere Küche und vor allen Dingen tadellos saubere Hände sämtlicher Personen, welche mit den Nahrungsmitteln in Berührung kommen. Vergegenwärtigt man sich alle die Dinge, mit welchen die Hände, diese hauptsächlichsten Werkzeuge der Arbeit und des Verkehrs mit der Umgebung im Laufe des Tages in Berührung kommen: Türklinken, welche von unzähligen anderen berührt wurden, Droschken, Tramway, Eisenbahnwagen, Restaurantmöbel usw., so darf das Waschen der Hände, bevor man sich zur Tafel setzt, nicht allein als eine schickliche Gewohnheit, sondern auch als eine zweckmäßige hygieinische Maßregel betrachtet werden.

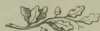
Mit all den erwähnten Dingen und noch vielen anderen kommt auch beständig die Kleidung in Berührung. Was aber alles an den Sohlen der Fußbekleidung und am Saume der Frauenkleider haften bleibt und in die Wohnräume und namentlich auf die Teppiche der Wohnräume verschleppt werden kann, läßt sich kaum aufzählen. Es sei nur kurz an den Straßenstaub und die Partikelfchen der Erdoberfläche erinnert, deren Qualität in dieser Plauderei bereits gestreift wurde. Daran hat man aber vor allen Dingen dann zu denken, wenn man Räume betreten hat, in denen sich infektiöse Kranke befinden, und zwar weniger um seiner selbst willen, als wegen anderer, die man durch die Übertragung von Krankheitskeimen schädigen könnte. Leider kann man noch zu oft Zeuge dessen sein, daß einerseits Erkrankte, ihre

Umgebung und die Häuser derselben aufs ängstlichste gemieden werden, und daß andererseits die Erkrankten dagegen mit Empfindlichkeit reagieren und die ihnen gegen die Verbreitung der Krankheit anempfohlenen Maßnahmen vernachlässigen. Die Nächstenliebe und Kultur verlangen aber im Gegenteil, daß man es durch Gewöhnung an Sauberkeit dazu bringe, furchtlos den Kranken aufzusuchen, sobald er Trost verlangt, und sobald man denselben gewähren kann, indem man dabei alles beachtet, was gegen die Verschleppung der Krankheit zu geschehen hat, und daß, falls man selbst infektiös erkrankt ist, man nichts unterläßt, was zum Schutze anderer erforderlich ist. In denselben Kleidern, in welchen man einen infektiösen Kranken pflegt, in eine Versammlung zu gehen, sei es nun in die Kirche, oder in die Schule, oder in eine andere Versammlungsstätte, dürfte heutzutage in einem Kulturvolke nicht mehr vorkommen; denn ein solches Verfahren bedeutet nichts anderes, als mit seinen Kleidern möglicherweise einen Ansteckungsstoff verbreiten. Diejenigen aber, deren Aufsicht Versammlungsstätten unterliegen, wie Kirchen, Schulen, Gerichtsbehörden usw., oder aber die modernen Beförderungsmittel, wie Eisenbahnen, Schiffe, Tramway, haben nicht allein aus ästhetischen Rücksichten, sondern vor allem im Hinblick auf die Volksgesundheit für eine genügende Sauberkeit Sorge zu tragen. In Newyork wird das Speien auf die Diele an solchen Orten mit einer Geldstrafe von 500 Dollars, oder einer Gefängnishaft bis zu einem Jahre, in Rom mit 51 bis 500 Lire bestraft.

Da der Möglichkeit der Übertragung von Ansteckungsstoffen durch die Kleider Erwähnung geschehen ist, so erscheinen noch einige Worte über dieselben am Platze, um einer etwa übertriebenen Ängstlichkeit vorzubeugen. Es wäre ja gewiß sehr schön, falls nur waschbare Kleiderstoffe Mode wären. Da das nun aber nicht der Fall ist, so sind die Maßnahmen sehr zu beherzigen, die trotzdem unsere gegenwärtig üblichen Kleider relativ rein und vor allen Dingen in gesundheitlicher Beziehung ungefährlich zu erhalten vermögen, namentlich in Rücksicht auf die Mitmenschen. Dazu gibt es nun, abgesehen von der üblichen

Schonung derselben vor Verunreinigung und der sorgfältigen Entfernung des Staubes durch Abbürsten, zwei Vorsichtsmaßregeln. Das Abbürsten soll tunlichst im Freien stattfinden, wozu bei schlechtem Wetter eine Überdachung erforderlich ist, und zweitens sollen die Kleider einer möglichst häufigen Besonnung und Lüftung ausgesetzt werden, namentlich aber bevor sie in den dunklen Kleiderschrank gehängt werden und nachdem sie demselben, nach längerem Verweilen daselbst, entnommen worden sind. Sie können trotz der letzten Vorsichtsmaßregeln nur dann zu Trägern von Ansteckungsstoffen werden, wenn sie stark mit organischer Substanz besetzt sind.

Daß solche Flecken auf den Kleidern den meisten Kulturmenschen im höchsten Grade widerlich erscheinen, darf wohl als Beweis für die Richtigkeit der einleitenden Worte dieser Plauderei gelten, daß ästhetisches Gefühl und Hygiene viele Berührungspunkte haben und daß die Hygiene auch die heikelsten Gegenstände ohne Verletzung der Ästhetik behandeln kann.



Im Dom zu Köln.



Eindrücke eines baltischen Protestanten.

Aus dem Jahre 1886.

Von

Carl Hunnius.

„Coge intrare“.

Augustin.

I.

Es sind eigene Gefühle, die einen evangelischen Balten ergreifen, dessen Lebensführungen ihm erst im 30. Lebensjahre es gestatteten, jenes Land aus eigener Anschauung kennen zu lernen, welches die geistige Heimat seines bisherigen Berufs- und Interessenlebens gewesen ist, — Deutschland, das Sehnsuchtsziel eines jeden gebildeten Deutschen, unter welchem Szepter er auch lebte, das Land der Reformation und der Kulturheroen deutscher Wissenschaft und Kunst, die Wiege der großen Männer, deren Kriegstaten vor drei Jahrzehnten durch Gottes Gnade das größte Ereignis der neuesten Geschichte vollenden halfen. In unserer Zeit, wo in Folge der entwickelten Verkehrsmittel so viel gereist wird, dürfte es eher zu den Seltenheiten gehören, wenn es erst dem Dreißigjährigen vergönnt wird, die Grenzen seines engeren Heimatlandes zum ersten Male zu überschreiten, um jene Welt kennen zu lernen, die ihm bisher nur aus Büchern bekannt war. Um so stärker und nachhaltiger in ihrer innerlich bereichernden und vertiefenden Wirkung müssen jene Eindrücke aufgenommen werden, welche ein nicht mehr jugendliches Auge

in dieser neuen Welt schaut, das aber in der kulturärmeren, ostsee-provinziellen Heimat bisher vor der Gefahr, übersättigt zu werden, bewahrt wurde und sich darum die Lust und Schärfe liebevollster, zum Idealisieren neigender Beobachtung und jene jungfräuliche Empfänglichkeit erhalten hat, die bei längerem Aufenthalte in den reicheren und bewegteren Kulturverhältnissen, wo ein Eindruck so rasch den andern ablöst, an jener naiven Frische verlieren muß, die nun einmal das Neue und völlig Unbekannte auf unser Herz auszuüben pflegt. Blickt doch dieses noch in späteren Jahren mit Wärme und Rührung auf erste Eindrücke zurück, die in ihrer — ich möchte sagen — berausenden Unmittelbarkeit so schön nie wiederkehren! Nur einem deutschen Balten, der bei aller Liebe für sein großes russisches Reich, dessen Untertan er ist, doch auch Beziehungen des Herzens und Kopfes zu seiner geistigen Heimat von dem Augenblick an besitzt, wo Schillers Balladen mit ihrem volltönenden Rhythmus auf der Schulbank sein Ohr für die Klangschönheit seiner Muttersprache weckten und die fernige und zugleich so herzlich-traute „Vatersprache“ der deutschen Bibel und des lutherischen Katechismus sich Heimatrechte in seinem Denken und Fühlen erwarben, — vielleicht nur einem baltischen Deutschen kann das Gefühl verständlich sein, welches den Schreiber der folgenden Blätter erfüllte, als er seinen Fuß in Lübeck zum ersten Male auf deutschen Boden setzte und ihm aus den Gassen der alten Hansestadt mit ihren ragenden Kirchen und traulichen, hochgegiebelten Häusern derselbe Geist entgegenwehte, der um die Türme Revals und Rigas seit sieben Jahrhunderten seine friedevollen und segensreichen Schwingen regt.

Das Bewußtsein, eine Heimat verlassen und eine zweite betreten zu haben, die auf Schritt und Tritt in den Zeugen ihrer historischen Erinnerungen, im Baustil ihrer Gebäude und im lutherischen Kultus ihrer erhabenen Gotteshäuser, im Gewühl ihrer Häfen und mit den Reizen ihrer landschaftlichen Umgebungen den Wanderer daran erinnert, daß hier die Wiege des geistigen Lebens stand, das im 12. und 13. Jahrhundert am finnischen und rigaischen Meerbusen durch die Christianisatoren Norddeut-

lands Wurzel schlug, — jene Erfahrung des Besitzes, wenn ich so sagen darf, einer Doppelheimat hat der Balte vor jedem anderen Deutschen voraus. In sein Herz teilt sich das heilige Rußland und das glorreiche Deutschland. Er steht, wenn er nicht ein bloß äußerliches Glied des großen, aus einer Unzahl von Nationalitäten zusammengewürfelten Zarenreichs ist, sondern auch innerlich durch Liebe zum russischen Volk und seiner Literatur und Sprache mit Banden des Herzens sich hingezogen fühlt, als der echte Vermittler zwischen zwei Bildungswelten da, der orientalischen und occidentalen. Er muß ein weites Herz haben und ein enges Gewissen, um diese scheinbar sich ausschließenden Gegensätze in sich vereinigen zu können. Nur die Weitherzigkeit der wahren Liebe, welche aus dem Evangelium stammt, ist die Brücke, welche ihn diesen Dualismus wirklich überwinden läßt, daß er trotz der Schranke der Konfession, Nationalität und Sprache sich innerlich wirklich verbunden fühlt mit seinem russischen Reichsgenossen und christlichen Mitpilger zu dem einen Ziele, welches der Verfasser des Galaterbriefes in jenem schönen Worte schildert, aus dem uns der Heimwehlaut seines himmlischen Idealismus entgegenklingt: „Das Jerusalem, das droben ist, das ist die Freie, die ist unser aller Mutter.“ (Gal. 4, 26.)

Aber nicht nur dem deutschen, sondern auch dem evangelischen Christen aus dem baltischen Grenzländchen und zumal dem lutherischen Theologen muß Deutschland als das Land der großen religionsgeschichtlichen Kämpfe zwischen Rom und Wittenberg zu einer wahren Hochschule der Erfahrung auf religiösem Gebiete und des konfessionellen Studiums werden. Hier sind die Gegensätze in einem ganz anderen Sinne, als sie es in Rußland je gewesen, geschichtlich gewordene. Von einem Geisterkampfe, wie er hier seit den Tagen der Reformation geführt wurde, kann ja in den Ostseeprovinzen nicht recht die Rede sein. Ein in Dorpat gebildeter und bisher ausschließlich in den Ostseeprovinzen lebender Theologe kennt begreiflicher Weise Rom nur von Hörensagen und aus der Kirchengeschichte. Die kleinen, meist aus Nichtdeutschen sich zusammensetzenden katholischen Diasporagemeinden

in den baltischen Hauptstädten bieten in ihrem Kultus zu wenig charakteristische Symptome, um sich einigermaßen über die Kirche zu orientieren, welche einst fast ausschließlich den Erdkreis beherrschte. Aus dem griechisch-katholischen Gottesdienst, der auch schon seiner fremden liturgischen und Predigtsprache wegen — altslavonisch — nicht jedem Balten verständlich ist, läßt sich für richtige Beurteilung des spezifisch römischen Geistes wenig lernen, da trotz aller äußerlichen Ähnlichkeit des Ceremonienprunkes in beiden der religiöse Geist, der in der russischen Kirche zum Ausdruck kommt, doch in manchen wesentlichen Punkten sich vom römischen Katholizismus unterscheidet, wie er im nachtridentinischen Deutschland sich zeigt. Es war mir immer, wenn ich Zuhörer in katholischen Kirchen Deutschlands war, als vollziehe sich im Katholizismus, welcher die deutsche Reformation in seiner Mitte erlebt und ihre Segnungen doch von sich gestoßen, langsam aber sicher ein Verstockungsprozeß fataler Art, der ihn auf Kosten der letzten Wahrheitselemente, die er sich aus der apostolischen Urzeit herübergerettet, immer hoffnungsloser allen Konsequenzen seines falschen hierarchischen Prinzips ausliefert und von dem Felsen entfernt, auf dem allein die wahre Kirche ruhen soll — Christus.

Es sind im folgenden Erinnerungen aus dem Jahre 1886, die dem Leser absichtlich unter den Farben vorgeführt werden, wie sie vor Jahren das Auge aufnahm, welches eben aus dem kunstarmen Norden kommend, zum ersten Male gleich das Meisterwerk der christlich-germanischen Baukunst schauen durfte, welches damals begreiflicher Weise einen einzigartigen Eindruck hervorrufen mußte. Der Sprache aus jenen Tagen eignet darum noch jene jugendliche mehr zur Bewunderung als zur Kritik neigende Begeisterung, welche später, nachdem das Urteil durch weiteres Schauen und Erleben gereifter wurde, der nüchternen, mehr verständigen Erwägung und Beurteilung zu weichen begann.

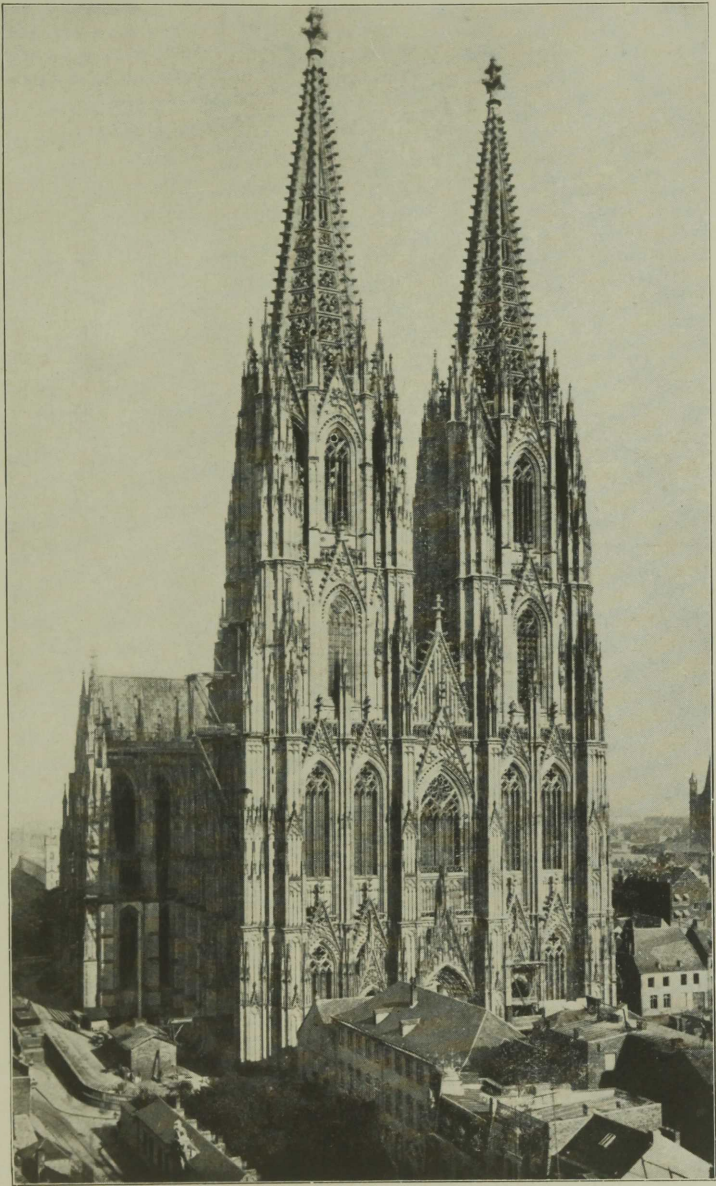
II.

Wer den Katholizismus in Deutschland kennen lernen möchte, wird jedenfalls am „deutschen Rom“, dem „großen, heiligen

Röln“, nicht vorübergehen dürfen. Freilich — und auch diese Erfahrung drängte sich mir später häufig auf — der Katholizismus im Lande der Reformation ist denn doch in vieler Beziehung idealerer Natur als derjenige Italiens, von dem man oft nicht gerade Anziehendes zu lesen bekommt.

Es ist ein schöner Julimorgen, der über der rheinischen Metropole aufgegangen ist, in welche uns eben das Dampfroß getragen hat. Ein Sonntagsmorgen mit den Reizen seiner feierlichen Weihestimmung über Straßen und Plätze und dem Summen seiner erwachenden Glocken in den Lüften — wer kennt nicht die Stimmung des Schumannschen Liedes „Sonntags am Rhein!“ — Es ist klassischer Geschichtsboden, auf dem wir stehen, und erhöht wird der Festcharakter des blauen Sommertags, da unser suchender Blick das Ziel unserer Wanderung schon aus der Ferne grüßen sieht, und wir nach einem kurzen Gange das Pflaster des Domplatzes betreten und der lustige Wald von Steinblüten nun unmittelbar vor uns in die Höhe strebt. Man kann sich an diesen anmutigen Riesen, den lebenswürdigen Kolossen der Doppeltürme nicht satt sehen! Wie ist hier Majestät und Anmut so großartig miteinander vereint. Der schwere, plumpe Stein wird zum reizenden Spitzengewebe, das massive Kreuz zur Blume — die starren Formen der Architektur nehmen die lieblichsten Gestalten an — Shelleys Worte aus der „Ode an die Nacht“ fallen mir ein: „furchtbar und hold“ zugleich. Die ragende Höhe dieser Türme, aus unmittelbarer Nähe gesehen, hat etwas wie Furcht Einflößendes in ihrer erdrückenden Größe. Und doch verdrängt der Knospenwald der gotischen Türmchen und Zierraten, welche dem Ganzen etwas so sehr Liebliches geben, in mildernder Weise den Eindruck des Kolossalen.

Der Platz vor dem Dome füllt sich immer mehr mit Kirchgängern, laute Stimmen der Bewunderung werden neben mir laut, man eilt zum Gottesdienste — alles ist so feierlich bewegt und in der rechten Sonntagstimmung, welche durch den tiefen Ton der großen, dröhnenden Glocke des Doms, die zum Hochamt ladet, noch erhöht wird. Ich stehe vor dem Westportal, der Hauptfassade der Türme und vor mir öffnen sich „die herr-



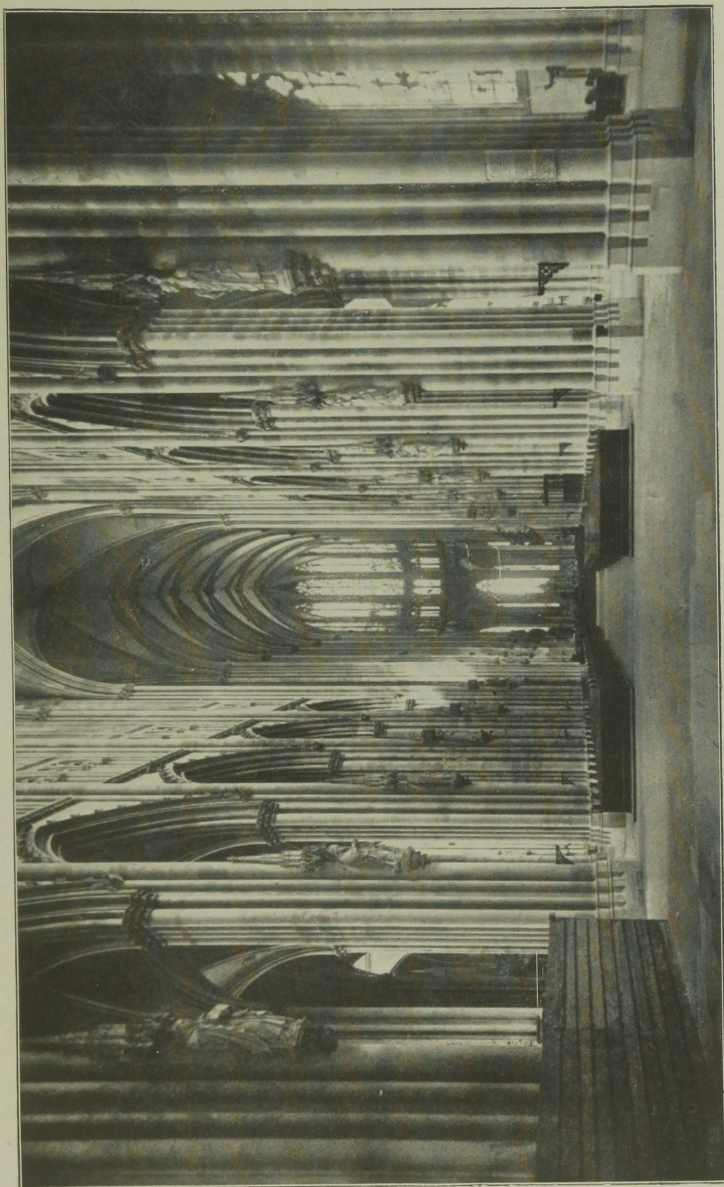
Der Dom zu Köln.

lichsten Tore der Welt“. Die ganze heilige Geschichte begrüßt uns mit unendlichem Figurenreichtum in den gotischen Bogen dieser gewaltigen Tore. Es ist als schütte die zweitausendjährige Geschichte des Christentums die Wolke ihrer Märtyrer und Zeugen über unser bestürztes Haupt, und als rufe der Geist Gottes dem Eintretenden entgegen: „Ziehe deine Schuhe aus, denn das Land ist heilig, worauf du stehest!“ Heilig und geheiligt von der Geschichte der sieben Jahrhunderte, die hier gebaut und gemeißelt die Sprache der Sehnsucht in den Stein, die Sprache des Verlangens nach der Umfassung des Übersinnlichen, welche so alt ist als die Menschheit liebt und leidet. Wenn sich das ernste Wort von den „schweigenden“ Menschen und den „redenden“ Steinen je bewährt, so ist es hier. Der Mensch wird still, wo der Stein so gewaltig zeugt von den Taten dessen, der uns berufen hat aus unserer Finsternis zu seinem wunderbaren Licht. Wir ahnen in diesem Bauwerk die ideale Gewalt jener Zeiten, welche dem ringenden Offenbarungsbedürfnis der Menschenseele, die nach Tertullians seelenvollem Worte „von Natur eine Christin“ ist, einen so prägnanten und monumentalen Ausdruck verliehen. Wie wundersam wird hier der sprödeste Stoff vergeistigt und der tote Stein gezwungen, die intime Sprache des christlichen Herzens zu reden. Wenn nicht hier die Architektur so vollendet bei aller epischen Breite und Höhe doch auch den Ton der Lyrik getroffen hätte, wir müßten glauben, dieses Gebiet wäre ihr versagt, da es seiner Natur nach so spiritualistisch ist und dem Wesen der Architektur widerspricht, die nicht so sehr intensiv als vielmehr extensiv schafft. Der Kölner Dom hat dieses Problem gelöst und Gegensätze der Empfindung, wie sie zum Beispiel die Lyrik nicht auf einmal auszudrücken vermag, in einer künstlerischen Tat vereinigt. Er ist einfach und innig wie ein Lied von Goethe oder Uhland in seiner harmonischen Schlichtheit und Volkstümllichkeit — und redet doch zugleich die kraftvolle, eherne Sprache einer Klopstock'schen Ode. Hier wurde mir auch klar, wie alles Größte etwas Kongeniales habe. Man hat von Seb. Bachs Art zu empfinden geredet, sie eine „zeitlose“ genannt und sie in dieser ihrer Inkommensurabilität auf dieselbe Stufe gestellt,

auf welcher Homer steht. Bach und Homer führen in ihren Passionsmusiken und Heldenepen ein ewiges Leben auf der ätherklaren Höhe jener — ich möchte sagen — internationalen und interkonfessionellen Empfindung, die zu allen Zeiten alle für das Größte Empfänglichen erfassen wird mit der Unmittelbarkeit einer göttlichen Offenbarung. Wohl schreitet die Zeit überall fort, und gibt es was, woran sich nicht ihr Rost setzt und was unter ihrem zersetzenden Einflusse nicht zerbröckelt?! Wie vieles veraltet und wird unverständlich in seiner Art zu fühlen, wenn ein anderes Geschlecht mit anderen Gedanken und Idealen kalt an dem vorüberschreitet, was unseren Vorfahren das Blut in Wallung brachte und ihre Träume erfüllte. Die Ebengenannten sind diesem Tribute an die Vergänglichkeit scheinbar entnommen und — fügen wir hinzu — vielleicht auch der Kölner Dom. So lange wenigstens das Christentum auf der Erde existiert — und es wird nie verschwinden können! — wird dieses erhabene Bauwerk, als die in dieser Richtung tiefste und vollendetste Offenbarung christlich-germanischer Baukunst das Staunen jedes noch christlich empfindenden Beschauers wachrufen, so oft er sich mit empfänglicher und für das Schöne überhaupt zugänglicher Seele diesem himmlischen Reichtum hingibt. Doch was ist das Äußere dieses Wunderwerkes gegen das Innere! Es ist wie Knospe und Blüte, wie Bild und Wirklichkeit, wie Weissagung und Erfüllung.

Das Äußere redet nicht nur im architektonisch-formellen Sinne die Sprache der Knospe, die nur erst vorbereitet, aber noch nicht in das erschlossene Geheimnis der Schönheit einführt, auch im geistig-ästhetischen Sinne stehen wir hier noch im Vorhof des Schauens, ehe uns die leuchtende und klingende Symphonie des Inneren aufgegangen ist.

Wir treten ein. Die geheimnisvollen Klänge der Vokalmesse eines der alten Italiener empfangen uns mit hehren Tönen. Der unendliche Raum, durchwogt von der Menge der Gläubigen, das brennende Farbenpiel der unzähligen Glasmalereien umblüht in allen Lichtern des Regenbogens diese eminent anmutigen, himmelanstrebenden Säulen und Zialen, der dumpfe, brausende Ton der Orgel — alle Künste vereinigen sich zum berausenden



Das Hauptschiff des Kölner Doms.

Eindruck, das Herz fühlt sich zum Himmel erhoben auf den Schwingen heiliger Andacht, entkörperert, kommt die Seele sich für Augenblicke wie befreit vor von den Banden der Materie und der Geist wird ganz Schauen und Empfangen.

Alles in diesem großartigen Raum atmet die Harmonie himmlischer Erhabenheit, überirdischer Vollendung. Es ist, als sei die triumphierende Kirche herabgestiegen aus der reinen Höhe des ewigen Ideals und hätte vorübergehend Wohnung genommen in dieser Welt des Mißklanges und der Unvollkommenheiten. Die Geschichte einer zweitausendjährigen heiligen Vergangenheit grüßt uns mit dem befehlenden Lichte des beseelten Glases soviel wunderbarer ins Herz, als es jemals die tote Leinwand vermöchte. Wir lesen in den bunten Fenstern, welche die unbelebte starre Mauer vergeistigen, die Geschichte der Weissagung und Erfüllung, unserer Sünde und unserer Erlösung. Es ist die Geschichte eines Leidens ohne gleichen — und indem wir zwischen ihr einherwandeln, wird sie uns zum Gleichnis unseres eigenen Lebens.

Drei parallele Mittelschiffe durchschneiden den fünfschiffigen Längsraum, ihm die Gestalt des Kreuzes aufprägend. Die von der Morgensonne durchglühete und zur höchsten Potenz der Leuchtwirkung erhobene Farbe der riesigen Glasgemälde überströmt den Raum, — es schimmert vom Reflex der gebrochenen Strahlen wie Blut und Tränen auf den steinernen Säulen und den Kreuzblumen des Chors. Wir wandeln im Zeichen des Martyriums, im Kreuz, und erleben die heilige Passion mit dem Realismus einer die Sinne gefangennehmenden, berückenden Vision.

Erhöht, ja eigentlich vollendet wird diese übersinnliche Erhebung unserer selbst in das Reich des Ewigen durch die Musik. Hunderte von Knaben- und Männerstimmen schlingen im Figurenwerk der *a capella*-Messe den unsterblichen Kranz um diese erhabenen Pfeiler, und ihr Gesang, aus der Nische eines Seitenchores quellend, ungesehen wie ein Lobgesang der Engel, berührt, den Raum wie mit Weihrauchwolken erfüllend, den Scheitel dieser unendlichen Wölbung. Die keusche Idealität der Knabenstimme, welche noch ahnungslos über den Tiefen menschlicher

Leidenschaft schwebend, dieselben nicht erfahren hat, sie ist ganz dazu angetan, diesen Raum mit ihrem silbernen unschuldigen Laut zu beleben. Sie ist die reine Blüte und der Gipfelpunkt der verklärenden Kunst, die hier alles in den Dienst ihrer keuschen Inspiration zieht. Wie herrlich würde erst eine Bach'sche Passion in diesen gotischen Säulengängen erklingen! Feiert nicht das Prinzip der Gotik, jener durchgeführte Verticalismus und die Verlebendigung der toten Materie in der Bach'schen Fuge dieselben Triumphe? Hier wie dort wird das starre theoretische Gesetz persönlichste individuellste Freiheit. Die Fuge ist die Melodie-
werdung der Harmonie. Es wird eine bis ins einzelste gehende Auflösung und Individualisierung in ihr erreicht, sofern die Harmonie aus fortlaufenden Einzelstimmen sich zusammensetzt, die alle neben- und ineinander den Charakter einer ausgeprägten Physiognomie sich bewahrend, nur Faktoren eines Totaleindrucks werden, der uns das letzte Wesen der Schönheit als das des lebendigen, gebundenen und doch freien Organismus enthüllt. So weit Architektur, Plastik, Malerei, Dichtkunst und Musik nach diesem Gesetz der Fuge sich in den Dienst einer höheren Einheit stellen und sich dabei die Freiheit ihrer Lebensäußerung im einzelnen wahren, muß auch im Gottesdienste etwas Vollendetes sich offenbaren. Das kritische Auge des Protestanten sucht nun, nachdem es durch die glänzende Hülle der Kunst gedrungen, die diesen Kultus, sollen wir sagen, schmückt oder verhüllt, — nach jener höheren Einheit, der alle diese Pracht im letzten Grunde dienen will.

III.

Aber noch ist dieser herrliche Dom im Dienst jener halben Wahrheit, die mit dem Reste des Christentums, der ihr geblieben, nur die Seele berauscht, ohne dem Gewissen zu genügen, die dem Worte Gottes seinen richtenden Ernst genommen und indem sie, das erreichbare Ziel christlicher Vollkommenheit zu einem Werke des Menschen machend, dasselbe in der Erfüllung kirchlicher Pflichten aufgehen läßt, damit der Gnade Gottes, als der alleinwirkenden, ihr Recht beeinträchtigt und so unterläßt, Gott zu

geben, was Gott ist. — Doch ich hebe hier zunächst nicht das hervor, was mich als Protestanten unbefriedigt ließ, sondern lieber, was ich dem Katholizismus in dieser Stunde verdankte.

Offen gesagt — ein erhabenes Schauspiel, das so schön auf keiner Bühne erreicht wird, — aber wenig, vielleicht nichts zur Stärkung meines Willens im Kampfe gegen das Böse in der eigenen Brust zu bieten vermag. Der Katholizismus läuft in seiner Zurückdrängung Christi hinter die Heiligen auf Idealisierung des Menschen, also im Grunde auf Selbsterlösung hinaus, er vergißt, daß die Herrlichkeitsgestalt der Kirche hier noch Gegenstand des Glaubens, nicht des Schauens ist, und daß gerade die Kreuzesgestalt und das ärmliche Kleid ohne äußere Gestalt noch Schöne zur Erscheinung der Kirche des Evangeliums hier auf Erden gehören muß, so wahr auch der Herr, dem sie dienen will, allen äußeren Glanz und Prunk des Auftretens verschmähte und nur durch die Kraft seines Wahrheitswortes geistig zu wirken bestrebt war.

Die katholische Kirche aber will schauen und nicht glauben. Purpur, Gold und Edelsteine, Titel und hochklingende Namen — Kronen und Sterne — sind ihr Kleid. Es ist nicht das Gewand Christi. Sie hat das Christentum nicht völlig erfaßt und gibt auf die tiefsten Fragen des menschlichen Herzens keine Antwort: wie werde ich gerecht vor Gott, der Herzen und Nieren prüft, und vor dessen bis auf den Grund forschenden Blick nur echtes Sein gilt und kein lügnerischer Schein genügt, — wie werde ich meiner Versöhnung mit Gott gewiß, wie komme ich zum Frieden eines guten Gewissens? — Auf alle diese Fragen verlangt der Katholizismus: tue das, was die Kirche zu tun fordert. — Der Wille der Kirche wird ohne weiteres mit dem Willen Gottes identifiziert, was unter der Voraussetzung, daß dieser zweifache Wille sich in allen Stücken deckte, schon einen Sinn hätte. Nun widerspricht der Wille der Kirche aber dem göttlichen auf Schritt und Tritt, wie er uns aus dem Evangelium entgegenblickt. Kirchenlehre des Katholizismus und Wort Gottes gehen oft himmelweit auseinander — und das Auge, das sich durch den äußeren Pomp des Kultus nicht blenden läßt, sondern stets sich auf das

eine, was not tut, richtet: wie erlange ich die Vergebung meiner Sünden, einen versöhnten Gott, und das zur Ruhe gekommene Gewissen? — der Blick, der auf den Grund dringt und sich darüber nicht täuscht, daß nur ein von Gott geschaffenes Gerechtfsein des Menschen genügen könne, bevor aus demselben das Gerechttun hervorgehen könne, wird sich unbefriedigt vom Katholizismus abwenden, der nicht Ernst genug mit der Sünde macht. Durch diese aber wird es dem Menschen, so wie er ist, unmöglich, vor Gott gerecht zu sein. Erst der durch Gottes Geist geweckte Glaube, der sich die Gerechtigkeit Christi aneignet, die Tat seiner Erlösung — also eine Tat Gottes — macht uns gerecht, nicht unser eigenes Tun.

Diese dem Protestanten ja meist geläufigen Gedankenreihen wurden in mir durch das Kennenlernen des Gegners wieder geweckt. Durch den Gegensatz wird einem nur die Richtschnur des eigenen Satzes wieder zum Bewußtsein gebracht. Um so unnötiger ist es, sich engherzig dem ergreifenden Eindruck der rein ästhetischen Seite des katholischen Kultus zu verschließen. Das künstlerisch Großartige in demselben, soweit es allgemein christlich war und nicht die dogmatische Differenz im Sinne des Hierarchy-katholischen hervortreten ließ, bewegte mich vielfach zu Tränen. So gleich das erste Mal beim Betreten des Domes, wo die Klänge des Chorgesanges, das Dämmerlicht des Säulengewaldes und die Regenbogenfarben der Malereien sich zu einem Totaleindruck verbanden, der die Seele wie mit einem Zauberschlage der Welt des Alltäglichen und Vergänglichlichen entrückte. Das zweite Mal, als ich auf die Orgelempore gestiegen war, um den ganzen Raum mit dem Menschenstrome zu überschauen, nahm das Auge ein gewaltiges Bild auf, wie ein solches nicht so leicht vergessen wird.

Merkwürdig berührt auch der Gemeindegesang im Kölner Dom. Innerhalb einiger Akkorde sich hin und her bewegend, durchaus musikalisch erfindungsärmer als unser evangelischer Choral, aber durch die Massenwirkung imponierend, lag in dieser Art zu singen etwas Elementares; es trat gleichsam die betende Volksseele in die Erscheinung. Unser meist so flau gesungener Choral

konnte sich an Großartigkeit diesem Massengesang nicht an die Seite stellen. Wenn unsere Gemeinden doch ordentlich singen wollten — unser, nicht der katholische Gesang wäre die Krone des Kirchengesanges, denn er ist musikalisch unvergleichlich viel reicher und bietet der Volksseele gewiß den gleichen Spielraum zur Entfaltung. Aber — und hier müssen wir immer wieder vom Katholizismus lernen — dieser diszipliniert die Massen besser und steckt das Ideal des zu Erreichenden viel weniger hoch. Vielleicht wird darum eine Wirkung auch eher erreicht. — Wem vergleichen soll ich diesen Gesang, in dem weniger das Musikalische, als das Psychologische fesselt! — Eine Klage herrscht in ihm vor, gewaltig und zum Himmel strebend. Ein Kollektiv-Subjektivismus seltsamster Art — die Volksseele, mit einer Sprache der Leidenschaft Akzente des Gefühls erklingen lassend, wie sie ein Kunstchor niemals erreicht. Einem langsam sich dahinwälzenden Lavastrome gleichend, hatte diese Art des Gesanges etwas Zähes, Passives und Melancholisches — die dröhnenden Bässe der Orgel, welche dem Ganzen die Grundlage gaben, gleichen erratischen Felsblöcken, die hier und da aus der sich weiter bewegenden Metallmasse hinaufragend, ihr Bett abgrenzen und eindämmen.

Die Orgel folgt, ohne das Ganze in ein philiströses, schematisches Gleichmaß zu zwingen, vielmehr nur andeutend und dem Massengesang seine Schattierung gebend. Dadurch wurde dem Gesange ein rhapsodischer Naturalismus freier Art gewahrt. Die dröhnenden Grundbässe der Orgel, die man meist allein durchhörte, waren das feste Fundament, auf dem sich der musikalisch sehr einfache Gesang in der Großartigkeit einer freien Improvisation aufbaute.

IV.

Mir fällt ein etwas trivialer Vergleich ein, der aber die Sache am besten auszudrücken scheint, auf die es ankommt und andeuten soll, wie die Orgel begleiten muß, wenn es sich um den naturalistischen Chor von Tausenden handelt.

Wir wundern uns oft, wie taktfest die Pferde im Zirkus
 Heimatstimmen. 21

nach der Musik tanzen und staunen über die Kunst der Dressur. Die Sache hängt aber vielmehr bekanntlich so zusammen, daß sich weniger die Pferde nach dem Orchester, sondern das Orchester nach den Pferden richtet.

Sache des Dirigenten ist es hier, solches nicht merken zu lassen. Die Kunst des Nachgebens wird er in diesem Falle mit dem guten Begleiter gemein haben. Freilich wurde der Organist im Dom als Begleiter auch durch die sehr einfache Harmonie des Kirchengesanges unterstützt. Unser Choral malt nicht al fresco — er ist meist im Vergleich zu dem, was ich hier hörte, zu detailliert ausgeführtes Gemälde. Ein wichtiger, sofort ins Ohr fallender Unterschied für den evangelischen Zuhörer blieb übrigens die allerdings beschämende Tatsache, daß hier die Orgel nicht erdrückende Beherrscherin oder oft leider nur Solistin, sondern wirklich die Unterlage eines kräftigen Gemeindegesanges war, während in evangelischen Stadtkirchen meist der Gesang des Chorals von einer so betrübenden Dürftigkeit ist, daß von einer Erbauung durch ihn nicht die Rede sein kann.

Die größte Orgel — die vorhandene war kein ganz neues Werk mehr — müßte in diesem riesigen Raume nie den Eindruck des Zuviel hervorrufen. Und nun denken wir uns das Innere der Kirche Kopf an Kopf gefüllt! Von oben gesehen, ein groteskes Bild. Die Transsubstantiation wird zugleich an beiden Altären vollzogen — die Tausende und Abertausende knien nieder — eine Anzahl von Händen bewegt sich zum Schlagen des Kreuzes — es kommt ein Leben in die starre kompakte Masse, das ganz eigentümlich berührt. Ich übergehe das Anstößige im Gebahren des Priesters, das handwerksmäßige Hin- und Hergehen, Händefalten, Hinknien und Wiederaufstehen, das affektierte Ausbreiten und Zusammenschlagen der Hände, das marionettenhafte sich Verbeugen — auf Schritt und Tritt stoßen dem scharf beobachtenden Protestanten profane äußerlichkeiten und Formalitäten auf, die ihn höchst unsympathisch berühren. Nach Abzug alles spezifisch katholisch-dogmatischen im Kultus bleibt des rein künstlerischen noch genug übrig, um einen nachhaltigen Eindruck von dieser Stunde mit fortzunehmen. — Um

12 Uhr fand eine kurze deutsche Predigt statt. Ein bartloser Priester, mit jenem schlauen und verschmitzten Gesichtsausdrucke, den ich oft an diesen „Diplomaten Gottes“ schaute, besteigt die Kanzel, das Volk wogt und schiebt sich vorwärts und umgibt bald in dichtgedrängten Scharen den Redner. Es war eine Predigt über die Beichte, der man die formalistische Schulung der Jesuiten anmerkte: scharfsinnig, klar, begriffspaltend, aber ohne Gemütswärme, den Eindruck einer Advokatenleistung hinterlassend, der es weniger darauf ankommt, im ethischen Sinne zu wirken und das Gewissen zur Buße zu wecken, als vielmehr eine möglichst klare Definition und psychologische Analyse des Begriffs zu geben.

Von den fünf Erfordernissen der wahren Buße sind mir im Gedächtnis geblieben: Bekehrung des Geistes, des Gemütes, des Willens und endlich die Bekehrung im Werke. Auch die „Bekehrung des Geldbeutels“ wäre noch gesondert zu erwähnen gewesen. Jedenfalls eine im Zeitalter der sozialen Frage äußerst zeitgemäße Bemerkung! (Ich leugne übrigens ganz und gar nicht, daß in dieser Beziehung uns der Katholizismus ganz bedeutend voraus ist. Da wird bedeutend mehr für kirchliche Zwecke als bei uns geopfert. In dieser Beziehung gilt's viel von ihm zu lernen!) — Sehr deutlich war die vorzüglich artikulierte Aussprache, bei nicht sehr lautem Organe, so daß man den Redner sehr weit hören konnte. Auch zeigte sich die gute Kenntnis des Vermögens der Zuhörer darin, daß die nicht über 20 Minuten währende Predigt in ihrer Länge ein sehr nachahmenswertes Maß hielt, was schon im Hinblick auf die stehende Zuhörerschaft eine notwendige Bedingung war.

Nach Schluß des Gottesdienstes lösten wir zur Besichtigung der Türme beim Portier die notwendigen Einlaßkarten.

Diese Domschweizer, durchaus edle und würdevolle Erscheinungen, wandeln, durch ihre hohen Barets und langen scharlachroten Gewänder weithin kenntlich, mit ihren hohen, silberbeschlagenen Stäben während des Gottesdienstes im Schiffe der Kirche hin und her, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Oft bemerkte ich sie, Menschen aufmerksam darauf machend, daß

während des Kultus das Hin- und Herpazieren und Mustern der Gemälde unterlassen werde. Immerhin auffallend ist es, wie wenig Takt viele Besucher des Gotteshauses in dieser Beziehung an den Tag legen.

Die profane Touristenneugier, die „aus dem Genuß in die Begierde stürzend“, möglichst viel sehen und „für ihr Geld“ aufnehmen möchte, drängt sich in jeden Raum hinein, und nachgerade gibt es in der weiten Welt kaum mehr ein geheiligtes Plätzchen, wo der sinnende Geist sich sammeln könnte, um Eindrücke in sich aufzunehmen, die zu ihrer Verarbeitung die Stille so notwendig brauchen. Am widerwärtigsten berührt dieses moderne Reiseumantelstertum in einem Gotteshause. Übrigens begünstigen die oft dem Uneingeweihten noch stärker auffallende Zusammenhanglosigkeit des katholischen Gottesdienstes und diese so riesigen Räume eine Unruhe und ein Kommen und Gehen in der Versammlung, die im evangelischen Kultus unmöglich wäre.

Fünfhundertachtzehn massive Stufen führen bis zur letzten Galerie der Türme. Es ist ein gutes Stück Arbeit, hinaufzuklimmen, das herrliche Panorama über den Rhein und die an seinen Ufern sich ausdehnende Stadt entschädigt aber reichlich für den Aufwand an Schweiß und Atem. Übrigens ist der Ausgang sehr bequem, die Stufen sind breit und monumental, wie denn sich hier alle Einzelheiten des wunderbaren Bauwerks von einer Solidität und Festigkeit ausweisen, daß man wohl den Eindruck gewinnt, daß hier für Jahrhunderte gebaut wurde.

Auf den Treppenabsätzen, welche sich immer nach einiger Zeit wiederholen und wo man genügenden Raum zur Erholung findet, von den Galerievorsprüngen und aus den Fenstern bietet sich manch ein entzückender Blick nach außen auf das große Stadtbild zu den Füßen oder nach innen auf den Wald von Türmchen und Bogen, die in ihrer zierlichen Steinschnitzarbeit und luftigen Auflösung in Kreuzblumenschmuck den Eindruck erzeugen, als befinde sich der Stein im Zustande partieller Extase. Auch läßt sich der Doppelturm hier genau übersehen, wie er sich, in die zierlichste Kreuzblumenverbrämung auslaufend, bis zur höchsten

Spitze immer mehr verjüngt. Auffallend ist dem Beschauer, wie auch die einfachste und verborgenste Tür, die man im Turm bis nach oben passiert, aus massivem Eichenholz gearbeitet und künstlerisch verziert ist. Besonders schön ist auf der Höhe des Domschiffs die Galerie, welche von innen um den ganzen Dom herumläuft und den genauesten Anblick der großen Glasgemälde ermöglicht, die man von diesem Standpunkt aus genau auf ihre minutiöse Detailausführung prüfen kann. Es sind immer vier lebensgroße Figuren aus der heiligen und der Kirchengeschichte, die uns hier, angetan mit den Attributen ihrer Würde und dem symbolischen Zeichen ihrer Bedeutung, entgegentreten.

Der Geist vertieft sich in eine vergangene, große Geschichte und schaut bewundernd zu den Männern hinauf, die das Fundament jener Kultur unter blutigem Schweiß legten, auf deren Boden das leichtlebige und religiös vielfach so unwissende Geschlecht unserer Tage daherwandelt, oft nichts ahnend von der Mühe jener Glaubensarbeit, ohne die wir vielleicht noch in den Sümpfen und Urwäldern unserer bärenfellbekleideten Vorfahren stecken würden. Ein Blick nach unten in den wimmelnden Raum der Kirche, wo sich Betende und Neugierige, Glaubende und Weltkinder durcheinanderschieben, ruft mich wieder in die Gegenwart und erinnert mich daran, daß in unserer bildungsstolzen und bildungsatten Zeit, wo es einem allerdings leicht genug gemacht wird, mit einem Blick und einem Gange eine ganze Kulturepoche mit den Resultaten ihrer mühevollen geistigen Arbeit in sich aufzunehmen, bei aller Breite, die der große Strom der allgemeinen Bildung einnimmt, doch eins fehlt: die Tiefe, die immer mehr verloren zu gehen droht, in dem Maße als Eisenbahn und Dampfschiff die Grenzen aufheben, die früher zwischen Nationen und Ländern gezogen waren. Die Welt wird immer mehr ein großer Ballsaal des Vergnügens — und wer das meiste Geld in der Tasche hat, ist am leichtesten in der Lage, das ganze Menschenleben für ein „ungeheures Pläsir“ zu halten und dementsprechend seine „Grundsätze“ praktischer Lebensweisheit einzurichten.

Übrigens hat ja Gott auch hier glücklicherweise dafür ge-

sorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und daß hin und wieder der Geist Bankos an den Tafeln der Welt erscheint und die Dessertfreuden stört. — Der Kölner Dom, ein Zeuge der Vergangenheit, deren Glaube den Entschluß zu großen religiösen Taten zu fassen vermochte, während die Gegenwart, die Zeit der Riesenbahnhöfe, Theater und Restaurants, der Bierpaläste und Aktiengesellschaften — auf dem Gebiete des Glaubens reicher an Worten zu sein scheint, als an Taten! Ich übersehe hier keineswegs die Werke der inneren Mission. Aber es ist nicht gut denkbar, daß die Heimat der deutschen Reformation, welche allein schon den Bau eines geistigen Domes bedeutet, der den Kölner an Großartigkeit überbietet, — nicht noch fähig wäre, wieder große Taten aus ihrem Schoße herauszubehären, große Taten auch auf religiösem Gebiete, die den Vergleich mit den Glaubenswerken der Vergangenheit nicht zu scheuen brauchen.

Eine Zeit beginnt zu säen und zu bauen, was die andere erntet und vollendet. So war es ja immer. In diesem Sinne birgt aber auch unsere Zeit gewiß schon Taten, die eine große Zukunft in Aussicht stellen.


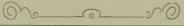

Der Dom der Zukunft! Wer wagt schon heute seine Umrisse und Wunderblumen dem fragenden Blicke zu entwerfen! —

Wer einst in Bayreuth vor dem verdeckten Orchester gesessen und den Vorhang sich teilen sah vor dem wunderbaren Panorama des Bühnenweihesfestspiels, der wird nicht so leicht vergessen, was er sah. Der Wald um Montsalvage lichtet sich unter den Klängen der Zukunftsmusik — durch dunkle Felsen- und Blätterwildnis dringt der staunende Blick in die Ferne, — weither ertönt näher und immer näher Glockengeläut — und aus der Morgendämmerung treten immer schärfer und bestimmter die idealen Formen des Gralsdomes hervor, dessen lichtgesättigter Kuppel immer voller der helle Morgenglanz entströmt. — Parsifal! Letzte Worte und letzte Werke sterbender Meister und Führer auf dem Gebiet geistigen Lebens haben oft etwas Prophetisches. Ihnen ist es zuweilen gegeben, das Geheimnis der Zukunft auf Augenblicke zu lüften. Meist unbewußt greift der Geist in einzelnen Äußerungen seines geheimnisvollen Lebens

hinüber in die Welt des weissagenden Gedankens und schaut Bilder von sibyllinischer Tiefe und Schönheit.

Unsere Zeit, reich an sozialen Gefahren und Nöten, enthält auch Kräfte der Wiedergeburt und Erneuerung, um die sie beneidet werden könnte und selig zu preisen ist das Geschlecht der Zukunft, das ernten dürfen wird, was verflossene Jahre gesät haben.



fürstl. priv. Hofbuchdruckerei (J. Mischlaff) Rudolfsbad.

